DAS LAND
R
PYRAMIDEN

7-6

BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE ROMA
1
36 -H
29

6-645

LIBRERIA
VALENTINER & MUES
MILANO
Corso Vittorio Emanuele
dirimpetto al n°5

Digitized by Google

Das

alte Wunderland der Pyramiden.

Otto Spamer's

Jugend- und Hausbibliothek.

Mit vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, kolorirten Bildern, Karten ꝛc.

Dritte Serie.

Sechster Band.

Erzählungen aus dem Alterthum

oder

Vor tausend und abertausend Jahren.

I.

Das alte Wunderland der Pyramiden.

Von

Dr. Karl Oppel.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, Karten u. s. w.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1868.

Das Land der Pyramiden. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Triumphzug des Pharao.

Das alte Wunderland der Pyramiden.

Von

Dr. Karl Oppel.

Zweite vermehrte Auflage.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das

alte Wunderland der Pyramiden.

Geographiſche, geſchichtliche

und

kulturhiſtoriſche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte

ſowie

des Verfalls des alten Aegyptens.

Von

Dr. Karl Oppel.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Mit 160 in den Text gedruckten Abbildungen, 10 Ton- und Buntdruckbildern, einer Karte des Thales von Piom, ſowie einem Vogelſchau-Plane der Denkmäler im Nilthale.
Nach Zeichnungen von E. F. Klimſch und Anderen.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1868.

Verfaſſer und Verleger behalten ſich das Recht der Ueberſetzung vor.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort

zur ersten und zweiten Auflage.

Zur richtigen Würdigung vorliegender Arbeit fühle ich mich gedrungen, Folgendes zu sagen:

Der Zweck dieses Buches ist, in weiteren Kreisen aufmerksam zu machen auf jenes merkwürdige Volk, von welchem alle anderen Völker um das Mittelmeer den größten Theil ihrer Kultur erhalten haben, und das somit selbst auf unsere moderne Gesittung von dem wesentlichsten Einflusse war. Das Buch ist nicht für Gelehrte bestimmt, sondern für Gebildete aller Stände, namentlich auch für die Jugend. Darum besteht es aus einzelnen Bildern, welche sich aber gegenseitig ergänzen; darum habe ich mich auch bemüht, lebendig und anziehend zu schildern; die Lektüre des Buches soll nicht blos Belehrung bieten, sie soll ein Genuß sein.

Nicht minder habe ich aber auf Gründlichkeit, Wahrheit und Treue gehalten. Mit Sorgfalt habe ich die Nachrichten der alten Schriftsteller (Diodor, Herodot, Josephus, Plutarch ꝛc.) sowol mit den Werken der neueren (Braun, Brugsch, Bunsen, Champollion, Lepsius, Minutoli, Ritter, Seyffarth, Strauß, Uhlemann, Volney, Wilkinson ꝛc.), als auch mit den Wandgemälden verglichen; habe zu richtigem Verständnisse altägyptischen Lebens die ägyptischen Museen in London, Paris, Berlin, Frankfurt, Genf ꝛc. — zum Theil wiederholt — besucht, so daß ich mit Zuversicht hoffen darf, es kommt in dem ganzen Werke nicht Ein Zug vor, der nicht echt ägyptisch wäre.

Auch hinsichtlich der unbedeutendsten Nebendinge bin ich vorsichtig und streng gewesen. Ich würde Seite 174 nicht von elfenbeinernen Würfeln gesprochen haben, wenn ich sie nicht in den erwähnten

Sammlungen mehrfach gefunden hätte; würde Seite 200 keinen Bären erwähnt haben, wenn er sich nicht in einem Grabmale bei Gurnah (im Gebiete des alten Theben) abgebildet fände unter den Dingen, die dem siegreichen Könige vorgeführt werden; der „fischende Lord" Seite 18 ist genau nach einem ägyptischen Wandgemälde geschildert, welches Wilkinson, III., 52, wiedergegeben hat ꝛc.

Ich sage, Hapi (Apis) hatte einen weißen Fleck in Gestalt eines Dreiecks auf der Stirne — und nicht eines Vierecks, wie uns von Plinius berichtet wird; denn ich habe unter den ägyptischen Alterthümern Bronze-Statuetten des Hapi gefunden, welche die Figur eines Dreiecks, nirgends aber solche, die ein Viereck auf der Stirne hatten. — Bei Rhampsinit lasse ich (Seite 219) den beiden Wachtposten nicht die Bärte abrasiren, wie Herodot (II, 121) erzählt, sondern das Haupthaar. Ersteres war gar nicht möglich, da in Aegypten Niemand seinen natürlichen Bart trug, Letzteres aber lag sehr nahe, da nicht nur die Priester, sondern alle Wohlhabenderen, Gebildeteren sich aus Reinlichkeits-Rücksichten den Kopf kahl schoren; man trug dann entweder ein anliegendes Käppchen, oder nur das bekannte Kopftuch, oder — sehr häufig — eine Perrücke.

Der Brief, welchen ich König Jahmes (Amasis) an Polykrates schreiben lasse, lautet etwas anders, als der, welchen Herodot mittheilt. Den Wortlaut kannte Dieser ja so wenig, als wir ihn kennen; er faßte den Brief ab, wie ihn ein Grieche geschrieben haben würde; ein Aegypter aber konnte gar nicht so schreiben, denn der Brief ist durch und durch ein Ergebniß griechischer Anschauungsweise. Von der „Mißgunst der Götter" konnte ein Grieche, aber kein Aegypter sprechen.

Das Lied Seite 193 und 194 ist von Uhlemann nach dem 139. Kapitel des Todtenbuches verfaßt.

In Nitokris wird man das Urbild unserer Aschenbrödel finden. Diese ägyptische Sage ist unter mancherlei Modifikationen in die Sagenwelt verschiedener europäischer Nationen übergegangen.

Einige Male habe ich mir — aber nur in durchaus unbedeutenden Nebendingen — eine kleine Auslassung oder Aenderung erlaubt, weil sich Manches heute nicht sagen und wiedergeben läßt, was die Alten ohne Scheu erzählen konnten, wie z. B. der Gruß, welchen (Herodot II, 162) Amasis dem Könige Apries schickt.

Im Uebrigen sind alle Hauptthatsachen streng historisch erzählt, die Nebendinge aber getreu nach altägyptischem Leben und Sein geschildert.

Hinsichtlich der Namen habe ich jedes Mal sorgfältig verglichen, wie sie in den Hieroglyphen lauten, und demnach hatte ich in der ersten Auflage auch stets Har statt Horus, Netkro statt Nitokris, Pilak statt Philä u. s. w. geschrieben. Warum soll man die Namen falsch lesen, wenn man weiß, wie sie richtig gelesen werden? Und wozu wären denn die Ergebnisse der Geschichtsforschung, wenn sie nie aus den Werken der Gelehrten in die für die Laien bestimmten übergehen sollten? Nun aber bin ich mündlich und schriftlich so vielfach gebeten worden, bei der zweiten Auflage die altbekannten, obwol falschen Namen zu gebrauchen (der Vater verstehe seinen Sohn nicht, weil er wol Rhampsinit, aber nicht Rameſſu kenne ꝛc., — der Genuß des Lesens werde beeinträchtigt durch die ungeläufigen Namen u. s. w., u. s. w.), daß ich nachgegeben habe — obwol mit leicht begreiflichem Widerstreben — und in dieser zweiten Auflage die richtige Lesart zwar angeführt, die hergebrachte aber im Texte gebraucht habe. — In der ägyptischen Chronologie besteht bekanntlich noch manche Unsicherheit; ich habe mich in der Hauptsache nach Bunsens Annahme gerichtet.

Ein Rezensent war empört darüber, daß ich die „zehn Plagen" natürlich erkläre und meint, solche rationalistische Ansichten gehörten in kein Buch für Jugend und Volk. Unser Beider Standpunkt ist zu verschieden, als daß wir mit einander rechten oder uns verständigen könnten. Er will das Volk im Buchstaben-Glauben erhalten wissen; ich will Licht für Alle, — wir Zwei passen nicht zu einander.

Alle übrigen mir zugekommenen Rezensionen sprechen sich beifällig aus; es ist dem Buche von mancher Seite her viel Ehre erwiesen, ja es ist in mehrere fremde Sprachen und erst in den letzten Monaten nach den Aushängebogen der zweiten Auflage in's Russische übersetzt worden. Fürwahr, mehr Ehre als ich je gehofft hatte! Mein redliches Streben bei dieser zweiten Auflage ist dahin gegangen, mein Werk zu verbessern, so weit meine Kräfte und der vergönnte Raum es verstatteten. Der Abschnitt über den Suez-Kanal und die ausführlichen Fingerzeige und Rathschläge für Nilreisende werden hoffentlich manchem Leser willkommen sein.

Noch muß ich aufmerksam machen auf die Illustrationen. Durch die mit nicht unbedeutenden Opfern verknüpfte Bereitwilligkeit des Herrn Verlegers, des Pädagogen unter den Buchhändlern, ist es möglich geworden, Alles zu veranschaulichen, was irgendwie einer Veranschaulichung bedurfte.

Bei dieser neuen Auflage ist eine ganze Reihe minder gelungener Abbildungen durch bessere ersetzt worden, eine Menge neuer ist hinzugekommen. Das Format ist vergrößert, die Zahl der Bogen von 20 auf 22½ erhöht, die der Illustrationen von 142 auf 160 gebracht worden. Wir haben auch diesmal mit einander illustrirt. Ueberhaupt wird der Leser leicht herausfühlen, daß das ägyptische Alterthum ein Steckenpferd von uns Beiden ist, und daß man in dem vorliegenden Buche ein mit Hingebung und Sorgfalt gehegtes Schoßkind vor sich hat.

Möge es auch dies Mal wieder bei dem Publikum freundliche Aufnahme finden!

Dr. **Karl Oppel.**

Berichtigungen.

Seite 39, Zeile 16 Maachmar muß heißen: Ma achmar.
„ 104, „ 4 muß das Wort Hinweg getilgt werden.
„ 278 letzte Zeile lies 279 statt 281.
„ 291 lies in der Ueberschrift 1798 statt 1789.

Inhalt des Buches.

I.

Land und Volk.

Die Reise vor dreitausend Jahren.
1. Das gesegnete Wunderland Aegypten 3
2. Von Syene bis Theben 12
3. Die Hunderthorige 17
4. Der sogenannte Möris-See 23
5. Von Memphis bis zum Meere 28
6. Die Oasen 34

Der Nil.
1. Das Leben des heiligen Nil 36
2. Der Schöpfer und Erhalter des Landes 41

Aegyptens Landplagen.
1. Die Heuschrecken 47
2. Der Chamsien 51
3. Die Pest 54

Ein Tag aus dem Leben eines ägyptischen Königs 57

Der Sohn der Sonne ist todt 63

Kolossale Steinmetz- und Bildhauer-Arbeiten in Aegypten 69
1. Die Obelisken 70
2. Die Sphinxe 74
3. Die Kolossal-Statuen 78
4. Die Särge 83

Die Riesenbauten Aegyptens 85
1. Die Tempelpaläste 89
2. Die Pyramiden 95
3. Die Felsentempel 109
Die Säulen und Träger der ägyptischen Prachtbauten 115
4. Die Felsengräber 119

Wie die alten Aegypter ihre Geschichte und ihr Leben malten 123

Die Hieroglyphen 147

Die Götter Aegyptens.
1. Die Götter selbst 153
2. Darstellung der Götter 157

II.

Sagen und Geschichtliches.

Seite

Osiris und Isis.
1. Des Osiris Geburt, Leben und Tod 169
2. Horus, der Rächer 175

Nitokris.
1. Des Weinhändlers Töchterlein 181
2. Die Wittwe 186

Sesostris oder Rhamses II.
1. Ein großer Held 189
2. Im Frieden 198

Rameffu V. oder Rhampfinit.
1. Der König und sein Schatz 204
2. List über List 214

Psammetich.
1. Die Zwölfherrschaft 225
2. Der Einzelherrscher 229

Apries und Amasis.
1. Der Held Apries 236
2. Die Regierung des Königs Amasis 241
3. Polykrates 247

Psammenit und Kambyses.
1. Bis zur höchsten Macht des Perserkönigs 253
2. Zerfall und Ende 261

Wie es weiter in Aegypten ging.
1. Die Perser und Ptolemäer 269
2. Die letzten achtzehnhundert Jahre 281

Die Franzosen in Aegypten.
1. Das Jahr 1798 291
2. Fortgang und Ende der Expedition 301

Schluß. Blick in die Gegenwart.
1. Das heutige Aegypten 313
2. Der Kanal von Suez 321
3. Blick auf die wichtigsten erhaltenen Denkmäler aus dem Alterthum . . 332

Die **Tonbilder** gehören:

Triumphzug des Phra (zu Seite 200) . . . . . Titelbild
Frontispice. Vor den Titel. gegenüber der Seite
Karte des Thales von Piom 25
Chamsien 52
Pyramiden bei Sonnenuntergang 106
Felsentempel von Epsembol 112
Sohn der Sonne holt seine Braut 185
Auszug der Krieger des Psammenit 235
Antonius und Kleopatra 279
„Vierzig Jahrhunderte schauen auf euch herab!“ 295
Kampf der Franzosen und Mameluken 305
Denkmäler des Nilthales 332

Digitized by Google

Sach- und Namenregiſter

sowie

Verzeichniß der dargeſtellten Gegenſtände.

Die fetten Ziffern bezeichnen Artikel mit Abbildungen.

Abu Hamud 336.
Abukir, Schlacht bei 305.
Abukir, Seeſchlacht bei 296.
Abuſimbel 110, 332, **333.**
Abuſir 340.
Achilles 286.
Achmunein 338.
Aegyptiſches Inſtitut 298.
Albuquerque 46.
Alexander 273.
Alexandreia 274, **277.**
Alexandria 273, **313.**
Allerheiligſtes 86.
Amada 333.
Amaſis 242 bis 252.
Amaſis wird König **241.**
Amenemes Mares 26.
Amenhotep 68, 79.
Amun 154.
Amun, Oaſe **6,** 7, 263.
Anepu **161.**
Anta 156.
Antiquitätenhändler 316.
Antonius 278 bis 280.
Antonius und Kleopatra, Tonbild **278.**
Anuke 154.
Apis **164,** 266.
Apisgrab **31.**
Apries 236 bis 244.
Apries in der Schlacht **236.**
Armais 195, 195.
Armont 336.
Artaxerxes 270.
Aſſaſif-Thal 338.
Aſſuan 335.
Atbo 15, 318, 319, 335.
Aurelianus 286.
Ausſchiffung der franzöſiſchen Armee **291.**
Ausſtellung, Pariſer 319.

Bahr — bela — ma 27.
Bahr Juſef 338.
Ballah 324.
Ballſpiel **128, 129.**
Barken **11.**
Bartja 259.
Belliard 306.
Belzoni 108.
Benah 322.
Beni—Haſſan **116, 119,** 339.
Bert Oualli 334.
Biban el Moluk 316, 338.
Birket el Kerun 339.
Bogenſchützen **203.**
Bogenſchützen, perſiſche **263.**
Brauteinholung durch den König, Tonbild **185.**
Bretſpiel **126.**
Brugſch 312.
Brunnen ohne Grund 105.
Bubaſtis 33, 322.
Bulak 96, 318.
Buonaparte 291 bis 307.
Buonaparte in der Wüſte **301.**
Byblus 176.

Cäſar 278.
Cäſarion 280.
Campbell's Zimmer 108.
Caracalla 286.
Caſſius 278.
Caviglia 108, 341.
Chaluf el Terraba 326.
Chamſien 51, Tonbild **52.**
Chib 44.
Cholera 55.
Chufu 29.
Claudius 286.
Conſtantin 283.
Contralato 336.

Dahabieh 330, **331.**
Dakke 333.
Damengeſellſchaft **123,** 125.

Damentoilette **145.**
Dandur 334.
Dar el Wali 334.
Daviſon's-Zimmer 108.
Demotiſche Schrift **151.**
Denderah 338.
Denkmäler des Nilthals, Tonbild **332.**
Derkut 288.
Derr 332.
Diocletian 286.
Doppelkrone **62.**
Dſcheſiret el Birbe 335.
Dſcheſiret el Sag 335.
Dſchirſcheh 87.
Dſchiſeh 96.
Dſchorn Hoſſein 87.

Eah 155.
Eahhotep 319.
Ebſambol 110, 332, **333.**
Edfu 15, 90, 318, 335.
El Akalteh 336.
El Bairat 336.
Elephantine 335.
El Guiſr 324, **325.**
El Kab 335.
El Lahun 339.
El Moëss 287.
Entzifferung 152.
Epſambal 110, 332, **333.**
Erhöhung des Bodens 42.
Erment 336.
Erſtürmung einer Feſtung **233.**
Erwachen, ſeltſames **219.**
Esbekieh 107.
Esneh 16, 86, **93,** 336.

Fanatiker, zur Empörung aufrufend **309.**
Fata Morgana 293.
Fayum 27, 339.
Fellah 315 bis 318.
Fellahwohnungen **317.**
Felſengräber **119, 122.**
Felſentempel von Epſambal, Tonbild **112.**
Ferdane 324.
Firmus 286.
Fiſcher **134.**
Fleiſchfarbe 126.
Foſtat 287.
Franzoſen, die, vor den Pyramiden, Tonbild **295.**
Franzoſen, die, gegen die Mameluken, Tonbild **305.**

Gan ibn Gan 97.
Giauher 287.
Glasbläſer **133, 134.**
Götter Aegyptens **152** bis **166.**
Grabkammer Ramenka's **104,** 108.
Gurnah 336.

Hadrian 82.
Hadſchar Silſilis **115,** 335.
Hapi **164.**
Har 156, **161,** 170 bis 180.
Harmai 195, 198.
Har-pe-Kroti 156.
Harpokrates 282.
Harueri 156.
Hathar 155.
Hausgeräthe 123.
Heliopolis 33, 341.
Heravlius 286.
Heuſchreckenzug **47.**
Hieratiſche Schrift 150, **151.**
Hieroglyphen **147** bis **151.**
Hieron 274.
Höhe, vergleichende, merkwürdiger Gebäude 98, **99.**
Hopra 236 bis 244.
Horus 156, **161,** 170 bis 180.
Hypatia 285.

Jaffa 302.
Jahmes 242 bis 252.
Jaro 4.
Ibis 44.
Ichneumon 13, **16.**
Ilak 6.
Imam **289.**
Ipſamboul 110, 332, **333.**
Iſi, Iſis 156, **158,** 169 bis 180.
Ismaël Paſcha 319.
Ismaila, 323.

Kafr 336.
Kairo 341.
Kairo's Gründung 287.
Kalabſche 334.
Kalla 335.
Kambyſes 254 bis 268.
Kanſu 288.
Kantarah 324.
Karbaſſy 334.
Karnak 90, 336, **337.**
Kaſanine 322.
Katakomben 315, **320.**
Keft 20.
Kemi 4.
Kleber 293, 307 bis 310.
Kleopatra 277 bis 280.
Kleopatra und Antonius, Tonbild **279.**
Kleopatra's Nadeln **73.**
Königsgericht **181.**
Königsſchloß **204.**
Koloſſal-Statuen 78.

Kopten 314.
Korti 333.
Krieger verschiedener Waffengattungen 195, 229.
Kriegsgefangene 141.
Kriegsschiff 192.
Krokodil 12, 13, 14.
Kürschner. 132.
Kubir 305.
Kypros 245.
Kyrene 241.

Labyrinth 24.
Lagos, Lagiden 273.
Lalibala 46.
Laternen 208.
Latopolis 86, 336.
Lepsius 311.
Lesseps 321 bis 328.
Leuchtthurm 275.
Lotos 171.
Ludwig, der Heilige 288.
Luxor 336.

Ma achmar 39.
Maihar 270.
Malerei 123, 11, 62, 81, 88, 123 bis 146, 192, 203, 229, 233.
Malta 292.
Mameluken 288, 294.
Mameluken-Gräber 341.
Marabu 41.
Mariette 318.
Masi 163.
Masr 287.
Matarieh 341.
Med-a-Mud 336.
Medinet Abu 336.
Memnon 80.
Memnonsbildsäulen 78, 79, 336.
Memphis 28.
Menou 310.
Ment 154.
Menzaleh 324.
Meroë 27.
Mitraheuni 341.
Moadham 288.
Mörisee 23.
Moraspiel 128, 146.
Morgengottesdienst des Königs 57, 59.
Mosesbrunnen 328.
Murat 305.
Mustabat el Faraun 340.
Mustapha 306.
Mustansir 45.
Mysterien 180.

Nadeln der Kleopatra 73.
Natronseen 31.
Nebthi 156.
Nebukadnezar 236.
Nedschem Eddin 288.
Nef 154.
Net 153, 159.
Netkro, Nitokris 181 bis 188.
Nilpferd 21, 22.
Nilreise 330 bis 339.
Nilboot 331.
Nordländer 144.

Oase Amun 263.
Oasen, Nahe 6.
Obelisken 70, 71, 73.
Octavianus 279.
On 33, 341.
Opfer 153, 157.
Orakelspruch 281.
Osirapi 164.
Osiri 156, 158, 163, 169 bis 180.
Osymandias 336.

Palmenweiher 142.
Pape 26.
Papyrus 147.
Pascht 154.
Pe 154.
Pelikan 41.
Perdikkas' Zug nach Aegypten 269, 273.
Persische Bogenschützen 263.
Persischer Kriegsrath 253.
Pest 54.
Pestkranke vergiftet 304.
Phanes 254.
Pharos 274.
Philä 1, 6, 7, 89, 335.
Pilak 6.
Piom 25, 339, Karte 23.
Pithom 15.
Polykrates 247 bis 252.
Port Saïd 323.
Prexaspes 259 bis 268.
Privatgebäude 85.
Prokesch 122.
Psammenit 253 bis 256.
Psammetich 225 bis 235.
Ptah, 154, 159.
Ptolemäos 273.
Puroma 29.
Pylonen 89, 94.
Pyramide Chufu's 29.
Pyramiden 85, 339.
Pyramiden-Besteigung 94.
Pyramiden-Durchschnitt 102.
Pyramiden bei Sonnenuntergang, Tonbild 106.
Pyramiden, Schlacht bei den 295.

Ra 155, 159.
Ramenka's Grabkammer **104**, 108.
Ramenka's Sarg **68**, 84, 108.
Rameſſu V., Rhampſinit 204 bis 224.
Rameſſu in ſeinem Schatzhauſe **211.**
Rhamſes II. 189 bis 203.
Rhamſes III. 122, **145.**
Regenpfeifer **14.**
Reiher **41.**
Rem-en-Kemi 4.
Rigl Faraun 27.
Rothes Meer 328.

Sabna (Wadi) **74**, **76**, 333.
Särge **83.**
Säulenarten **116**, **117**, 118.
Säulenhalle **89.**
Säulenſaal 86.
Saïd Paſcha 318.
Saint Jean d'Acre 303.
Saïs 33, 231, 270.
Sakkarah 339, 340.
Samos 247.
Samum **51**, 53.
Sandmeer der Wüſte **261.**
Sarapis 282.
Sarbar 286.
Sargfabrikanten **136.**
Sate 155.
Schaſra 108, 340.
Schellal 335.
Schebek 225.
Schlachthelm **62.**
Schlangen, geflügelte 44.
Schmun 339.
Schuſter **132.**
Schwert, krummes **199.**
Schwur, nächtlicher **225.**
Sebek 154, **161.**
Selim 288.
Septimius Severus 81.
Serapeum **17**, 30, **31**, 326, 340.
Serapisdienſt in Rom **281.**
Seſoſtris 189 bis 203.
Seſoſtris, von vier Königen gezogen **189.**
Seſoſtris, Reliefbild **197.**
Set 156, 170 bis 180.
Siegesfeſt 199.
Silili, Silſilis 15, **115**, 335.
Sitzung des ägyptiſchen Inſtituts **299.**
Smerdes 259, 260, 267.
Sna 16, 86, 336.
Soleiman 310.
Sphinxe **74**, **76**, **77**, **166.**
Sphinx, großer **69**, 75, 339.
Steinbrüche **115.**
Straßenkampf in Jaffa **303.**
Suan, Syene 10, 335.
Suez 326, **327.**
Suez-Kanal 321 bis 328.
Suez-Kanal, Karte **321.**
Sultansgräber **341.**
Syrakuſaner 274, **277.**

Taati **163.**
Taſa 334.
Tape, Theben 17.
Tell el Kebir 322.
Tem 179, **167**, **175.**
Tempelanſicht **91.**
Tenthori **20**, 22, 338.
Theodoſius 284.
Timſah 326.
Töpfer **133.**
Todtengericht **63**, 65, **163.**
Todtenſtadt 19.
Transport eines Koloſſes **81**, 139.
Triumphzug des Phra, Tonbild **200.**
Tumanbai 288.
Tulzis 333.

Ueberraſchung der Prinzeſſin **223.**
Ueberſchwemmung **36.**
Untergang der franzöſiſchen Flotte **297.**

Byſe 84, 108.

Waffen **167.**
Wanderheuſchrecke **50.**
Waſſerfälle des Nil 8, **9.**
Waſſermaſſe des Nil 36.
„Weg nach Paris" **307.**
Wilhelm von Holland 287.
Wohnhaus **88.**
Würfelſpiel 128.
Wüſtenpoſt **329.**

Xerxes 270.

Zagazig 322.
Zedekias 236.
Zenobia 286.
Ziegelfabrikation **138**, **139.**

Das

Land der Pyramiden.

I.

Land und Volk.

Goldne Früchte ſeh' ich glühen,
Winkend zwiſchen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.
Dort erblick' ich ſchöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün;
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel, —
O, wie gern zög' ich dahin!

Schiller.

Die

Reise vor dreitausend Jahren.

1.

Das gesegnete Wunderland Aegypten.

Die alte Sprache. — Der heilige Jaro. — Orientirung. — Die Granitregion. — Phila. — Aegyptische Bauart. — Die Wasserfälle. — Ein Inselmeer. — Syene und seine Steinbrüche. — Die Sandsteinregion. — Fruchtbarkeit. — Weinsorten.

Willst du eine Reise mit mir machen? Eine prächtige, weite Reise, wie du kaum eine schönere auf der Erde machen kannst? — So komm' mit nach Aegypten; nicht nach dem heutigen Aegypten mit seinen Trümmern, seinem Sande und seinen trägen, verschmitzten, diebischen Bewohnern, — nein, nach dem alten Aegypten, dem Lande der Wunder, dem Schatzhause uralter Weisheit, aus welchem Phönizier, Griechen und Römer ihr Wissen geholt, aus dem selbst ein großer Theil unserer heutigen Kultur stammt. Denn schon vor vier Jahrtausenden lebte dort ein hochgebildetes Volk; also zu einer Zeit, da unser Vaterland noch von einem Ende zum andern mit finsterem Urwalde bedeckt war, in dem der Bär und der Ur hausten, zu einer Zeit, da noch kein Rom stand, da selbst über Griechenland noch nicht die Sonne der Gesittung aufgegangen war.

Komm', dorthin wollen wir ziehen; sehen, was in weiter Ferne von einem untergegangenen Volke Gewaltiges unternommen worden ist; wie man in jenen alten Zeiten dort im Lande der Pyramiden dachte und fühlte; wie man lebte, genoß und wieder einkehrte in die ewigen Wohnungen der Mutter Erde. Wir wollen mit einander den heiligen Fluß befahren, wandeln an

ſeinen Ufern in den Palmenhainen, beſuchen die belebten Städte und die lieblichen Dörfer, einkehren in die Läden und Wohnungen der Geſchäftsleute, in die Paläſte der Könige, in die Tempel und die ſtillen Gemächer der Weiſen; wir wollen eindringen in die Pyramiden, in die Felſengräber und tief hinunter in die Katakomben.

Doch merke: wir reiſen nicht im Jahre 1868 nach Chriſti Geburt, ſondern eben ſo lange vor dem Beginne unſerer Zeitrechnung; nicht heute, ſondern in Gedanken vor mehr als 3000 Jahren. Wir fliegen über die Alpen und das Adriatiſche Meer nach Griechenland, dann über das Mittelmeer nach Afrika; noch ein paar Hundert Stunden weiter nach Süden und laſſen uns dann hinab in dieſes herrliche Aegypten, dieſen Himmelsgarten.

Wir müſſen beinahe an der Südgrenze des Landes ſein. Siehe, da ſteht ein Landmann in ſeinem Spargelfelde, der mag uns zurechtweiſen. Himmel, ſind das Spargel! drei Fuß lang und ſo dick wie der Knotenſtock eines Handwerksburſchen! Doch — laſſen wir das! Wir ſehen uns noch näher um auf den Feldern. Guter Freund, wo iſt die Inſel Philä?

„Philä? Das kenne ich nicht.“

Nun, wo geht's denn nach dem Nil?

„Nil? Nil?“ Er ſchüttelt wieder ſein ernſtes Haupt. „Nil kenn' ich nicht.“

Das iſt ſonderbar! Ein Aegypter und kennt den Nil nicht. — Guter Freund, Ihr ſeid wol nicht aus Aegypten?

„Aegypten? Kenn' ich nicht.“

Halt, halt, jetzt haben wir's! Wir müſſen erſt die altägyptiſchen Namen wieder einführen, dürfen Nichts anders nennen als die Eingeborenen. Das iſt eine eigenthümliche Sache. Die Beſchreibungen des alten Aegypten, welche aus der Vorzeit auf uns gekommen ſind, wurden von Griechen verfaßt. Dieſe haben die alten Eigennamen von Städten, Perſonen, Göttern ꝛc. zum Theil bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, zum Theil in's Griechiſche überſetzt, zum Theil nur mit einer griechiſchen Endſylbe bedacht, und es bedurfte der ernſteſten Studien und des ganzen Scharfſinnes der Aegyptologen, die alten, echten Namen wieder herzuſtellen. Ganz iſt es bis zu dieſer Stunde noch nicht gelungen.

Fragen wir jetzt den Landmann, ob er aus Kemi ſei, ſo wird er uns freudig antworten: „Rem-en-Kemi“, denn Kemi hieß das Land, und der Einwohner nannte ſich Rem-en-Kemi, d. i. Mann von Kemi. Und fragen wir nach dem Jaro, ſtatt nach dem Nil, da glänzen ihm die Augen, und Freude ſtrahlt von ſeinem Angeſicht, — das Waſſer des Jaro zu ſchlürfen iſt ja das größte Glück, welches ſich ein Sterblicher hienieden wünſchen kann; und wird er einſt abgerufen aus dieſer irdiſchen Herberge nach den ewigen Wohnungen, — er wollte ja Alles gerne miſſen, aber — das Waſſer des Jaro, daß er das nicht mehr trinken ſoll, das macht ihm den Abſchied ſchwer.

Doch genug! Wandern wir schnell hinauf bis zur Südgrenze Aegyptens, — es sind nur noch 4 Stunden bis dahin, und steigen wir dann zu Schiffe, das ganze Land von Süden nach Norden auf den Fluten des Stromes zu durchziehen. Da steht ja schon die Barke zu unserer Reise bereit. Steigen wir ein!

Wir fahren abwärts. Rüstige Ruderer beschleunigen den Lauf des Schiffchens. Pfeilschnell schießt es auf dem Wasser dahin. Der geschickte Steuermann da hinten sorgt schon, daß uns kein Leid widerfährt. Hier zu Lande giebt es die besten Schiffer der Welt; wird ja doch während der Ueberschwemmung Monate lang fast aller Verkehr durch Nachen vermittelt. Lassen wir uns zum Schutze vor der glühenden Sonne unter diesem Baldachin nieder und orientiren wir uns zuerst ein wenig!

Kemi, das alte Aegypten, ist im Norden begrenzt von dem Mittelländischen Meere, im Osten von der Landenge von Suez und dem Rothen Meere, im Süden von Nubien. Hier läßt sich die Grenze nicht in ihrer ganzen Länge scharf bestimmen, da sie durch öde, unbewohnte Gegenden geht; doch können wir ziemlich genau den 24.° nördlicher Breite annehmen. Im Westen fällt die Grenze in das Libysche Gebirge, war also nie wirklich erkennbar, denn hier ist es wüst, kahl, durchaus unangebaut; Grenznachbarn konnten sich kein Stück Landes streitig machen, denn — es gab und giebt keine Grenznachbarn.

Der Flächenraum des Wunderlandes, welches wir durchreisen, beträgt circa 8000 Quadratmeilen, also beinahe die Größe des Königreichs Spanien; bewohnt und angebaut sind aber nur etwa 750 Geviertmeilen, d. i. ungefähr so viel wie Hannover.

Mitten durch das Land fließt von Süden nach Norden in einer Länge von 320 Stunden der Nil, oder, wie die alten Bewohner des Landes selbst sagten: der Jaro, der einzige Fluß des Landes; und nur das enge Flußthal, durchschnittlich nicht breiter als vier bis sechs Stunden, ist bewohnt und angebaut. Rechts, also nach dem Rothen Meere zu, erheben sich steile Felsberge, die so kahl sind, daß nicht ein einziger Baum, nicht ein Grashalm auf ihnen zu sehen ist. Sie sind von trockenen Querthälern durchschnitten, halten sich ziemlich in gleicher Höhe und fallen am Rothen Meere wieder steil ab.

In gleicher Weise erheben sich links die Libyschen Berge, — nicht minder öde, einsam und todt. Doch sind hier die Abhänge schiefer, so daß das Gebirge an den meisten Stellen erstiegen werden kann. Es reicht bis zur Libyschen Wüste und ist einigermaßen Schutzmauer gegen den Alles begrabenden Sand. Von den Querthälern, die sich auch hier finden, führen einige zu den Oasen.

Der Fluß hat sein Bette meist auf der rechten, östlichen Seite des Thales. Etwa vierzig Stunden vom Meere entfernt treten die Berge nach beiden Seiten zurück und lassen so eine Ebene zwischen sich frei, die immer breiter wird und ungefähr die Gestalt eines Dreiecks hat. Der Fluß theilt sich erst in zwei, später durch weitere Theilungen in sieben Arme, von denen der östlichste

vom westlichsten an der Mündung etwa 50 Stunden entfernt ist. Der Weg, den der Nil nach seiner Theilung durchfließt, beträgt wegen der vielen Krümmungen immer noch 70 Stunden; von der ersten Theilung bis zur Südgrenze sind es 250 Stunden.

Halten wir an und betrachten wir uns die Gegend! Wir sind noch immer an der Südgrenze Aegyptens. Der Nil hat hier durchschnittlich eine Breite von einer Viertelstunde. Von beiden Seiten treten die steilen Felsberge, die namentlich rechts fast senkrecht wie eine Wand abfallen, bis auf einige Hundert Fuß nahe an's Ufer; ja, manchmal bleibt nur nothdürftig Raum zu einem Fahrwege.

Hier sehen wir auf einer Länge von vier Stunden nur Granitgestein, das von der Stadt Syene den Namen Syenit erhalten hat. Das ist derselbe prachtvolle rothe Stein, aus dem alle Obelisken, eine Menge Särge und andere kolossale Steinmetz-Arbeiten gemacht werden; dieser im ganzen Alterthume weit und breit berühmte Stein, der so überaus beliebt war wegen seiner Farbe, seiner Dauerhaftigkeit und der herrlichen, spiegelglatten Politur, die man ihm hier in Aegypten zu geben weiß. Das schöne Roth wird meist nur in den Bruchstellen sichtbar; die Außenseite der Felsen hat eine dunklere, braunrothe Färbung angenommen; aber die Steinmassen in Mitten frischgrünender Bäume gewähren einen überaus malerischen Anblick.

An manchen Stellen ist der Granit heller, — graugelblich, — an andern wechselt die Farbe noch mehr, wird schwärzlich. Hier ist er grau mit grünen Punkten, da schwarz mit weißen Punkten, dort dunkelgrün. Die letztgenannten Sorten sind besonders beliebt zu Bildhauer-Arbeiten, Bildsäulen der Götter und Könige, Sphinxen ꝛc.

Aber jetzt müssen wir einen Blick auf den Fluß selbst werfen! Siehe, er erweitert sich, nimmt zu an Breite und Inseln treten aus ihm hervor. Ja, wir sind jetzt in eine wahre Inselwelt hinein gerathen. Auf einem Wege von drei Stunden erheben sich über 160 größere und kleinere Inseln aus dem Flusse, meist kleine Felseninseln, — auch wieder rother Granit, — zum Theil aber auch größere, ebene Flächen, die angebaut und bewohnt sind; die kleinsten mögen kaum einige Hundert Fuß lang und etwa eben so breit sein; die größte aber, — und an diese kommen wir zuerst, — ist über 20 Minuten breit und gegen drei Viertelstunden lang.

Wir halten uns nun rechts; denn drüben am linken Ufer ist es ganz unmöglich, durch alle jene Klippen hindurchzukommen. Plötzlich entrollt sich vor unsern Augen ein neues, herrliches Bild! Das ist der erste Tempel, den wir sehen! Dort taucht die Insel Philä auf. Sie heißt eigentlich Ilak, mit dem männlichen Artikel verbunden: Pilak; uns aber ist die griechische Form des Namens geläufiger. An sich ist sie ein unbedeutendes Inselchen, von Nordwest nach Südost in ihrer größten Ausdehnung nur 1152 Fuß lang, 408 Fuß breit. In einer Viertelstunde kann man längs des Ufers die ganze Insel umschritten haben. Aber wie viel ist darauf zu sehen!

Der Isis-Tempel auf der Nil-Insel Philä.

Vor Allem der große, weit berühmte Osiris-Tempel mit seinen Säulenhallen, mit den hohen Thorflügeln, den Obelisken, mit all' dem Bildwerk, den ungezählten Relief-Darstellungen auf seinen Wänden! — Nur Priestern ist hier der Eingang gestattet; jedem Andern sind die ehernen Pforten unwandelbar verschlossen, — denn hier, hier schläft der große Osiris, — hier ist er begraben.

Daneben steht auch noch ein kleiner Tempel der Isis, seiner Gemahlin. Siehe die Masse von Prachtbauten, Priesterwohnungen und Nebengebäuden! — Bei den Einzelheiten können wir uns nicht aufhalten, aber einige Punkte wollen wir uns gleich hier merken:

1. Von den vielen Säulen an dem großen Tempel ist nicht eine wie die andere; sie haben sehr verschiedene Kapitäle, und dennoch — welche Harmonie! Das erinnert uns an die gothische Bauweise, bei der wir ja Aehnliches finden, — Verschiedenheit im Einzelnen und Einheit im Ganzen.

2. Alle Wände sind — viele tausend und aber tausend Quadratfuß groß — mit Bildern bedeckt, von denen die auf der Außenseite der Wände auch erhaben sind. Aber weder die Farbe noch das Relief stört den Eindruck der einfachen, großartigen Architektur, denn die Erhabenheiten sind zu flach, um Schatten zu werfen, und sie und die Farben stören nicht mehr, sobald man sich so weit entfernt hat, daß man den Tempel im Ganzen überblicken kann.

Digitized by Google

3. Höchst merkwürdig ist die Art, wie die Ufer der Insel durch Mauerwerk gegen das allmälige Herabrutschen der Erde und das Abspülen durch den Fluß gesichert sind. Die Mauern, welche sich jedoch nicht über die Fläche der Insel erheben, bilden gleichsam Gewölbe, die gegen das Wasser konkav, nach dem Innern der Insel konver sind. So widerstehen sie dem Druck der Erdmassen von Jahrtausend zu Jahrtausend und bleiben für jeglichen Wasserbaumeister ein Musterbild.

Setzen wir unsere Reise weiter fort, — wir kommen jetzt in den romantisch'sten Theil des ganzen Flußgebietes, in den Bereich der berühmten Katarakten. Den breitesten Theil des Flusses haben wir hinter uns, denn bei Philä ist er drei Viertelstunden breit, — die wildeste Partie liegt gerade vor uns. In grotesken Formen rücken die Felsberge von beiden Seiten nahe an das Ufer, so daß sie hier und da unmittelbar aus dem Wasser emporstarren und nicht eine Handbreit Boden lassen, wohin der Wanderer den Fuß setzen könnte. Das Wasser aber zischt und braust, und die Wellen schäumen und tosen; unzählige Klippen, Felsbrocken und scharfe Zacken ragen über den Wasserspiegel hervor, oder sind dicht unter seiner Oberfläche verborgen, dem unkundigen Schiffer Tod und Verderben drohend. Ein weißer Schaum bedeckt den Fluß, und über eine Stunde weit reihet sich Strudel an Strudel und Wirbel an Wirbel. Das Schifflein wird von einer Stromschnelle in die andere gejagt. — Das sind die Wasserfälle des Nil, die freilich keine Aehnlichkeit haben mit dem, was wir gewöhnlich unter einem Wasserfalle verstehen. Wir verlangen, daß das Wasser haushoch oder wenigstens zimmerhoch senkrecht herabstürzt, — Derartiges ist hier nicht zu finden. Der Strom rauscht über eine Masse von Felsblöcken und bildet so ungezählte Wasserfällchen, von denen aber keines höher als $^1/_2$, höchstens $^3/_4$ Fuß ist. So geht's fünf Viertelstunden weit fort. Einmal auch kommt eine Stelle, an der wenige Zacken über die Oberfläche blicken, die ganze Wassermasse aber in einer Breite von mehr als einer Viertelstunde (demnach noch etwas breiter als der berühmte Niagarafall) 30 Fuß weit in einem Winkel von 15 Grad hinabschießt. Der Fall beträgt auf 30 Fuß Länge also etwa 8 Fuß in der Höhe. Auch das ist kein Wasserfall nach unserer gewöhnlichen Vorstellung, sondern nur eine außerordentliche Stromschnelle, — aber es ist denn doch ein gewaltiges Hinderniß für die Schifffahrt.

Bei der Fahrt stromaufwärts steigen die Schiffer hier aus und ziehen, am felsigen Ufer gehend, das Boot an Seilen hinauf. Thalwärts geht's lustiger; gewandt steuert man die Barke nach der Mitte des Flußarmes, und — in einem Nu ist sie hinabgeschossen und jagt pfeilgeschwind dahin in die tosenden Wasser, daß die Wellen zischend hineinspritzen, und der Fremdling, der solche Fahrt mitmacht, wol ängstlich die Hände faltet, weil er nicht weiß, wie ihm geschieht. Denn hundert Klippen drohen ihm den Tod, und er begreift nicht, wie es möglich ist, sie bei solcher Windesschnelligkeit zu vermeiden; er fürchtet in jeder Sekunde, das Schifflein müsse zerschellen.

Digitized by Google

Wasserfälle des Nil in der Granitregion.

Freilich, zu solchen Fahrkunststückchen gehören ägyptische Schiffer! Siehe, wie der unsere so ruhig und gelassen an seinem Steuer steht und sich ein lustiges Liedlein pfeift! Er hat schon oft mit seinem Boote auf den Wellen getanzt, und es ist nicht das erste Mal, daß er diese gefährliche Stelle passirt.

Mitten in diesen Strudeln und Wirbeln verlassen wir das rechte Ufer und steuern quer hinüber nach dem linken, — denn das Fahrwasser will es so. Wir kommen gewissermaßen vom Regen in die Traufe! Rechts und links, vor uns und hinter uns erheben sich große und kleine Klippen, Zacken und Felsenspitzen die Menge. Bei sehr hohem Wasserstande verschwinden allerdings die meisten, dann aber bilden sich über ihnen tiefe Wirbel, — Warnungszeichen für die Schiffer.

Wir bleiben nun auf dem linken Ufer bis jenseit der ersten ägyptischen Stadt. Aber da drüben erblicken wir schon das alte Suan (aus dem die Griechen Syene gemacht haben). Da liegt sie ja, die alte Grenzfeste Aegyptens mit ihren hohen Backsteinmauern, ihren festen Thoren, prächtigen Tempeln und — großen Kasernen! Denn Syene ist eine Garnisonstadt, sintemal dem äthiopischen Nachbar doch nicht zu trauen ist.

Von der Insel Philä bis hierher ist zu Wasser ein Weg von drei Stunden, — in gerader Linie nur die Hälfte, — aber in einer einzigen Stunde sind wir heruntergefahren; der Strom fließt pfeilgeschwind.

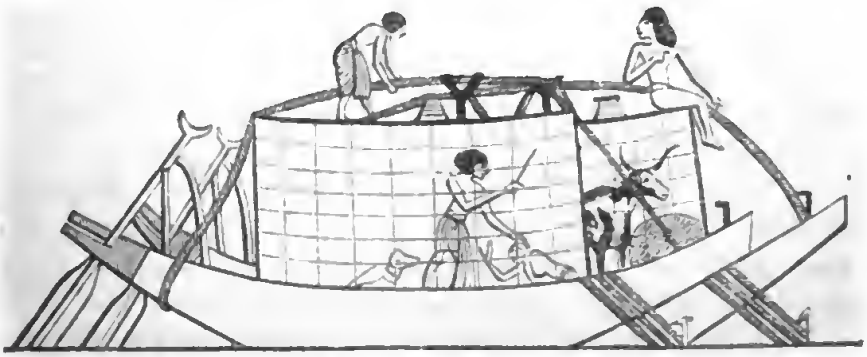
Hier — östlich und südlich von Syene — sind die großartigen Granitbrüche. Von hier an hat die Schifffahrt bis zum Meere keine weitere Schwierigkeit; von hier kann man die kolossalen Steinmassen auf Flößen nach allen Gegenden des Landes schaffen. Nördlich von Syene ist kein Granitbruch mehr. Sobald wir die Stadt hinter uns haben, verändert sich plötzlich die Landschaft; die Stelle braunrother Granitfelsen nehmen jetzt hellgelbe Sandsteinberge ein; der Strom fließt ruhiger; kein Riff, kein Strudel, kein Felsblock hemmt seinen Lauf; nur hier und da taucht noch eine flache, sandige Insel auf, — die wildromantische Gegend des Granits liegt hinter uns; wir sind in die lieblichere Sandstein-Region eingetreten.

Nun labe deine Augen an diesen Rosenfeldern, deren Sträucher mannshoch sind mit handgroßen Blumen, die dn lieblichsten Duft über die ganze Gegend verbreiten! — Jetzt kommen wir an einen Palmenhain. Fröhliche Menschen tummeln sich in muntern, lustigen Spielen zwischen den schlanken Stämmen der Dattelpalmen. Dort liegt eine anmuthige Gruppe im Schatten saftiger Oelbäume. Ueberall der üppigste Pflanzenwuchs, den sich unsere Phantasie vorstellen kann. Getreidefelder mit 8—9 Fuß hohen Halmen, 200—300 Körner in jeder Aehre! Und was für Wiesen! Das Gras ist handbreit und so hoch, daß der größte Stier nicht darüber hinaussieht. Hier kommt ja gerade eine Herde Rinder von jener Meierei dort drüben am Rande der Berge. Welch' stattliches Vieh! Eine Schar Hirten begleitet die Herde, und ein Oberaufseher mit einem Stocke in der Hand springt hierhin und dorthin, die Saumseligen anzutreiben und die Langsamen flink zu machen.

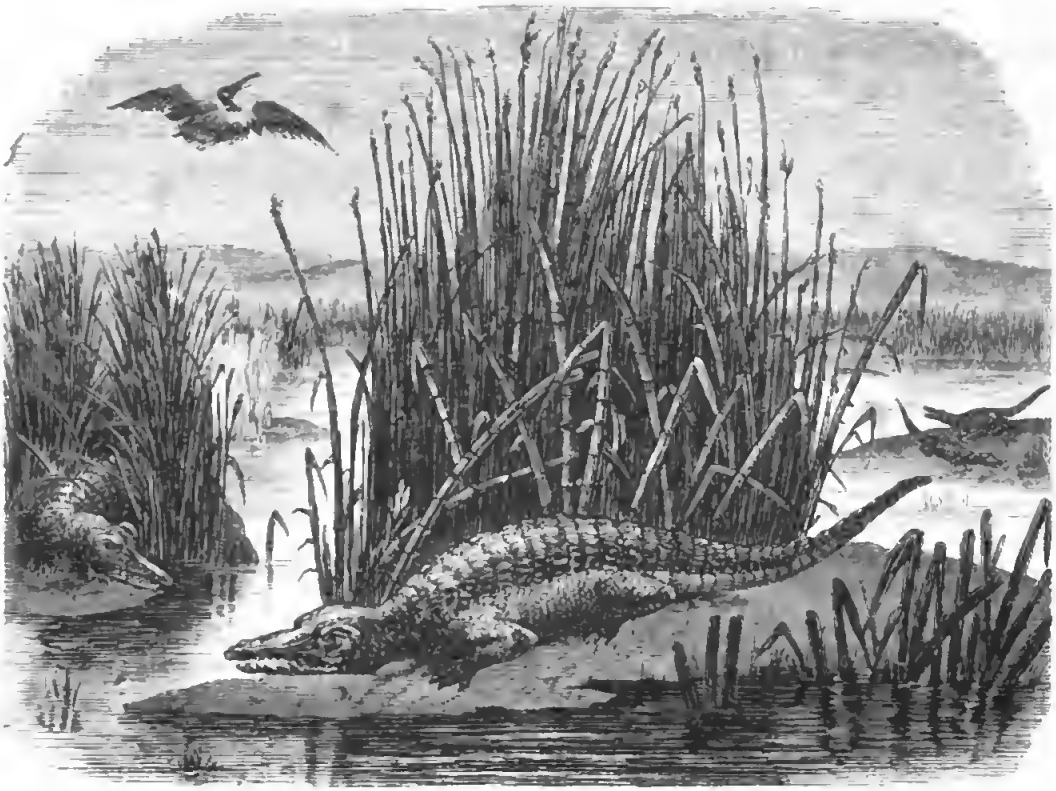
Solch' strenge Aufsicht ist aber auch nöthig, denn die Herde besteht ja beinahe aus tausend Stück, und wenn sich eine Kuh, oder ein Ochse, oder so ein munteres Kälblein nicht am Rande der Wiese hält, sondern hineinspaziert in das hohe Gras, dann ist's schwer, es wieder herauszufinden. Zwar ist jedem Thiere aus Vorsorge eine bronzene Schelle an den Hals gehängt, damit man es wenigstens hören kann, wenn es in dem sechs Fuß hohen Grase unsichtbar geworden ist; dessenungeachtet wird das Jahr über doch manches schöne Stück Vieh verloren.

Und wahrlich, es fällt uns schwer, Alles, was wir an wunderbarer Pracht und Ueppigkeit der Vegetation vor uns erblicken, in kurzen Zügen wiederzugeben! Gurken, anderthalb Fuß lang, — Kürbisse und Melonen, alle so groß wie unsere Centner-Kürbisse, — Feigen von fabelhafter Größe, — Brennnesseln mannshoch mit Blättern wie eine Hand, — und siehe die Trauben dort in jenem Weingarten! Welche Beeren! Nun, es sind zwar nicht zwei Mann nöthig, eine solche Traube zu tragen, aber es ist jedenfalls mehr als Einer nöthig, um sie aufzuessen. Aegypten ist berühmt durch seinen guten Wein; machen sich doch verschiedene Städte den Rang streitig, welche von ihnen den besten liefert. Denn auch hier giebt's Etiketten und Titel, und wie man in Deutschland sagt: „Hochheimer, Nierensteiner, Aßmannshäuser", so heißt's auch im alten Aegypten: „Erp en Ambo, Erp en Tape, Erp en Ebot." Der Wein wird in mannshohen thönernen, mit Blasen und Leder zugebundenen Krügen aufbewahrt, bei Tische in prachtvollen Porzellan-Kannen aufgetragen und aus bronzenen und goldenen Bechern, oder auch aus gemalten Porzellan-Schalen getrunken, — mäßig und unmäßig, gerade wie bei uns.

Nachstehendes Bild ist von einem altägyptischen Wandgemälde abgezeichnet und stellt zwei Frachtschiffe dar, wie sie unter Anderem auch zum Transporte des Viehes gebraucht wurden. Höchst eigenthümlich ist dabei die Befestigung der Steuerruder und die Art der Bepackung. Auch sehen wir, wie die Schiffe durch drei an einen starken eisernen Haken gebundene Seile vor Anker gelegt wurden. Im Uebrigen wird das Bild erst durch das später folgende Kapitel über die ägyptische Malerei völlig verständlich werden.



Altägyptische Barken.



Das Krokodil.

2.
Von Syene bis Theben.

Das Krokodil und der Ichneumon. — Silili und Pithom. — Atho und die Straße nach dem Rothen Meere. — Der zweite Engpaß. — Die Kalksteinregion.

Halt! Was taucht denn dort aus dem Waſſer auf und verſchwindet wieder? Das iſt doch kein Fiſch? — O nein! das iſt ein Krokodil, oder, wie die alten Aegypter ſagen: ein Suki.

Das ſind gefährliche Beſtien, dieſe Krokodile. Im Schilfe verborgen, lauern ſie mit unermüdlicher Geduld, bis eine Magd kommt, Waſſer zu ſchöpfen, oder bis ein Wanderer, den die Hitze des Tages niederdrückt, Erquickung und Labung in den Fluten des geſegneten Niles ſucht. Unſer Schiffer erzählt uns: „Wenn das Suki einen Menſchen erblickt, ſo fängt es an bitterlich zu weinen, weil es weiß, daß der arme Menſch nun gefreſſen wird; und dann ſchießt es auf ihn zu und verſchlingt ihn. Es iſt auch ſo klug, daß es den abſchüſſigen Rand des Ufers mittelſt ſeines Schwanzes mit Waſſer beſpritzt, ja, in ſeinem Rachen Waſſer hinaufträgt, um ihn ſchlüpfrig zu machen, damit die Mägde mit ihren Krügen und Kannen ausgleiten, hinabſtürzen und ihm leichter zur Beute werden.“

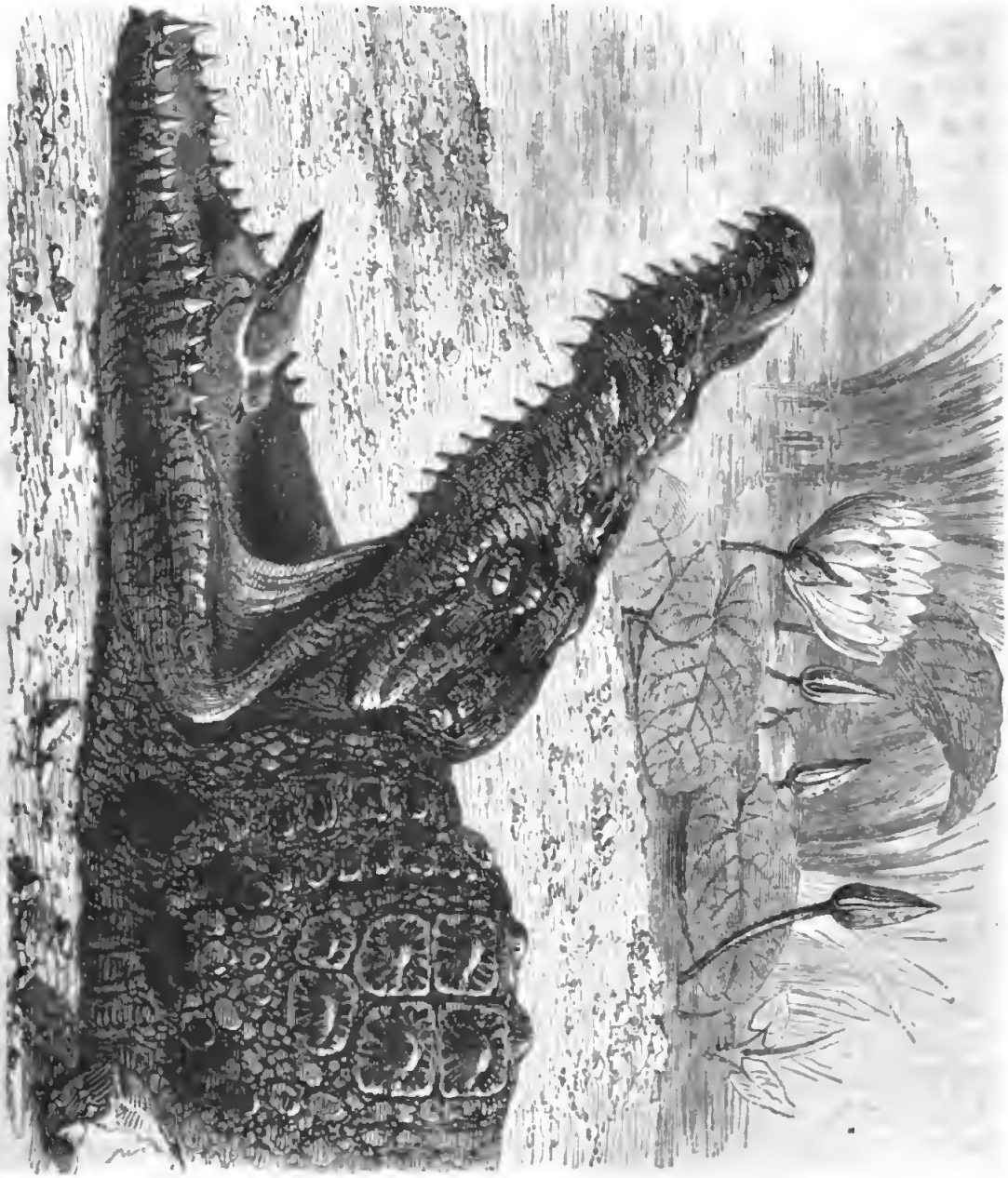
Aber ſo klug auch das Krokodil iſt, die Menſchen ſind doch noch klüger. Sie werfen dem Thiere Schlingen um den Kopf, ziehen es ſo an das Land

und bringen es da um, indem sie ihm so lange ihr Messer in den Leib und in die Augen stoßen, bis es vor Schmerz und Blutverlust stirbt. — Oder man befestigt ein Stück Fleisch an einen großen eisernen Angelhaken und legt es in die Nähe des Ufers. In einiger Entfernung wird dann ein kleines Thier — Lämmchen, Spanferkel oder dergleichen — zum Schreien gebracht. Das ist eine liebliche Musik für das Krokodil! Sogleich erscheint es und schießt nach der Gegend, von wo es die einladenden Töne vernommen. Da liegt ihm gerade der schöne, fette Bissen im Wege! Den will es natürlich auch mitnehmen, beißt zu — und ist im Augenblicke gefangen. Die verborgenen Männer ziehen das an dem Angelhaken befestigte Seil an, laufen mit großer Schnelligkeit davon und schleifen das arme, verrathene Suki mit sich, bis ihm Hören und Sehen vergeht. Dann werfen sie ihm nassen Nilschlamm auf die Augen und schlagen es schließlich mit eisernen Stangen zu Tode.

Den größten Theil des Tages bringen die Krokodile, truppweise im Schilfe liegend, schlafend zu, während eines von ihnen Wache hält; dagegen geht es Nachts bei ihnen munter und lustig zu. Sieh, dort auf jener flachen, sandigen Insel liegen wol dreißig beisammen und lassen sich die warme Sonne in den offenen Rachen scheinen. Dabei liegen auch ihre Eier; sie sind nicht größer als Gänseeier, aber die Thiere, welche aus ihnen hervorkriechen, werden, wenn sie ausgewachsen sind, oft über zwanzig Fuß lang. Die Jungen verlassen ihr Gehäuse, nachdem die Eier einen ganzen Monat von der Sonne gebrütet worden sind, — wenn nämlich die Ichneumons und die Nil-Eidechsen sich nicht früher über sie hergemacht und sie aufgefressen haben. Besonders die letzteren sind dem Krokodile sehr gefährlich; sie fressen nicht blos seine Eier, sondern auch seine Jungen.

Man hat mancherlei Fabeln von dem Ichneumon, diesem Erbfeind des Krokodils, erzählt, unter Anderem, er krieche dem schlafenden Krokodile in den offenen Rachen und durch den Schlund weiter bis in den Magen, dann fresse er Magen und Gedärme auf, nage schließlich ein Loch in die Seite des Thieres und komme so wieder an das Tageslicht; — das ist nun nicht wahr, aber er frißt doch so viele Krokodil-Eier auf, daß er dadurch zum Wohlthäter der Bewohner des Nilthales und deshalb von diesen auch hoch verehrt, für heilig gehalten und einbalsamirt wird. Der Ichneumon findet sich an der ganzen Küste von Nordafrika, ist ein äußerst scheues und furchtsames Thier, welchem ein Mensch nicht leicht nahe kommen kann, läßt sich aber mit geringer Mühe zähmen und giebt dann ein sehr sanftes Hausthier, das bald die Stimme seines Herrn erkennt, ihm wie ein Hund folgt und in kurzer Zeit das Haus von Mäusen und Ratten vollständig gereinigt hat. Die Bauern bringen das junge Thier auf den Markt, und man kauft es gerne, weil es als Mäusejäger trefflich zu gebrauchen ist. Noch lieber als Vierfüßler frißt der Ichneumon kleine Vögel, — Tauben, Hühner und dergleichen, am liebsten aber Eier, — sie brauchen nicht gerade von einem Krokodile zu sein, Hühnereier sind ihm eben so lieb.

So wenig angenehm dem Suki der Ichneumon ist, so liebe Freunde sind ihm die kleinen Vögel, Regenpfeifer genannt. Sobald das Krokodil auf das Land kommt, fallen Schwärme von Schnaken und andern derartigen Insekten über dasselbe her, fliegen ihm in den Mund und setzen sich ihm an's Zahnfleisch.



Regenpfeifer im Rachen des Krokodils. Im Hintergrund die vielgenannte Lotosblume.

Aber wenn das Ungethüm mit offenem, lippenlosem, stets gegen den Wind gekehrtem) Rachen daliegt und schläft, und die kleinen Thierlein saugen ihm das Blut aus, dann kommt der leichte Regenpfeifer herbei, fliegt ohne Scheu in das Maul des Ungeheuers und frißt, ohne um Erlaubniß zu

fragen, alle Schnaken und Mücken rein auf. Das Suki ist gutmüthig genug, sich dies gefallen zu lassen, denn es bedarf zu dieser Arbeit eigentlich nicht des Regenpfeifers; kann es sich doch mit den Zehen seiner Hinterfüße sehr gut das Zahnfleisch selbst reinigen.

Fleisch und Fett dieses Thieres riechen und schmecken zwar sehr stark nach Bisam, werden aber doch gern gegessen; sein Blut ist ein Mittel gegen Schlangenbiß und gegen Flecken auf den Augen; das Fett wird auf Wunden gelegt, gegen Fiber, Zahnweh, Schnakenstich ꝛc. angewendet, und die Asche der verbrannten Haut stillt allen Schmerz bei Brand- und Schnittwunden, — wenigstens glaubt man's hier zu Lande so.

Unterdessen sind wir weiter gefahren und kommen jetzt an den ersten Engpaß. Von Syene bis hierher hatte das Flußthal durchschnittlich eine Breite von $1^1/_2$ Stunden; aber hier, 15 Stunden nördlich von der Südgrenze, — bei dem Orte Pithom, rücken beide Gebirgsreihen so nahe an einander, daß nur Raum für den Fluß selbst und für einen Fahrweg zu beiden Seiten übrig bleibt. Dieser später abgebildete Engpaß, den die alten Aegypter Silili, d. h. Wand, nennen (die heutigen Araber sagen Hadschar Silsilis), hat eine Länge von achtzehn Minuten, und weil die Sandsteinfelsen so nahe an dem Ufer sind, daß der Landtransport ganz wegfällt, sind hier die größten Sandsteinbrüche des ganzen Landes zu finden und — vielleicht die großartigsten der ganzen Welt. Senkrecht erheben sich die Felsen bis zu einer Höhe von 50 Fuß und darüber; sie bilden eine Viertelstunde lang rechts und links haushohe Mauern. Daher hat auch das Städtlein seinen Namen, das jenseit des Engpasses liegt; denn das ägyptische Pithom heißt auf Deutsch Mauer.

Da sehen wir kolossale Blöcke liegen, die mit meisterhafter Geschicklichkeit abgesprengt sind. Aber das Wunderbarste ist, wie sich diese Steinbrüche als Höhlen in die Felsen hineinarbeiten und diese Höhlen wiederum als Versammlungshäuser, Tempel, Gräber u. s. w. benutzt werden. Da wird ein riesenhafter Saal mit majestätischem Eingange in den Felsen gehauen; alle Wände sind mit erhabenen, gemalten Figuren bedeckt; der Eingang ist mit Säulen geziert; aber was man herausgehauen, ist Alles in Gestalt behauener Werkstücke (z. B. Tragbalken von 25 Fuß Länge) auf großen Flößen den Strom hinuntergeschafft worden und dient dort unten in Theben oder in Memphis vielleicht zur Errichtung eines Königspalastes. Mit denselben Steinen, die, hier herausgemeißelt, einen unterirdischen Tempel übrig lassen, wird in meilenweiter Entfernung ein überirdischer gebaut. Das Haus der Todten liefert das Material für das Haus der Lebendigen.

Sobald wir das Städtchen Pithom hinter uns haben, erweitert sich das Flußthal wieder. Rechts bleibt zwar auf eine lange Strecke hin immer dieselbe steile, mauerartige Felswand; links aber sind sanfte, wellenförmige Anhöhen. Eine erquickliche Fahrt bringt uns nach der Stadt Atbo am westlichen Ufer. „Apollinopolis magna" sagten die Römer; heute liegt ein Araberdorf da, es heißt Edfu.

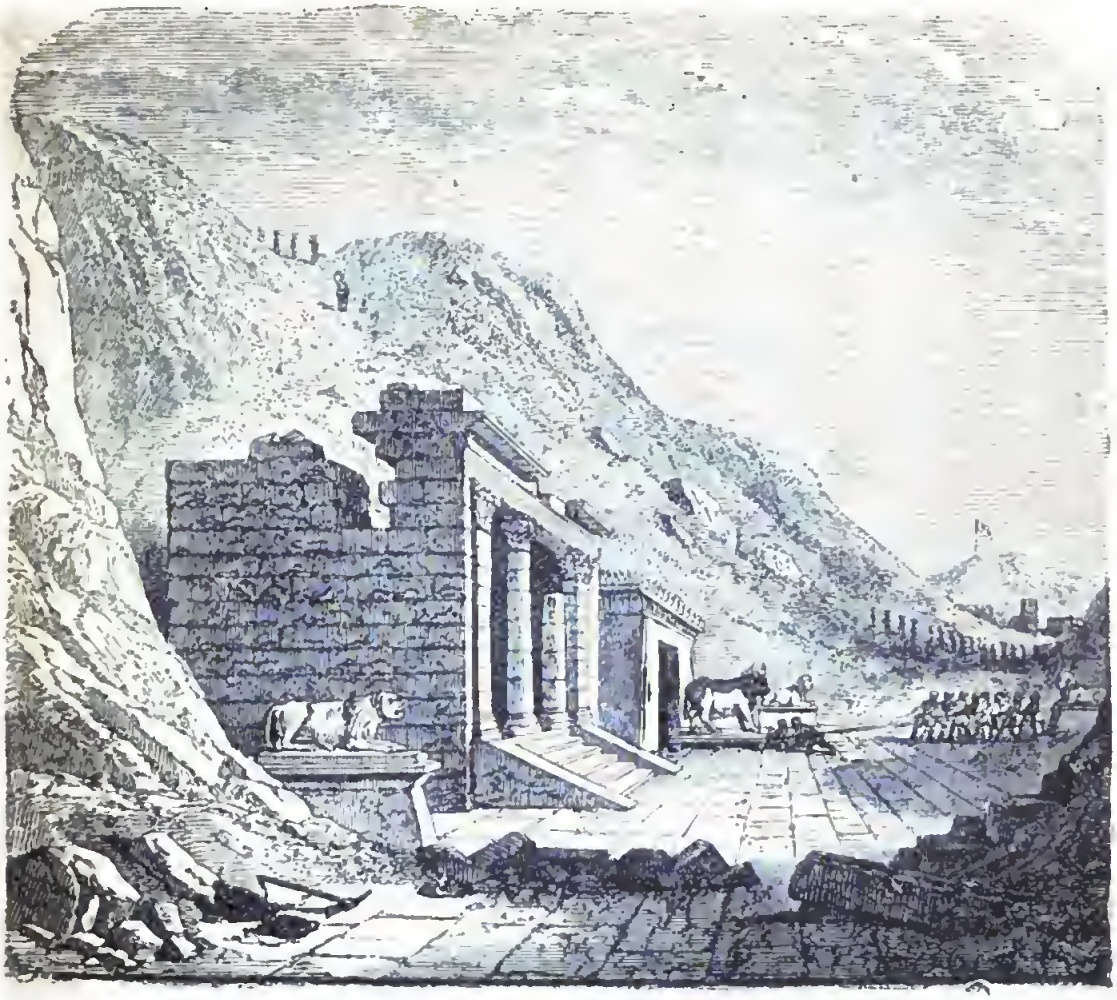
Digitized by Google

Gegenüber öffnet sich das erste Querthal durch das Gebirge, eine wichtige Handelsstraße, welche in südöstlicher Richtung bis zu dem Rothen Meere führt. Es ist eine außerordentlich gut gepflegte Landstraße. Von neun zu neun Stunden sind Karawanserein erbaut, die dem Wanderer Obdach und Erquickung bieten; auch an Tempeln fehlt's nicht. Hier und dort an den Felswänden ausgehauene und mit grellen Farben bemalte Reliefbilder mit erläuternden Unterschriften geben schätzbare Reisenotizen, oder bringen interessante Nachrichten über die Gründer und Vollender dieser Heerstraße, auf der ein großer Theil des so überaus wichtigen Handels mit Indien vermittelt wird.

Nach einigen Tagen gelangt man an große Marmorbrüche; weiterhin tritt Porphyrgestein zu Tage, dann kommt man wieder in die Granitregion und schließlich an die großen Heliotrop-Gruben (fälschlich Smaragdberge genannt), die den schönen grünen, roth punktirten Edelstein liefern, aus dem eine Menge Luxus-Gegenstände der ägyptischen Frauen gemacht und mit welchen ein ausgebreiteter Handel nach allen Ländern um das Mittelmeer getrieben wird. — Noch etliche Stunden weiter, — und wir sind zwischen den Dünen und treten hinaus an das Rothe Meer. Hier ist die Hafenstadt für die nach Indien gehenden und von dort kommenden Seeschiffe, — sieben Tagereisen von Atbo.

Doch wir verlassen den Fluß nicht, sondern fahren immer weiter nordwärts, an Sna vorüber (die Griechen sagen Latopolis, und heute liegt ein Städtchen da mit Namen Esne) und gelangen nun an einen zweiten Engpaß, ganz ähnlich dem von Pithom. Mit diesem Defilé endigt die Sandsteinregion. Bei den Katarakten bestehen die Berge 4 Stunden weit aus Granit, dann folgt 30 Stunden lang auf beiden Ufern gelber Sandstein, und sobald wir den eben erwähnten Engpaß hinter uns haben, treten wir ein zwischen die ebenfalls gelben Kalkberge, welche uns nun bis zur ersten Theilung des Flusses begleiten.

Der Ichneumon.



Serapeum von Memphis. Aeußere Ansicht. (S. S. 30.)

3.
Die Hunderthorige.

Größe der Stadt. — Am Hafen. — Die Todtenstadt. — Werke der Kunst. — Fest. — Der Wasserochse.

Nun erweitert sich das Thal, die Berge treten mehr zurück, die Felder dehnen sich aus, und — dort — dort tritt jetzt die große Königsstadt, die hundertthorige, die hochgepriesene, hervor, der Sitz der mächtigen Könige des gebildetsten Volkes im ganzen Alterthume. Die Griechen und Römer nennen sie Thebä oder Diospolis magna, aber die Aegypter sagen Tape, d. h. das Haupt, die Hauptstadt. Ape = Kopf, T ist der weibliche Artikel. Bei uns ist der aus dem Griechischen genommene Name Theben gebräuchlich. Sie hat eine Ausdehnung von über zwei Stunden in der Länge, liegt an beiden Ufern des Flusses und reicht von einem Gebirge hinüber bis zum andern, hat somit eine Breite von drei bis vier Stunden.

Ja, das ist eine Stadt, mit der keine andere des ganzen Landes auch nur den Vergleich aushält! Ein guter Fußgänger braucht über zehn Stunden,

bis er einmal die Promenade um die Mauern gemacht hat. Unser Fährmann behauptet, die Stadt könne 20,000 Kriegswagen ausrüsten und 70,000 streitbare Männer in's Feld senden. Mag das auch übertrieben sein, — und daran ist kein Zweifel, — so bleibt es doch unumstößlich, daß Theben nicht nur das Haupt aller Städte in Aegypten, sondern auch die Krone aller Städte ihrer Zeit ist. Daran mahnt uns Alles, was wir erblicken, — der Luxus der Spaziergänger, — die einladenden Promenaden in den Palmenwäldchen, — die Eile und Geschäftigkeit der Vorübergehenden, — das Leben auf dem Flusse und — das Erscheinen der reichen Müßiggänger. Hier läßt sich Einer, während er ruhig schläft, von seinen Dienern in einer Sänfte spazieren tragen; — dort rudert ein Anderer in einem vergoldeten kleinen Boote; — da drüben bemüht sich ein Dritter, die Zeit mit Fischfang todt zu schlagen. Sklaven haben ihm einen prachtvoll gepolsterten Sessel an das Ufer getragen, ihm einen Teppich unter die Füße gelegt, und hinter ihm steht ein Diener mit dem Sonnenschirm und ein zweiter mit dem Fliegenwedel. Es geht eben in Aegypten wie überall auf der Welt: wer die Zeit recht gut anwenden würde, hat sie nicht; und wer sie hat, weiß nicht, was er damit machen soll.

Jetzt fahren wir zwischen die ersten Häuser hinein in die Königsstadt. Gleich rechts haben wir das alte Hafenquartier. Welch' reges Leben! Welch' buntes Treiben! Da liegen die Handelsschiffe mit Töpferwaaren aus Atbo und mit Webereien aus Sna, mit Luxusartikeln aus Memphis und mit Weinen aus verschiedenen Gegenden. Hier wird gekauft und verkauft den ganzen Tag. Eine große Reihe von Läden ist am Ufer aufgeschlagen, und in tollem Gedränge wogen die Menschen durcheinander. Das ist ein lebendiges Bild! Hier würfeln zwei Matrosen miteinander, — da läßt sich ein Seiltänzer sehen, — dort schallt lauter Gesang aus einem Weinhause. Und welches Treiben erst auf dem Flusse! Hunderte von Frachtschiffen liegen vor Anker, oder kommen, oder gehen; und noch viel größer ist die Zahl der Gondeln, die zur Ueberfahrt auf das andere Ufer oder zu Lustfahrten dienen. Die Schiffer in Theben haben ein einträgliches Geschäft; auf einer Strecke von zwei Stunden fahren fortwährend die Nachen hinüber, herüber, und so geht's vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Und der Nil ist hier noch breit, — über 1300 Fuß! Aber noch zahlreicher als die Schifferboote sind die Luxusfahrzeuge, die prachtvollen Gondeln der Reichen, welche zum Theil in einem Farbenglanze strahlen, der das verwöhnteste Auge blendet.

Doch — fahren wir weiter, weiter, immer hindurch bis an das Nordende der Stadt. Dann steigen wir auf ein paar Stündchen aus, wandern hinüber nach jenen Bergen im Westen und blicken von da herab auf das alte Theben mit seinen Herrlichkeiten, mit seinen Tempeln und Palästen, mit seinen Wohn- und Kaufhäusern, mit seinen Kasernen und — Gefängnissen.

Und in jenen Bergen da drüben liegt auch eine Stadt, eine Stadt, die noch größer ist als Theben; die noch weit, weit mehr Einwohner zählt; aber dort erfüllt kein Getümmel mehr die Straßen, da wird nicht mehr gehandelt

und gefeilscht, da tönt kein lustiger Gesang mehr, da ist's still und todt, — denn es ist die Todtenstadt.

Das Kalksteingebirge im Westen fällt hier 300 bis 400 Fuß ziemlich steil ab, an einzelnen Stellen bildet es förmlich senkrechte Wände, und in allen Höhen ist es von Stollen und Gallerien durchzogen. Zwei Stunden weit ist es durch eine ungemessene Zahl von Gängen ausgehöhlt, die mehrere Hundert Fuß tief eindringen, sich verzweigen, wieder von Quergängen durchschnitten sind, zum Theil in Kammern, oder auch in ziemlich geräumige Säle auslaufen, zum Theil in sich selbst zurückführen. Hier sind die ewigen Wohnungen Derer, die da drunten in der Stadt ihre Herbergen aufgeschlagen haben.

Unten, noch am Fuße der Berge, sind die Privatgräber der Vornehmen, — mit prachtvollen Eingängen, innen mit farbenstrahlenden Skulpturen geschmückt; da liegen die Leichen in Särgen von Alabaster, Marmor oder Granit. Höher hinauf sind die Gräber, in welchen man sich einen Platz kaufen kann. Es ist ein ziemlich einträgliches Geschäft, Grabbesitzer zu sein, und Manche leben nur von Dem, was ihnen die Gräber eintragen. . . . Hier sieht man zumeist nur hölzerne, manchmal auch noch steinerne Särge, dann sind sie jedoch nur von Kalkstein oder Sandstein. — Steile, beschwerliche Fußpfade führen noch höher hinan. Dort oben sind die öffentlichen, allgemeinen Gräber, da ruht der ärmere Theil der Bevölkerung, der sich mit dem bescheidensten Sarge begnügen, — ja, auch ganz darauf verzichten muß. Tausende und aber Tausende von Mumien sind nur auf ein Bret gebunden und in Reih und Glied hier innen aufgeschichtet.

Stehen wir hier auf diesen Bergen und blicken wir nach Osten, so haben wir hinter uns den kahlen, todten Fels, eine steinige Wüste, in der kein grünes Hälmchen zu sehen ist, die kein Blatt schmückt, in der kein Tropfen Wassers zu finden ist. Um uns ist Alles still und öde; kein Thierlein schlüpft über den Boden; nicht ein Käfer, nicht eine Fliege summt hier um uns. Und unter unseren Füßen, im Boden selbst, ruhen die Hunderttausende, die vor uns gewesen sind, in ihren dunklen Kammern. Aber nach Morgen breitet sich vor unseren Blicken das Bild des Lebens aus.

Siehe, da liegt es, weithin sich ziehend, das herrliche Theben! Worte reichen nicht hin, die Pracht und Herrlichkeit, welche es einschließt, zu schildern. Da drüben der große Tempel in Nordosten hat allein eine Länge von 1200 Fuß, und wer die Runde um die Mauer machen wollte, die auch noch den Tempelhof einschließt, brauchte mehr denn eine halbe Stunde dazu. Dort ragen zwei Obelisken hervor, jeder 70 Fuß hoch, — aber weiter hinten stehen noch andere, die sind über 90 Fuß hoch, aus einem einzigen Granitblocke gehauen! Jene sitzenden Bildsäulen, die den König und seine Gemahlin vorstellen, messen 44 Fuß, und hier ganz in der Nähe am Fuße des Berges stehen noch zwei, die haben eine Höhe von 60 Fuß und sind auch aus einem einzigen Steine gemeißelt. Millionen Pfunde wiegt ein jeder, — wie sind sie mehr als 30 Stunden von Syene bis hierher transportirt worden?

Eine später folgende Abbildung zeigt eine solche Scene! Aber wie lange, und durch wie viele Menschenhände daran gemeißelt und polirt worden ist, bis sie so dastanden, wie Spiegel glänzend, — das hat man uns nicht verrathen! Ja, solcherlei Werk gelingt nur an Niles Strand!

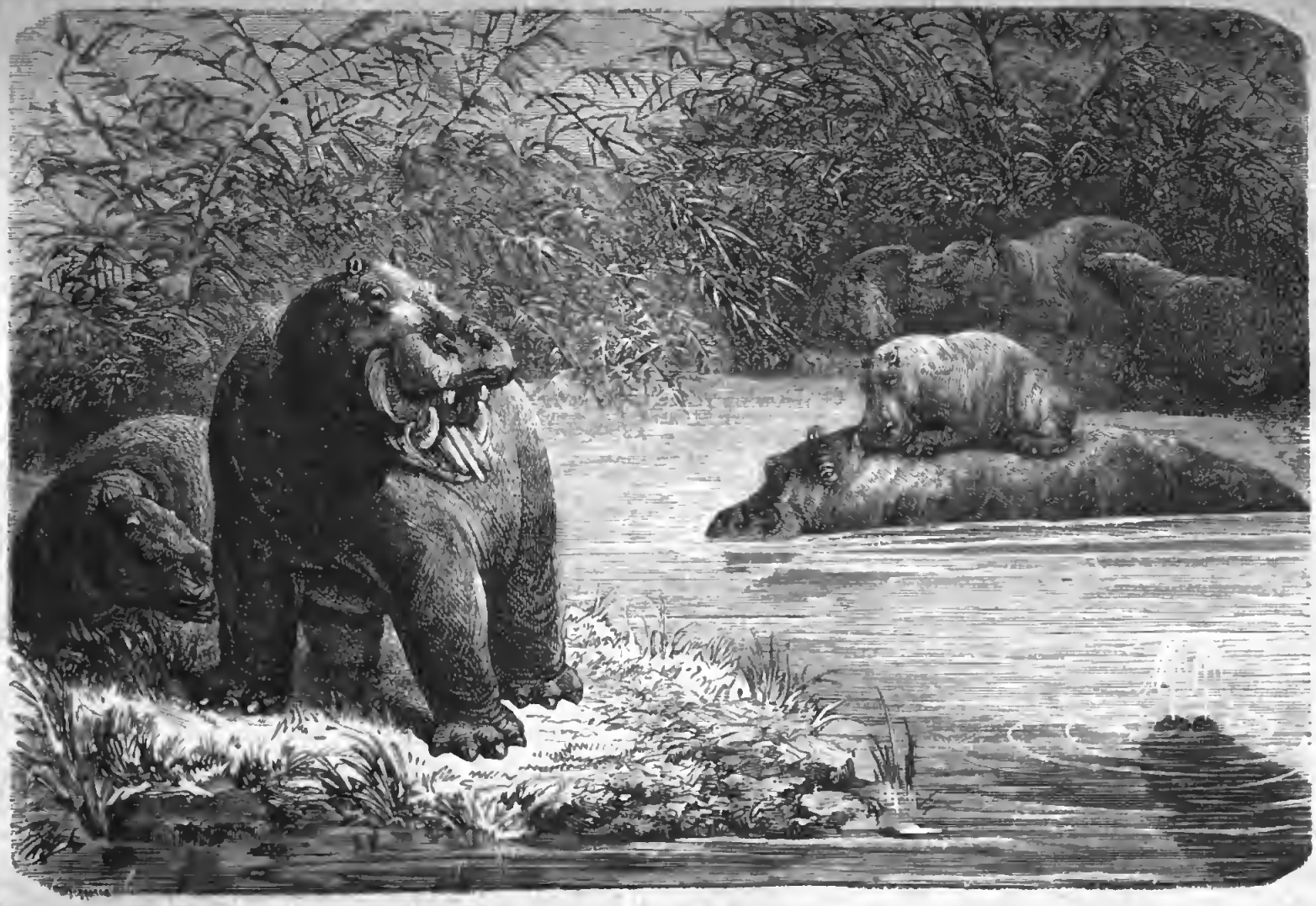
Tempelruinen von Tentyris (S. 23).

Aber auffallend ist's: so groß auch der Luxus, so verschwenderisch die Pracht an öffentlichen Gebäuden, — so sehr einfach und bescheiden sind die Privathäuser, — wenigstens von außen! Alle nur in Backsteinen aufgeführt, jedes Schmuckes bar.

Ja, Freund, es sind auch nur die Herbergen, in denen sich die Männer von Kemi vorübergehend aufhalten; die besseren Wohnungen, die für die Ewigkeit hergerichtet und geschmückt werden, die sind unter unseren Füßen. Und die Leute hier zu Lande sprechen mit einer eigenthümlichen Schwärmerei von der Einkehr in ihr Schlafkämmerlein, an dem die Reichen ihr ganzes Lebenlang arbeiten lassen, um es auszuschmücken. Es schläft sich gar ruhig und still da drinnen im kühlen Schoße der Berge.

Wir wollen hinuntersteigen, zur Stadt zurückkehren und unsere Fahrt stromabwärts fortsetzen.

Etwa neun Stunden nördlich von Theben wendet sich der Fluß plötzlich in einer starken Krümmung nach Westen. Hier liegt die Stadt Keft (das Koptos der Griechen).



Chemo (das Nilpferd), der Waſſerochſe.

Rechts von Theben zieht wieder ein Querthal durch die Berge, das nach einem Wege von 40 Stunden an das Rothe Meer führt.

Nachdem wir wieder eine Strecke nördlich gefahren sind, kommt abermals eine Biegung nach Westen, und hier liegt auf dem linken Ufer die alte berühmte Stadt Tenthori mit ihren prachtvollen Tempeln (Seite 20).

Die Vegetation ist überall gleich üppig, das Land ein wahres Paradies. Allein das Schönste ermüdet, wenn keine Abwechselung eintritt, und die haben wir nicht, bis wir in die Gegend von Memphis, an die Pyramiden kommen. Aber dorthin sind es noch mehr denn 150 Stunden. Glücklicherweise findet sich Manches, uns die Zeit zu verkürzen, und die Fahrt stromab geht schnell.

Schaue dort das Riesenthier am Flußufer stehen und im Strome die sonderbare Gruppe, alt und jung! Das ist kein Krokodil. Es ist der Wasserochse, Ehemo, in der Bibel Behemoth genannt und bei uns Nilpferd.

Seine Stimme soll eine Spur von Aehnlichkeit haben mit dem Wiehern des Pferdes; der griechische Geschichtschreiber Herodot erzählt auch, daß es genau so groß sei wie ein Pferd, einen Schweif habe wie ein Pferd und eine lange Mähne am Halse. Das finden nun die Aegypter nicht (und andere Leute auch nicht), daher nennen sie das Thier auch kein Pferd, sondern — obwol es keine Hörner hat, aber doch brüllt wie ein Büffel und sehr plump ist — lieber Wasserochse. Ehe heißt Stier, Ochse; Mo = Wasser; das P ist der männliche Artikel; Pehemo heißt also: der Stier des Wassers, der Wasserochse; so ist das entstellte Wort Behemoth entstanden.

Die Jagd auf dieses zwölf Fuß lange Ungeheuer ist äußerst einträglich. Von den jungen Thieren ist das Fleisch sehr schmackhaft; von den alten zwar hart und schwer verdaulich, aber doch immer besser als gar keines; und wenn man es auch billig verkaufen muß, kommt doch ein schönes Sümmchen dabei heraus, denn so ein Thier wiegt seine dreißig Centner. Das Fett wird bei der Zubereitung der Speisen benutzt; die Knochen kauft der Dreher; die Zähne werden zu Elfenbeinschnitzereien verwendet und theuer bezahlt, zum Theil im Lande selbst verarbeitet, zum Theil nach Phönizien geschickt; aus der Haut macht man Schilde, Helme und, wenn sie recht hart getrocknet ist, sogar Lanzenschäfte.

Nicht nur, weil die Jagd so einträglich ist, verfolgt man das Thier, sondern auch darum, weil es so großen Schaden verursacht. Obwol es kein Fleisch frißt, ist es doch den Badenden und Denen, welche Wasser schöpfen oder in kleinen Booten den Fluß befahren, sehr gefährlich. Nachts geht es heraus auf die Getreidefelder, frißt den vierten Theil des größten Ackers kahl ab, dann macht sich's noch eine kleine Bewegung nach dem Essen und zertrampelt die übrig gelassenen Saaten mit seinen ungeschlachten Füßen.

Jenseit Memphis wird das Nilpferd nicht mehr getödtet; dort gehört es zu den sogenannten heiligen Thieren. Uebrigens kommt es dort auch viel seltener vor.

Der See des Königs Amenemes Mares mit seinen Pyramiden. (S. 26.)

4.
Der sogenannte Möris-See.

Landschaft. — Die erste Pyramide. — Das Labyrinth. — Piom und die großartigsten Wasserbauten der Welt. — Amenemes Mares und sein See. — Wie es heute dort aussieht.

Die Ufer zeigen uns im Augenblicke nichts Neues; bald aber werden sie uns des Interessanten so viel bringen, daß wir es nicht vom Schiffe aus genügend sehen können, sondern aussteigen müssen. Benützen wir vor der Hand also noch die Zeit, das Leben im Flusse zu beobachten!

Sieh' doch diese unsägliche Menge von Fischen! Und sonderbare Bursche mitunter. Da ist einer, der ist zwei Fuß lang und hat die Gestalt einer Schlange, spritzt aber das Wasser aus wie ein Walfisch. Seine Schuppen sind so hart, daß man ihn nicht durchschneiden kann; deshalb röstet man ihn auf heißen Platten; dadurch schrumpft das Fleisch zusammen, löst sich von dem harten Schuppenpanzer los, und nachdem man den Kopf abgebrochen hat, kann man den Fisch aus seiner Haut ziehen, wie einen Dolch aus seiner Scheide.

Die stacheligen Kugeln, welche dort schwimmen, sind auch Fische. Durch die Stacheln schützen sie sich, wie die Igel, gegen ihre Feinde; so rund, wie sie jetzt aussehen, sind sie aber nicht immer. In der Regel sind sie länglich; sie haben jedoch die Fähigkeit, sich so aufzublasen, daß sie förmliche Kugeln werden.

Bleiben sie in dieser Gestalt bei den Nilüberschwemmungen nach dem Rücktritte des Wassers auf dem Lande liegen, so werden sie, sobald sie todt sind, von den Kindern gesammelt, getrocknet und — nachdem die Stacheln abgebrochen sind, — als Bälle benutzt. Sie haben übrigens auch ein sehr vortreffliches Fleisch.

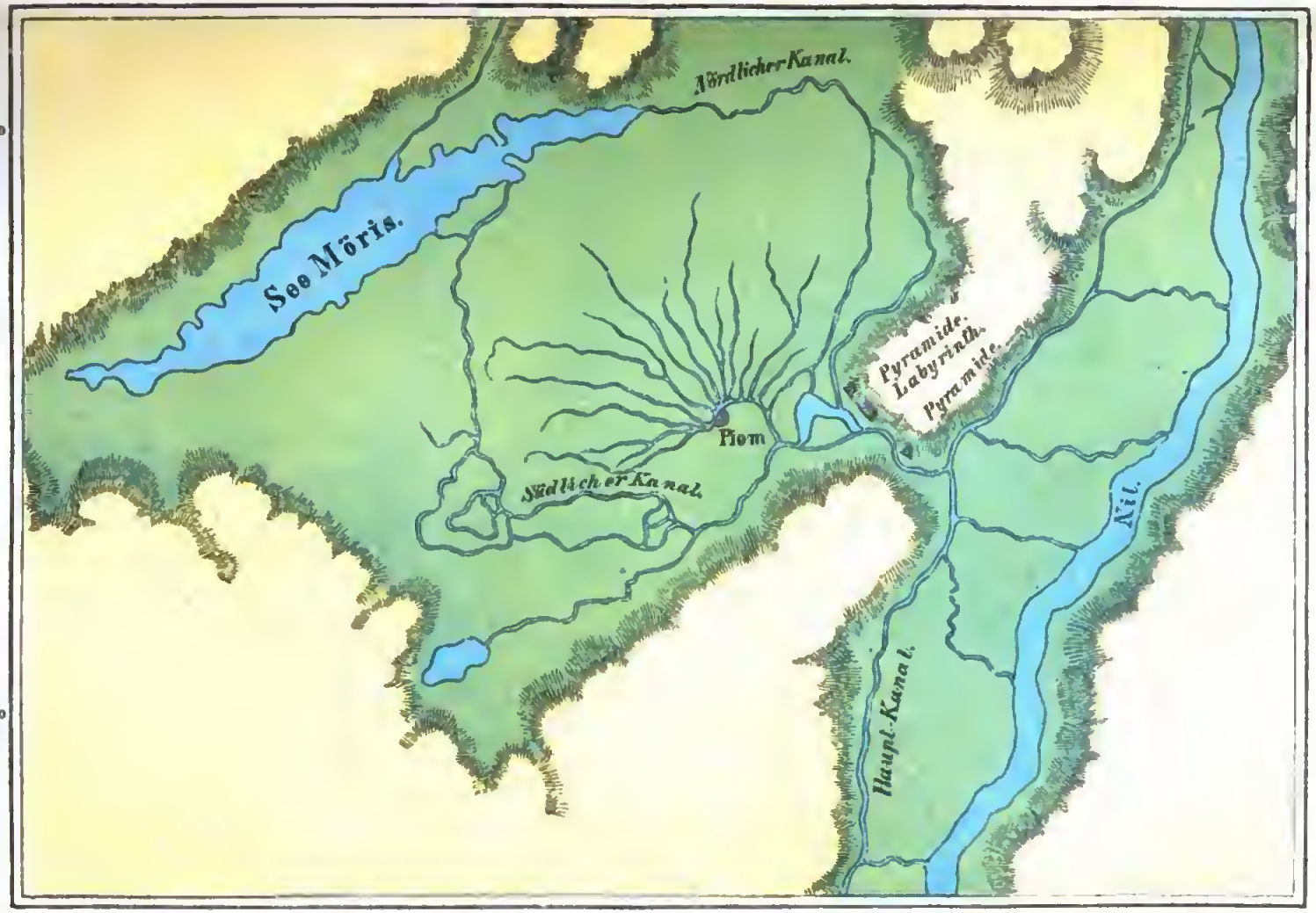
Was kollert denn dort so sonderbar auf dem Wasser umher? Es scheint zu rollen. — Das ist eine Nilschildkröte. Diese Thiere werden drei Fuß lang, geben eine schmackhafte Speise und haben die seltsame Gewohnheit, sich, wenn sie oben auf dem Wasser erscheinen, um sich selbst zu drehen, so daß man bald ihren Rücken, bald den Bauchschild sieht.

Aber nun müssen wir wieder die Ufer betrachten.

Etwa 15 bis 20 Stunden unterhalb Kept wendet sich der Fluß nach Norden, und hier zweigt sich links ein sehr breiter Kanal von ihm ab, der sich dicht am Rande der Liby'schen Berge hinzieht und so einen — je nach der Bodengestaltung — zwei bis fünf Stunden breiten Landstrich abgrenzt, der — östlich vom Nil, westlich vom Hauptkanal eingeschlossen und — in seiner ganzen Länge von einer unnennbaren Zahl kleiner Querkanäle durchschnitten, — gerade der schönste und fruchtbarste Theil des ganzen Nilthales ist. Der große Kanal hat eine Länge von 160 Stunden und mündet unterhalb der ersten Theilung des Flusses in den linken, westlichen Arm.

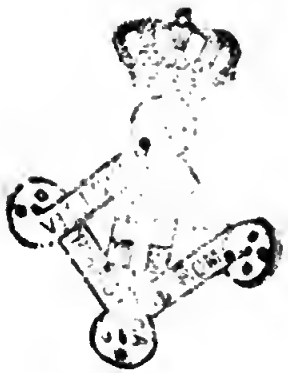
Das östliche Gebirge rückt sehr nahe, meist bis auf drei Viertelstunden, ja bis auf eine halbe Stunde Entfernung an den Fluß; aber auf der linken Seite dehnt sich ein fünf bis sechs Stunden breiter Garten aus, darüber hinaus bilden die gelben Kalkberge den Hintergrund des Gemäldes, und an diesen erscheinen wieder von Zeit zu Zeit die schwarzen Eingänge zu den Felsengräbern. Das steile Gebirge des Ostens ist häufig von Querthälern durchschnitten; auf dem linken Ufer kommen wir aber erst 24 Stunden vor Memphis an ein Querthal, das etwa eine Stunde breit in das Gebirge hineinführt. Da müssen wir aussteigen und das berühmte Thal besuchen, dessen Eingang wir hier vor uns haben. Auf der Nordseite dieses Eingangsthales sehen wir auf einer hohen Schutt-Terrasse die erste Pyramide. Sie ist an jeder Seite 180 Fuß lang und hat eine Höhe von 112 Fuß. Der Kern ist von Kalksteinen aufgemauert, außen ist sie mit Backsteinen bedeckt, die etwa $^1/_2$ Fuß breit und $1^1/_2$ Fuß lang sein mögen. Sie sind aus Nilschlamm und gehacktem Stroh gemacht und geben der Pyramide ein fast schwarzes Ansehen.

Etwa zwei Stunden weiter, am Ende dieses Passes, liegt das berühmte Labyrinth, ein prachtvoller Palast, der 3000 Zimmer enthält, 1500 über der Erde und 1500 in den Felsboden eingehauen. Die Säle sind mit herrlichen Standbildern geziert, die Höfe ringsum von Säulenhallen umgeben, alle Wände mit Bildern und Inschriften geschmückt; es bedeckt eine Fläche von 1200 Fuß in die Länge und 1100 Fuß in die Breite und ist wol das großartigste Gebäude des ganzen Alterthums. Geweiht war es dem „La, puro en tho", d. h. der Sonne (= Ra oder La), der Königin der Welt,



Das Land der Pyramiden. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Thal von Piom mit dem See des Königs Amenemes Mares.



und aus der über dem Eingange angebrachten Inschrift Lapuronthо haben die Griechen, welche das Aegyptische nicht verstanden, Labyrinthos gemacht.

Gleich hinter diesem Riesenpalaste sehen wir wieder eine Pyramide, die 330 Fuß breit und 180 Fuß hoch ist. Diese ist ganz aus Backsteinen aufgeführt, nur die Kanten sind Kalkstein.

Und hier öffnet sich nun ein Felsenkessel, — wenn wir das Thal so nennen dürfen, — Boden und alle Wände rundum gelber Kalkstein, — die Wände ziemlich steil, — Ausdehnung in die Länge 18, in die Breite 15 Stunden, — ein von dem befruchtenden Nile getrenntes, etwa 64 Quadratmeilen großes Thal inmitten der Berge, das auf den ersten Anblick nach allen Seiten geschlossen scheint. Was erwarten wir von diesem Felsenthale? Oede, Leere, gewiß keine Spur von Leben. — Aber was finden wir in Wirklichkeit? Einen frischen, saftigen Pflanzenwuchs, eine muntere, starke Bevölkerung, Dorf an Dorf und Stadt an Stadt, Alles in üppigen Lebensfreuden schwelgend, — mit einem Worte: ein von gelben Felswänden eingeschlossenes Paradies. — Und was hat dieses Wunder bewirkt? Wodurch war es möglich, solches zu Stande zu bringen? — Das hat die über alles Lob erhabene Bewässerungskunst der Aegypter gethan.

Auf nebenstehender Karte bezeichnet das Gelbe den Kalkfels, das Grüne angebautes Land, das Blaue Wasser. Nahe oberhalb des mehrerwähnten Einganges kommt ein breiter Kanal quer herüber von dem Flusse in den mit ihm parallel laufenden Hauptkanal, so daß diesem hier stets vollauf Wasser zugeführt wird. Von diesem Hauptkanal aber führt eine andere künstliche Wasserstraße bis in die Mitte des Felsenthales. Hier liegt die Stadt Piom (auf Deutsch: Meer, See). Von dieser, als dem Mittelpunkte aus, verbreiten sich strahlenförmig Bewässerungskanäle nach allen Seiten, und so wird dieses Thal, in dem ohne solches Kunstwerk auch nicht ein Hälmchen Gras wachsen könnte, zur gesegnetsten Provinz des ganzen Landes, zu einem wahren Schatzhause alles Dessen, was der Boden nur hervor zu bringen vermag. Dabei ist zu bemerken: Vom Nil bis nach Piom ist ungefähr überall dieselbe Höhe über dem Meeresspiegel, zwischenliegende Unebenheiten in dem Thale selbst — manchmal Erhöhungen von 20 bis 30 Fuß — sind durch die Tiefe des Kanals wieder ausgeglichen; das Thal hat aber die Eigenschaft, daß es nicht wie andere Thäler in der Mitte am tiefsten ist, sondern von der Mitte aus nach Nord, West und Süd abfällt, hingegen in Südost in ziemlich gleicher Höhe bis zu den Bergen reicht.

Da, wo der Hauptkanal durch das Felsenthor in das Thal von Piom tritt, zweigt sich rechts ein Nebenkanal ab, der — je nach Bedürfniß — 20 bis 30 Fuß tief und etliche Hundert Fuß breit in den Felsboden gehauen ist. Auf einem Wege von vielleicht 15 Stunden führt er das Wasser durch Ost und Nord nach Nordwest, wo das Thal zu seinem tiefsten Punkte schroff abfällt. Dort, wo dieser Seitenkanal aus dem westlich gehenden Hauptkanale tritt, ist eine Brücke über diesen nördlich gehenden Arm gebaut, deren

Pfeiler unten durch außerordentlich dickes und festes Mauerwerk bis zu einer gewissen Höhe mit einander verbunden sind, also daß das Wasser in der Regel nur geraden Weges nach Piom fließt und einzig in dem Falle, daß es noch höher gestiegen ist als jener Brückendamm, seinen Ueberfluß rechts herum nach Nordwest sendet.

Zwei Stunden weiter führt ein eben solcher Zweigkanal, in gleicher Weise durch einen Brückendamm geschützt, 40 bis 50 Fuß tief und 1200 Fuß breit, in einem Bogen durch Süden ebenfalls nach Nordwest. Sobald also der Nil mehr Wasser herübersendet, als die Kanalbeamten in Piom bedürfen, um das Thal nach allen Seiten hin gehörig zu bewässern, läuft der Ueberfluß von selbst auf zwei ihm angewiesenen Wegen an denselben (tiefsten) Ort des großen Beckens und bildet dort nach und nach einen See, der vielleicht 12 Stunden lang und an seiner breitesten Stelle drei Stunden breit ist.

Das ist der berühmte See Möris, also genannt nach seinem Gründer, dem alten Könige Möris, wie die griechischen Schriftsteller berichten. Allein der König hieß nicht Möris, sondern Amenemes, und hatte den Beinamen Mares, d. h. Geliebter der Sonne, wie fast alle Könige in Aegypten außer ihrem eigentlichen Namen noch einen — gewissermaßen — Titelnamen hatten (wie bei uns: Ludwig, der Fromme, — Friedrich, der Große ꝛc.). Auch hieß er Pape, das Haupt, der Größte.

Aber das ist noch nicht Alles! Von der Nordseite des See's führt endlich ein vierter Kanal, ebenfalls in den Felsboden gehauen, durch eine enge, steile Thalschlucht 24 Stunden weit bis in die Gegend von Memphis. An seinem südlichsten Ende ist er durch ein großartiges Schleußenwerk geschlossen. Wenn aber die trockene Jahreszeit eingetreten ist, wenn Staub die Erde deckt und die Pflanzen schier verdorren wollen vor Hitze, — dann öffnet man die Schleußen, und ein brausender Strom frischen Wassers flutet hinunter nach der zweiten Hauptstadt des Reiches und erquickt die Felder und labt die dürstende Erde.

Der König Amenemes Mares regierte aber von 3054 bis 2955 vor Chr. Geb.; es sind mithin seit seinem Tode bis zum Jahre 1868 nach Chr. Geb. schon über 4800 Jahre verflossen. Muß man nicht staunen, nicht ein Volk bewundern, das schon vor so langer Zeit im Stande war, Werke von solcher Großartigkeit auszuführen?!

Als Amenemes sein Werk vollendet hatte, ließ er, bevor die Wasser in den See strömten, in der Mitte desselben zwei Pyramiden errichten, die Grabstätten für ihn und für die Königin, — auf jeder eine sitzende Figur, vorstellend den darin Begrabenen. (Siehe Seite 23.)

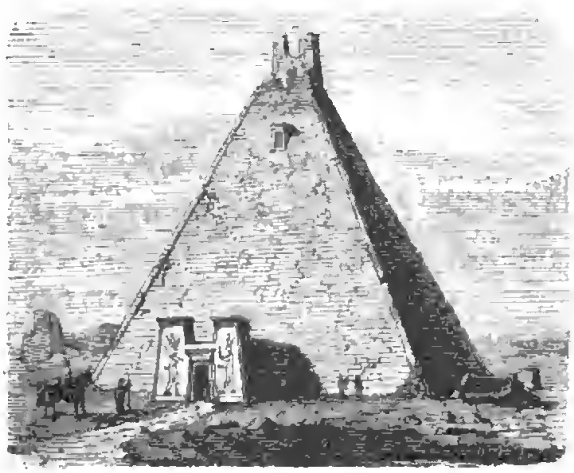
Und nun einen kleinen Blick auf die Gegenwart! Die Pyramiden liegen in Trümmern, von dem Labyrinthe sind nur noch Schutthaufen zu sehen. Die großen Kanäle nach Nord und Süd sind längst mit Schlamm und Sand gefüllt; der Abzugskanal nach Memphis ist nicht mehr zu finden. Nur das Kanalsystem von der Mitte des Thales besteht noch und — der See selbst, der aber von

Jahr zu Jahr kleiner wird, da er sich jetzt nur noch von dem seltenen Regen ernährt und den etwa in seinem Boden entspringenden Quellen. Am südlichen Ende des See's steht auf einer mäßigen Anhöhe das Araberdörfchen Sennures. Es ist sicher, daß diese Anhöhe sonst inmitten des See's lag, rundum von Wasser umgeben war und sehr wahrscheinlich hier eine der beiden Pyramiden stand. Die Steine, aus welchen die Hirten, Landleute und Fischer ihre armseligen Hütten gebaut haben, gehörten ehemals einem großen Königsgrabe an. Das ist der Wechsel der Zeit! Wir reißen das Haus der Todten ein und bauen aus denselben Steinen das Haus der Lebendigen.

Die ehemaligen großen Kanäle heißen jetzt (arabisch) Bahr bela ma, d. i. Fluß ohne Wasser; die Pyramiden im See sind spurlos verschwunden. Von der Stadt sind nur noch Trümmerhaufen übrig, die 12,000 Fuß in die Länge und 9000 Fuß in die Breite den Boden bedecken. Auf diesen Trümmern aber steht die Araberstadt Medynat el Fayum.

Am See ist Alles thohu vabohu, wüst und leer; Steinhaufen bekunden dem Besucher, der sie ernstlich betrachtet, daß auch hier Tempel und Paläste, Bildsäulen und Obelisken gestanden. Da liegen auch zwei kolossale Fußgestelle von Kalkstein; sie sind 24 Fuß breit und 30 Fuß hoch. Die Statuen sind längst zerschlagen, nur die gigantischen Füße sind noch zu sehen, — — die Araber nennen sie Rigl Faraun, Füße Pharao's.

In Nubien, südlich vom 18. Grade nördlicher Breite, finden sich in dem ehemaligen Staate Meroë noch drei merkwürdige Pyramiden-Gruppen. Sie bestehen zusammen aus 48 noch ziemlich erhaltenen und 128 fast ganz zerstörten Pyramiden, welche jedoch an Größe den ägyptischen weit nachstehen; die höchste würde, wenn ihre Spitze nicht zerstört wäre, 85 Pariser Fuß hoch sein, viele sind nur 9 bis 10 Fuß hoch und an dem Boden etwa 12 Fuß breit. An die größeren ist ein kleiner Tempel in Gestalt einer Vorhalle angebaut, wie nachstehende Abbildung zeigt.



Pyramide von Meroë mit Vorhalle.

Die Pyramiden von der Stätte des alten Memphis aus geſehen.

5.

Von Memphis bis zum Meere.

Der „Hafen der Guten“. — Das Werk des Königs Menes. — König Chufu und ſeine Pyramide. — Blick in die Gegenwart. — Die Natron-Seen. — On. — Der Kanal vom Mittelmeere nach dem Rothen Meere. — Bubaſtis.

Wir ſteigen wieder zu Schiffe und fahren weiter. Nach etwa 16 Stunden Weges kommen wir an ein neues Wunder der Baukunſt. Der Fluß hatte hier ſein Bett ganz nahe an den Liby'ſchen Bergen, alſo im Weſten des Thales, aber ſiehe, — er iſt abgedämmt, man hat ihm ein neues Bett, mehr nach Oſten hin, gegraben, den trocken gelegten Raum geebnet, durch koloſſale Dammbauten geſchützt und dahin das berühmte Memphis gebaut. Man-nufi, d. h. Hafen der Guten, wurde die Stadt genannt; durch Zuſammenziehung wurde daraus ſpäter Memfi; die Juden ſagen Moph, die Griechen Memphis.

Welches Leben und Treiben herrſcht auf allen Gaſſen, Plätzen und am Ufer in der zweiten Hauptſtadt des Reiches! Kein Wunder! Memphis iſt

eine gewaltige Stadt, hat sechs Stunden im Umfange. Bis hierher kommen die größeren Schiffe aus dem Mittelmeere. Auf der Grenze zwischen Ober-Aegypten und Unter-Aegypten liegend, ist diese Stadt ein sehr wichtiger Hafenplatz. Die westlichen Berge wenden sich in einem stumpfen Winkel nach links, die östlichen nach rechts, und vor uns liegt das Delta, dieser nördlichste, vollkommen ebene Theil Aegyptens. Die Wichtigkeit dieses Ortes leuchtete schon in frühester Zeit ein, darum scheute man Mühe und Kosten nicht, die großartigsten Wasserbauten auszuführen; darum werden noch alljährlich bedeutende Summen verwendet, die Dämme in gutem Stande zu halten; — denn bräche das Wasser einmal durch, so wäre in wenigen Stunden die Gegend zu einem See geworden, ganz Memphis mit seinen Hunderttausenden von Einwohnern in den Fluten begraben. — Wer war aber der kühne Mann, der ein solches Riesenwerk unternahm? Das war der alte König Menes, der von 3623 bis 3562 vor Chr. Geb. regierte. Also vor mehr als fünftausend Jahren führte man in Aegypten bereits Werke von solcher Bedeutung aus!

Doch was uns hier mehr fesselt als alle Paläste und Tempel, Bildsäulen und Obelisken in der Stadt, was uns hinauszieht nach jenen westlichen Bergen — das sind die Pyramiden, die uns von dort herüber winken. Ueber vierzig an der Zahl stehen sie da auf einem Vorsprunge des Liby'schen Gebirges, gewissermaßen auf einer Terrasse, die ihre Höhe noch mehr hervortreten läßt. Die vier Seiten sind bei allen mit großer Genauigkeit nach den vier Weltgegenden gerichtet, so daß man fast meinen sollte, man habe hier astronomische Gebäude vor sich; aber nein, es sind die Grabkammern der Könige. P-uro-ma heißt wörtlich: das Königsgrab. Solch' eine Pyramide ist ein mahnend und warnend erhobener Zeigefinger des allgewaltigen Zeitgottes, der uns eindringlichst zuruft: „Gedenke des Todes!"

Das sind die großartigsten Grabmäler unter der Sonne!

Die nördlichste der Pyramiden steht auf einem Gebirgsvorsprunge, der 140 Fuß hoch ist; sie selbst ist noch nahe an 500 Fuß hoch, und so schaut sie mit doppelter Thurmhöhe meilenweit hinein in das Thal. Hunderttausend Menschen haben unablässig an ihr gearbeitet; nach einem Vierteljahre wurden sie abgelöst, durch andere hunderttausend ersetzt, und so ging das 20 Jahre fort. Viele Städte hätte man bauen können aus all' den Steinen, welche dieses eine Königsgrab erforderte. Aber drinnen in diesem ungeheuern steinernen Hause ist doch nur ein Raum von ungefähr 30 Fuß in's Gevierte, und darin steht ein Sarg von rothem Granit, der ist 8 Fuß lang. Darin ist wieder ein zweiter von Holz, der hat nur 6 Fuß, und in diesem endlich steht der dritte von Pappe, der ist nicht größer als der Sarg eines andern Menschen auch, und in diesem 5 Fuß langen Sarge liegt der König Chufu, — und der schläft auch nicht besser und ist nicht glücklicher als der ärmste seiner Unterthanen, wenn er einmal eingegangen ist zur ewigen Ruhe.

Wenden wir uns zur Gegenwart. Memphis ist nicht mehr! Am Ufer liegt jetzt Kairo. Frühere Pracht und Herrlichkeit ist verschwunden. Ueberall ist

Verwüstung und Zerstörung! Auf dem weiten, stundenlangen Felde, bedeckt mit zerbröckelten Steinen, steht jetzt nur ein schlechtes Araberdorf, das heißt Menf. — Und der König Chufu — er gedachte auch nicht, daß ihn ein Sterblicher stören könne da drinnen in seiner riesigen Todtengruft. Aber etwa 800 Jahre nach Chr. Geb. wurde unter dem Kalifen El Mamum der Eingang zu der Pyramide gefunden, die wilden Sarazenen drangen hinein und gelangten trotz aller Hindernisse bis in die Grabkammer des Königs. Den Granitsarg konnten sie zwar nicht mitnehmen, — der steht heute noch an seinem Platze, — aber die Leiche rissen sie heraus und schleiften sie an das Tageslicht. Die Mumie war überall mit kostbaren Steinen geschmückt; auf der Brust prangten die Figuren der vier Todtengenien in gediegenem Golde; die Stirn zierte ein Karfunkel von der Größe eines Hühnereies. Die Sarazenen rissen die Edelsteine, die Goldfiguren und den großen Karfunkel ab, warfen die Mumie auf das Feld und — zertraten sie zu Staub. Das ist das Ende des großen Königs Chufu. —

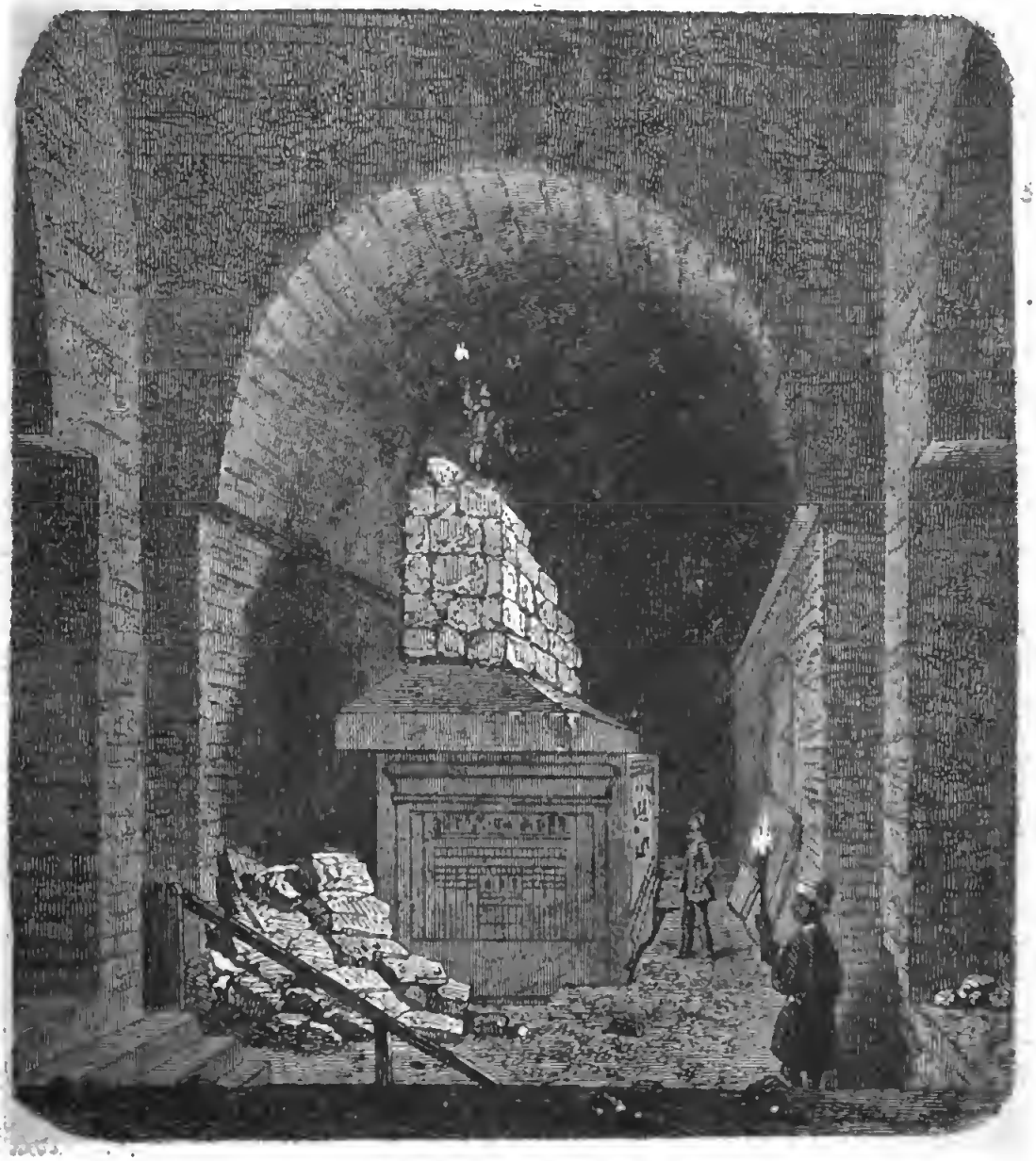
Nichts mehr ist dort zu sehen von all' der Herrlichkeit vergangener Zeiten, als die ewigen Pyramiden. Die waren zu groß für die Zerstörungswuth der Perser, die trotzten den Griechen und Römern, ihnen konnte heidnischer, christlicher und muhamedanischer Fanatismus nichts anhaben; — auch an ihnen brechen die Araber Steine ab, sich ihre Hütten zu bauen, — — das Vöglein, das den Schnabel wetzt am Demantberge! —

Es giebt in Aegypten ein Sprüchwort, das in poetischer Weise diesen Widerstand der Pyramiden gegen jegliche Art der Zerstörung durch die Natur oder die Menschen ausdrückt, — dies Sprüchwort heißt: „Alles fürchtet sich vor der Zeit; aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

In den fünfziger Jahren gelang es dem um die Erforschung des ägyptischen Alterthums unermüdlich thätigen französischen Gelehrten Mariette, bei seinen Ausgrabungen eines der merkwürdigsten Gebäude des alten Memphis wieder aufzufinden, nämlich das Grab der sogenannten Apisstiere. Dieses ist eines der großartigsten Felsengräber und besteht der Hauptsache nach aus einem 16 Fuß breiten und 14 Fuß hohen Gange, auf dessen beiden Seiten sich etwa 80 gewölbte Gemächer oder — wenn man so will — kolossale Nischen befinden, deren Boden um 4 Fuß tiefer liegt als der große Gang. In jeder dieser Nischen steht ein prachtvoller Sarg aus Granit, $12^1/_2$ Fuß lang, 11 Fuß hoch und $7^1/_2$ Fuß breit. (Siehe nebenstehende Abbildung!) Einige Särge sind röthlich, andere dunkelgrün, alle glänzend polirt und manche mit hieroglyphischen Inschriften versehen. Als vor 1400 Jahren die Christen der Verehrung der alten ägyptischen Götter ein Ende machten, zerstörten sie auch, so weit möglich, die Apisgräber, rissen die Mumien aus den Särgen, füllten diese mit Steinen und beraubten den Tempel seines Schmuckes.

Vor dem Grabe ist ein Tempel angebaut. In diesem fand Mariette ein riesiges Steinbild des Apis, ließ es durch seine Arbeiter herausziehen (siehe S. 17!) und später nach Paris bringen, wo es jetzt im Louvre zu sehen ist. Man

nennt dieſes Gebäude Serapeum, d. h. Grab des Serapis. Woher dieſer Name Serapis kommt, und wer überhaupt Apis war, ſ. u. d. Abth. „Darſtellung der Götter.“ Auf der ſoeben citirten Abbildung ſieht man ganz im Vordergrunde einen (auch von Mariette ausgegrabenen) griechiſchen Tempel aus der Ptolemäerzeit.



Apisgrab im Serapeum.

Nach dieſer Abſchweifung ſetzen wir unſere Reiſe weiter fort.

Zuerſt machen wir von Memphis aus einen Abſtecher in nordweſtlicher Richtung nach dem Thal der Natron-Seen. Es iſt faſt eine Stunde breit und von dem Delta, an deſſen ſüdweſtlicher Seite es ſich hinzieht, durch ein niederes Kalkſtein-Plateau geſchieden. Es iſt vollkommen öde, ohne Vegetation.

Der Wanderer kann dort nur ſchöne Rollkieſel und äußerſt prachtvolle Achate finden. Setzt er aber ſeinen Weg etwa 18 Stunden weit von Memphis fort, ſo kommt er auf einer Strecke von ungefähr zwei Stunden an ſechs kleine Seen. Sie ſind ſehr ſeicht, kaum drei Fuß tief, und der größte von ihnen mag etwa eine halbe Stunde lang ſein; dennoch ſind ſie von der größten Bedeutung für das ganze Land. An ihren Ufern ſchießen große Stücke Natron an, die Oberfläche bedeckt ſich mit einer dicken Kruſte dieſes Salzes, ſo daß ſie mit eiſernen Stangen entzwei geſchlagen werden muß, und die Bewohner der Nachbarſchaft treiben einen überaus einträglichen Handel mit dieſem Natron, das überall ein Bedürfniß iſt, denn man braucht es zum Einbalſamiren der Leichen und zur Fabrikation des Glaſes. Auch findet ſich in geringer Entfernung eine große Glashütte.

Das ſalzhaltige Waſſer dringt von den Seen aus nach allen Seiten hin in den Boden und befruchtet dieſen; verdunſtet nun das Waſſer durch die natürliche Hitze, ſo bleibt das Salz als Staub oder feſte Kruſte zurück, die allmälig ſechs bis acht Zoll dick wird. Man ſprengt ſie mit eiſernen Stangen los und hat nun auf den ſo gewonnenen Stücken oben Kochſalz, unten mit Erde vermiſchtes Natron, das auf einer benachbarten Hütte gereinigt wird.

Es iſt eine wunderbare Ueberraſchung, welche dem Reiſenden hier bereitet wird. Anderthalben Tag lang iſt er in dem öden Thale gewandert, in welchem auch nicht das kleinſte Pflänzchen zu ſehen iſt; die glühend heißen Kieſel haben ſeine Sohlen verwundet, — da gewahrt er ſchon einige Meilen von den Seen den feinen, weißen Staub. Dies iſt das erſte Anzeichen, daß das belebende Element des Waſſers nicht mehr fern iſt. Pflanzen kommen zum Vorſchein; hier jagt ein Reh, dort ſtürmt eine ganze Herde von Gazellen vorbei; Vögel fliegen mit Geſchrei durch die Luft; hier ſtehen einige vereinzelte Hütten, dort ſieht man ſchon ein ganzes Dorf. Der Boden iſt wie mit einer Reifdecke belegt; das Salz knirſcht unter den Füßen; immer mehr Pflanzen ſchießen daraus empor; immer mehr Thiere und menſchliche Wohnungen werden ſichtbar; ſteigt man eine kleine Strecke den Abhang der Berge hinauf, ſo erblickt man in der Ferne ſchon die Seen mit ihrem anſcheinend dunkelblauen Waſſer. Bläſt ein Wind darüber hin, ſo ſchimmern die Wellen in einem prächtigen Karminroth. Steht man unmittelbar am Ufer eines Sees und blickt hinein, ſo ſcheint das Waſſer blutroth zu ſein. Die gereinigten Stücke Natron ſchillern in's Hellgrüne.

Auf den Seen ſchwimmt eine Menge von Enten, Waſſerhühnern und anderem Geflügel umher, die Ufer ſind mit dichtem Schilf bewachſen, in welchem langbeinige Flamingo ſtolz umher ſpazieren. Ueberall Regſamkeit, überall Leben; hier werden Kamele mit Natron beladen, dort geht ſo eben ein ganzer Zug nach Memphis ab, ein anderer kommt von da zurück. Aber all' dieſes Leben hängt nur an dem Waſſer. Haben wir die Seen einmal hinter uns, ſo verliert ſich nach und nach Alles wieder, nach etlichen Stunden hört der Pflanzenwuchs völlig auf, der Boden verliert die weiße Decke — wir ſind wieder im wüſten Thale.

Steigen wir über den südlichen Abhang, so kommen wir in ein ähnliches, mit jenem gleichlaufendes Thal, das auf einem Wege von 15 Stunden nach Memphis zurückführt.

Aber nun schiffen wir uns ein und fahren hinunter bis zum Meere. Die Fahrt kostet nicht viel Zeit, da es keinen Aufenthalt mehr giebt. Auch das Delta ist schön, zum Theil reizend; aber es bietet nur geringe Abwechselung dar. So weit das Auge reicht, ein herrlicher Blumengarten, aus dem zahlreiche große Städte hervorblicken. Unzählige Kanäle durchschneiden das Land, und überall blicken Mastbäume und Segel hervor. Auch das Schöne ermüdet, wenn es sich häuft. Und so ermattet denn auch das Auge, welches immer dasselbe Einerlei schaut. Wenn nur hier und da ein Berg oder ein Hügel sich erhöbe! Doch die Berge sind weit weg. Das ganze Delta besteht nur aus Nilschlamm. Daher verändert es seine Gestalt auch mit der Zeit sehr merklich.

Fahren wir den westlichsten der sieben Mündungsarme hinunter, so kommen wir an der berühmten Stadt Sais vorbei; — wählen wir den östlichsten, so haben wir etwa 10 Stunden von Memphis, am rechten Ufer On, das Heliopolis der Griechen. On heißt Licht; die Griechen haben den Namen also mit Sonnenstadt übersetzt. — In On ist eines der berühmtesten Priesterkollegien, und wer zu wählen hat zwischen den verschiedenen Städten, wo er sein Wissen holen will, welchem Priesterkolleg er sich als Jünger anvertrauen soll, der geht entweder nach Theben, nach Memphis oder nach Heliopolis.

Rechts vom östlichsten Arme des Nil, also im Osten und Südosten des Delta, bleibt noch ein kleiner Landstrich bis zu den Bergen, — das ist die Provinz Gosen, die uns durch die heiligen Schriften des Alten Testaments bekannte Stätte, wo sich Jakob mit seinen Söhnen niederließ.

Von diesem östlichsten Arme, und zwar von der Stadt Bubastis aus, führt in einem großen Bogen ein Kanal durch das Gebirge in die nördliche Ecke des Rothen Meeres und verbindet also dieses mit dem Mittelländischen Meere. Zuerst hat er eine nordöstliche Richtung, dann geht er gerade nach Osten, wendet sich sodann nach Südosten und tritt in einen 10 Stunden langen und 2 Stunden breiten Bittersalz-See, von dessen südlichem Ende er schließlich in gerader Richtung von Norden nach Süden in's Rothe Meer führt.

Es ist ein Weg von vier Tagereisen. Wie sich leicht denken läßt, ist der Kanal stets belebt, und die Beamten an den Schleußen haben vollauf zu thun. Die Breite des Kanals ist zwar nicht bedeutend, aber doch hinreichend, daß sich zwei Schiffe der größten Art darauf ausweichen können.

In Bubastis liegt eine starke Garnison; die Grenze ist hier nahe, und der Feind könnte ja auch mit seinen Kriegsschiffen in's Land kommen.

Eine Fahrt von einigen Tagen bringt uns durch Seen und an vielen Inseln vorüber in das Meer, und so haben wir denn die Reise vollendet, welche uns einen Ueberblick geben sollte über das Land, dessen Sitten und Gebräuche, Leben, Treiben und Geschichte wir noch näher kennen lernen wollen.

Tempelruine in der Oase Amun.

6.
Die Oasen.

Uahe. — Tempel des Amun Ra. — Sonnenquell. — Kleine Steine. — Schluß der Reise.

Nur Eines müssen wir noch vorher sehen, damit uns nichts von dem Ueberblick entgeht, den wir gewinnen wollen, — das sind einige Fleckchen angebauten Landes jenseit der Liby'schen Berge, mitten in der Wüste, — die oft genannten Oasen.

Uahe ist ein ägyptisches Wort und bezeichnet einen Ort, an welchem Trinkwasser zu finden ist, und das ist die Hauptsache bei diesen Inseln in der Wüste; alles Andere ist nur Folge davon und Nebensache. Diese Wohnplätze mitten in der Wüste liegen in der Regel etwas tiefer als die Umgebung und sind etliche Meilen lang und breit. Stark bevölkert, reiht sich dort Dorf an Dorf; die größeren haben wol auch eine Stadt in ihrer Mitte, haben ihre Tempel, ihren Gottesdienst und vorsorgliche Verwaltung, — kurz, bilden einen kleinen, nach allen Seiten hin von dem Wüstensande eingeschlossenen und dadurch von der übrigen belebten Welt abgetrennten Staat. Die Zahl

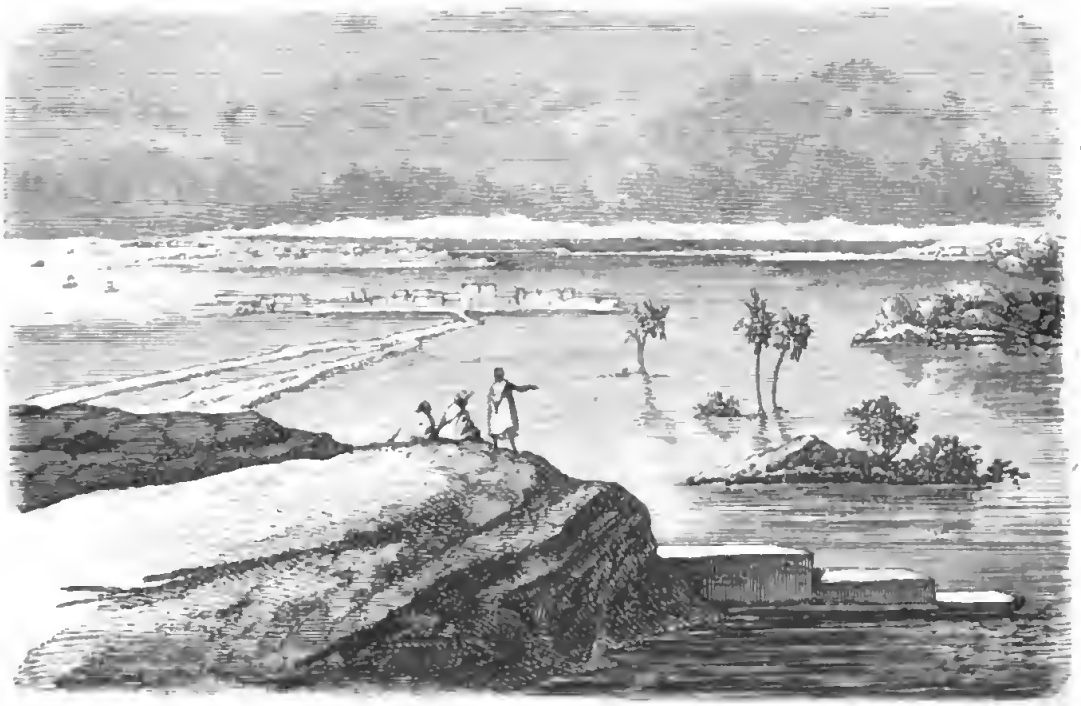
dieser Oasen ist nicht genau anzugeben, am bekanntesten sind drei: die große, unter dem 26sten Breitegrad, — die kleine, westlich von Piom und dem See Möris; — die dritte ist die berühmteste, sie liegt 100 Stunden westlich von Memphis und heißt Oase Amun, weil dort ein berühmter Tempel des Gottes Amun Ra steht.

Hier ist Alles wie in Aegypten selbst: der ganze Boden ein üppiges Paradies, — in der Nähe einige Kalkstein-Felsen mit eingehauenen Gräbern, — ein Tempel, dessen Umfassungsmauer 360 Fuß lang und 300 Fuß breit ist, darinnen Säulen, Bilder und Inschriften und eine kolossale Götterstatue von Bronze, — nur Eines fehlt, — das ist der Nil. Der aber wird ersetzt durch das Wasser, das hier in verschwenderischer Fülle aus der Erde sprudelt. Es finden sich nicht weniger als 40 springende Brunnen, den Durstenden zu laben und die Felder zu bewässern. Die meisten haben jedoch lauwarmes Wasser. Seit undenklichen Zeiten berühmt ist der Sonnenquell; ein Quell, dessen Wasser am Mittage frisch kühl erscheint, gegen Abend aber an Wärme zunimmt, bis es mitten in der Nacht auffallend warm ist. Mit der Annäherung des Tages nimmt seine Wärme wieder ab, und bis die Sonne am höchsten steht, sprudelt es wieder eisig kalt aus dem Boden.

Die Bewohner der Oase schreiben dem Wasser noch besondere Heilkräfte zu und haben deshalb auch einen Tempel über den Quell gebaut.

Nun nur noch einen Blick auf die Decke des großen Tempelsaales. Sie besteht aus 3 Fuß dicken, 5 Fuß breiten und 36 Fuß langen Steinen, die von einer Wand bis zur andern hinüber reichen. — Wie gut mußte der Baumeister sein Material kennen, wie sicher mußte er sein, wenn er so Etwas wagen wollte!

Und jetzt schließen wir uns einer Karawane an, die gerade eine Ladung Datteln nach Memphis bringt, und kehren dorthin zurück. Die Verbindung zwischen den Oasen und dem Mutterlande ist eine sehr lebhafte, denn den Bewohnern jener von der übrigen bewohnten Welt getrennten Gegenden fehlt natürlich gar Mancherlei, das sie sich nicht selbst ersetzen können; hauptsächlich holen sie Kleidungsstoffe, Leder, Töpfe und Luxuswaaren aller Art von den Ufern des Nil und bringen dafür, was gerade bei ihnen besonders gut gedeiht. Fortwährend sind Karawanen unterweges; aber unerläßlich ist es, daß man einen kundigen Führer als Wegweiser mitnimmt, denn eine wirklich gebahnte Straße findet sich nicht, und wer sich in der Wüste verirrte, wäre rettungslos verloren.



Nilüberschwemmung. (Z. N.)

Der Nil.

1.
Das Leben des „heiligen Jaro“ (Nil).

Wassermasse. — „Der Nil wächst!“ — Aegyptische Maße. — Die Ueberschwemmung. — Größe des Flusses. — Das rothe Wasser. — Kanäle. — Die sieben ersten der zehn Plagen.

Der Erhalter Aegyptens, der „Vater des Landes“, ist der Nil. Er befruchtet den Boden, er allein macht es möglich, daß Pflanzen gedeihen, Thiere und Menschen leben können, und wenn er nicht mehr wäre, würde Aegypten bald eine Wüste sein, öde und todt, wie die es einschließenden Berge. Aber der Nil ist ein gewaltiger Strom, der seinen Anwohnern täglich eine ungeheure Masse Wassers zum Leben spendet.

Stellen wir uns in die Mitte zwischen Theben und Memphis, also zwischen den 27. und 28. Grad nördlicher Breite. Der Strom fließt bei niedrigem Wasser mit einer Geschwindigkeit von $2^1/_{10}$ Fuß in der Sekunde, — an seiner Oberfläche mit $2^3/_5$, bei Hochwasser mit $6^1/_2$ Fuß. Die Breite beträgt, wenn das Wasser 6 Fuß hoch steht, oben 2373 Fuß, die in einer Sekunde vorüberfließende Wassermasse $4816^1/_2$ Ohm; das macht in 24 Stunden über 416 Millionen Ohm. Bei Hochwasser aber fließen in einem Tage mehr als 5000 Millionen Ohm vorbei. — Im April fangen im südlichen Aethiopien die heftigen Regengüsse an, welche den ganzen Sommer hindurch fortdauern; dadurch schwellen die Wasser des Nil an und treten allmälig über

ihre Ufer. Dies geschieht natürlich nicht im ganzen Lande zu gleicher Zeit. Von dem Tage an, da der Nil bei der Insel Philä oder bei Syene anfängt zu wachsen, dauert es noch volle zwei Wochen, bis man in Memphis die erste Spur davon sieht; das Wasser bedarf ja gewöhnlich 18 Tage, bis es ganz Aegypten von Süden nach Norden durchströmt hat; das Hochwasser schießt die 320 Stunden in einer einzigen Woche hinunter.

An der Südgrenze Aegyptens bemerkt man das Steigen des Wassers Mitte Juni; in Memphis sinkt es noch immer um diese Zeit. Aber Ende Juni ist Alles in gespannter Erwartung, — das Wasser ist bis auf 5 Fuß gefallen, — da verkündigen plötzlich die bei den Nilmessern angestellten Beamten: „Der Nil wächst!" Es halten sich aber um diese Zeit Tag und Nacht viele Hunderte von Menschen in der Nähe des Ufers auf, und sowie das glückliche Ereigniß bekannt gemacht ist, verbreiten sie es durch die ganze Stadt. Mit dem lauten Rufe: „Der Nil wächst!" eilen sie durch die Straßen, und wer sie hört, läuft mit und schreit und jauchzt. „Der Nil wächst! der Nil wächst!" tönt's durch alle Gassen, und in kurzer Zeit weiß es die ganze Stadt, und Tausende strömen wieder nach dem Ufer und fragen: „Wie viel Fingerbreit?" und wollen sehen, wie das Wasser schwillt, und wie die Wellen daherströmen. Die Beamten haben jetzt viel zu thun. Von Stunde zu Stunde wird der Stand des Wassers ausgerufen, und fortwährend kommen Neugierige und verlangen Auskunft. Alle Welt denkt und spricht nur von dem Nil, und der Freund, der dem Freunde begegnet, fragt nicht nach seinem Befinden, sondern ruft ihm schon von Weitem zu: „Drei Ellen und eine Handbreit!" — Die Längenmaße im alten Aegypten sind

1 Elle = 2 Fuß = 6 Handbreit = 24 Fingerbreit.
1 " = 3 " = 12 "
1 " = 4 "

Gastmähler werden gehalten, Feste gefeiert, Musik und Gesang ertönt von allen Seiten. Der Nil wächst, — Herz, was willst du mehr?

Ende Juli, also nach vier Wochen, zeigen die Nilmesser 13 Fuß Wasser, bis zum 10. August aber 20 bis 21 Fuß. Jetzt strömen die Fluten über das Ufer und überschwemmen das ganze Land. Diese Ueberschwemmung geht mit großer Schnelligkeit vor sich, denn es hat damit eine eigenthümliche Bewandtniß. Der Nil bringt aus den südlichen Regionen eine große Masse Erde mit, welche dort durch die heftigen Regen von den Bergen losgespült und von den kleinen Bächen und Nebenflüssen dem Hauptstrome zugeführt wird. Der größte Theil dieses sogenannten Nilschlammes wird bei der Ueberschwemmung natürlich in der Nähe des Ufers abgesetzt, und dadurch wird dieses fortwährend erhöht. Wenn diese Erhöhung in jedem Jahre auch nur etwa die Dicke eines Pappendeckels beträgt, so macht das im Laufe der Jahrtausende doch viel aus, und es ist dadurch das ursprüngliche und natürliche Verhältniß des Flusses vollständig umgekehrt worden. Wie jedes andere Wasser, floß auch der Nil anfänglich an der tiefsten Stelle des Landes; durch die alljährlich

wiederkehrende Ueberschwemmung aber wurden die tiefen Gegenden langsam, aber stetig gehoben, eigentlich erhöht; Niederungen wurden ausgefüllt, das Wasser konnte immer weiter gegen die Berge hin strömen, — endlich zeigte der Querdurchschnitt des Landes nicht mehr eine gebrochene, in der Mitte abwärts geneigte, sondern eine gerade, wagerechte Linie.

Aber die regelmäßigen Ueberschwemmungen hörten nicht auf, und auch jetzt noch wurde die Hauptmasse der zurückgelassenen Erde in der Nähe des Flußufers abgesetzt. Was ist die schließliche Folge dieser ganz langsamen, aber ununterbrochenen Umgestaltung des Bodens? Der Nil fließt nicht mehr an der tiefsten, sondern an der höchsten Stelle des Landes, und das über das Ufer tretende Wasser läuft abwärts und strömt bis an die das Thal begrenzenden Felsberge, — insofern es nicht vorher von der trocknen Erde eingesogen ist.

Ende August hat das Wasser eine Höhe von 27 Fuß erreicht; auf diesem Punkte bleibt es, steigt vielleicht auch noch im September auf 28 oder 29 Fuß; im Oktober fällt es wieder ganz langsam, in der ersten Hälfte des November hat es nur noch die Höhe des Ufers. Ende Dezember zeigen die Nilmesser 18, Ende Januar 13, Ende Februar 9 Fuß, dann sinkt das Wasser bis auf 6, im Juni sogar bis auf 5 Fuß. Dann beginnt das Steigen von Neuem.

„Woher aber", fragt man, „kommt diese ungeheure Masse des Wassers?"

Aus dem Nyassa-See strömt der Bahr el Abiad (der Weiße Nil), nimmt eine große Zahl von Neben- und Seiten-Flüssen auf, wächst so bis zur Größe des Rheines und vereinigt sich nach einem Laufe von mehreren Hundert Meilen mit dem Bahr el Asrek (dem Blauen Nil). Dieser kommt aus dem Zana-See in Habesch, gewinnt an Fülle durch viele Zuflüsse von beiden Seiten und ist bei Chartum, wo er sich mit jenem vereinigt, 2000 Fuß breit. Etwa 80 Meilen weiter fließt noch von rechts der Atbara zu; von da an hat der Nil keine Zuflüsse mehr. — Nun aber beträgt das Stromgebiet des Bahr el Abiad, des Bahr el Asrek und des Atbara über 90,000 □M. und aller Regen, der auf diesem weiten, weiten Gebiete fällt, hat nur den einzigen Nil zum Abflusse nach dem Meere. Deutschland beträgt 11,600 □M.; das Gebiet des Nil ist achtmal so groß. Denke man sich nun, daß Rhein, Weser, Elbe, Oder und Donau mit allen ihren Neben- und Seitenflüssen in einen einzigen Strom geleitet würden, daß im Frühlinge alle diese Gewässer durch heftige Regen anschwellten, und multiplizire man diese Wassermasse mit 8, so wird man wohl begreifen, wie ein ganzes Land mit den Fluten eines Stromes bedeckt werden kann, und wird nicht mehr staunen, daß der Nil bei Hochwasser täglich so und so viele tausend Millionen Ohm Wasser dem Meere zuführt.

Die Länge des Nil beträgt nach unserer jetzigen Kenntniß 760 geographische Meilen; er ist also doppelt so lang, als die Donau, fünfmal so lang, als der Rhein, über sechsmal so lang, als die Oder, und zehnmal so lang, als Main oder Mosel. Die Länge des Niles ist der siebente Theil des ganzen Erdumfanges. Wer von Lissabon über Salamanca und Burgos

durch die Pyrenäiſche Halbinſel reiſt, von Bordeaux nach Straßburg wandert, auf der Route Karlsruhe, Bamberg, Dresden und Poſen Deutſchland durchſchneidet, dann das weite, weite Rußland betritt, über Grodno und Smolensk nach Moskau geht, — immer weiter reiſt, noch 110 Stunden nach Niſchnei-Nowgorod, noch 80 Stunden nach Kaſan und noch einmal 200 Stunden weiter nach Jekaterinenburg, der äußerſten Stadt Europa's auf dem öſtlichſten Punkte des Uralgebirges, — der hat beinahe den Weg zurückgelegt, welcher der Länge des Nil entſpricht, aber noch nicht ganz.

Das iſt der Strom, welchem Aegypten Daſein und Erhaltung verdankt, und ohne deſſen ſegnende Fluten das Land nicht beſtehen kann.

Durch die Regen in den Hochlanden wird eine außerordentliche Menge rother Mergelerde in den Nil geſpült; das Waſſer iſt in der Regel ſehr klar und durchſichtig, ſobald es aber anfängt zu wachſen, trübt es ſich, wird erſt ſchmutzig-gelb und dann wirklich roth. Die jetzigen Araber nennen das die „Krankheit des Nils" oder auch Maachmar (rothes Waſſer). Ungefähr ein Vierteljahr iſt das ganze Land unter Waſſer geſetzt; die größeren Städte ſind auf Dämmen erbaut, ſehen wie Inſeln aus dem Meere und ſind durch lange, ſchmale Dämme mit einander verbunden (ſ. S. 36.). So weit das Auge reicht, ſieht es nur das ziegelrothe Waſſer bis hinüber zu den gelben Bergen, und daraus erheben ſich die Städte mit ihren Tempeln und Paläſten, Befeſtigungen und Kaſernen; die kleinen Dörfer aber ſtehen mit den unteren Stockwerken der Häuſer im Waſſer, und tauſend und aber tauſend Kähne, Boote und Gondeln ſchwimmen auf dem naſſen Elemente. Ganz Aegypten jauchzt und iſt fröhlich, denn nun wird das Erdreich gedüngt und gründlich durchnäßt, ſo daß es wieder für ein Jahr Frucht bringt hundertfältig und tauſendfältig.

Zwar iſt das Land vom Nil aus durch eine unzählige Maſſe großer und kleiner Kanäle, die nach allen Richtungen hin gehen, immerwährend und überall hinreichend mit Waſſer verſehen, und dieſes Waſſer wird durch Schöpfräder, welche getreten werden, auch auf die Felder gegoſſen; allein das würde bei dem faſt gänzlichen Mangel an Regen nicht ausreichen, wenn nicht die gründliche Durchnäſſung bei der Ueberſchwemmung einträte. Dabei iſt noch zu bemerken, daß von all' dem ausgetretenen Waſſer kein Tropfen in den Nil zurückfließen kann, da dieſer ja im höchſten Theile des Landes ſein Bett hat; alles Waſſer der Ueberſchwemmung dringt in den Boden ein oder verdunſtet.

Wird das Erdreich wieder trocken, ſo bietet es einen eigenen Anblick dar. Millionen von Fröſchen, Kröten, Eidechſen, kleinen Schlangen und namentlich Fiſchen zappeln darauf hin und her. Zur Zeit der Ueberſchwemmung eſſen die Aegypter faſt täglich Fiſche; aber ſie können ſie mit dem beſten Willen nicht alle aufzehren. Jetzt kommen die Störche und die Ibiſſe, waten durch den Schlamm und ſchmauſen nach Herzensluſt. Allein es gelingt ihnen nicht, aufzuräumen. Ungezählte Maſſen Thiere ſterben auf dem Trockenen, verfaulen da und dienen ungeheuren Schwärmen von Schnaken, Mücken und Fliegen zur

Nahrung. Diese Insekten sind eine höchst lästige Plage; sie kriechen in Ohren und Nasenlöcher und verursachen durch ihren Stich heftige Schmerzen.

Es liegen aber nicht blos Fische und andere Wasserthiere auf dem Trockenen und verwesen hier, sondern auch mancherlei Landthiere, die bei der Ueberschwemmung ertrunken sind. Und da die Verwesung bei der großen Hitze außerordentlich schnell von Statten geht, so wird dadurch die Luft verpestet, und es entstehen häufige Krankheiten bei Menschen und Vieh. Die Viehseuchen wüthen zuweilen so furchtbar, daß sämmtliches Rindvieh daran zu Grunde geht, und Ochsen und Kühe immer wieder von Neuem aus Syrien her eingeführt werden müssen. Bei den Menschen zeigt sich ein Anschwellen der Glieder, das vom Gesichte her sich weiter verbreitet. Schmerzhafte Geschwüre sind damit verbunden. Wir nennen diese Krankheit den knolligen Aussatz oder die Elephantiasis. Die Aegypter gebrauchen dagegen Spargelwurzel in Wein gekocht; in der Regel aber ist der Tod unvermeidlich.

In den sogenannten „zehn Plagen", durch welche Moses nach der heiligen Schrift den Aegypterkönig gezwungen, die Israeliten zu entlassen, findet sich der so eben erzählte Hergang unverkennbar angegeben.

Erste Plage, 2. Mos. 7, 20: Alles Wasser im Strom ward in Blut verwandelt, — d.h. ward roth. — Zweite Plage, 8, 6: Es kamen Frösche herauf, daß Aegyptenland bedeckt ward. — Dritte Plage, 8, 17: Aller Staub des Landes ward Läuse in ganz Aegyptenland. — Das Wort, welches Luther hier fälschlich mit „Läuse" übersetzt hat, bezeichnet sehr kleine, kaum mit dem bloßen Auge sichtbare Mücken, die sich in dichten Schwärmen auf Menschen und Vieh setzen. — Vierte Plage, 8, 24: Es kam viel Ungeziefer über ganz Aegyptenland. — Fünfte Plage, 9, 6: Es starb allerlei Vieh der Aegypter. Sechste Plage, 9, 10: Es fuhren auf böse, schwarze Blattern, beide an Menschen und Vieh, — die oben erwähnten Geschwüre. — Auch die folgende, siebente Plage, 9, 23: Der Herr ließ donnern und hageln, — ist für uns kein Wunder. In Oberägypten reguet es außerordentlich selten, alle 15 bis 20 Jahre ein einziges Mal; in Unterägypten ist aber der Regen so selten nicht, und im Monat Februar kommen zuweilen — freilich nicht jedes Jahr — furchtbar heftige Hagelwetter vor. Moses lebte bekanntlich in Memphis, auf der Grenze von Unterägypten, und das Hagelwetter trat ein, nachdem die Mücken und Fliegen (im Dezember) und das Viehsterben und die Geschwüre (im Januar) vorüber waren. Auch heißt es ausdrücklich 2. Mos. 9, 31, 32: „Also ward geschlagen der Flachs und die Gersten; denn die Gersten hatten geschossen, und der Flachs Knoten gewonnen. Aber der Weizen und Roggen ward nicht geschlagen, denn es war Spätgetreide." Das ist eine sehr deutliche, unverkennbare Bestimmung des Februars in Aegypten. Zu einer andern Zeit würde es Moses schwerlich gelungen sein, hageln zu lassen!

Auch in den drei letzten Plagen, — Heuschrecken, Finsterniß und Pest, — werden wir noch sehr natürliche, in Aegypten oft wiederkehrende Erscheinungen erkennen.

Digitized by Google

Vögel der unterägyptiſchen Gewäſſer: Pelikane, Marabu, Ibis, Reiher u. ſ. w.

2.
Der Schöpfer und Erhalter des Landes.

Wie Aegypten entſtanden iſt. — Wie es wächſt. — Die Gründung Thebens. — Des Fluſſes Bedeutung für Aegypten. — „Du biſt ſo ſüß wie Nilwaſſer." — Das Trinkwaſſer. — Schwarze Ibiſſe und geflügelte Schlangen. — Seine Majeſtät Kaiſer Lalibala. — Was Albuquerque nicht fertig brachte.

Der Nil iſt aber nicht nur der Erhalter, er iſt in der That auch der Schöpfer des Landes Aegypten.

Das Nilthal war urſprünglich ein Felsthal ohne irgend eine Spur von Pflanzenwuchs, ſomit natürlich auch unbewohnbar. Jahrtauſende lang führte der Nil aus Aethiopien nur groben Sand mit und flößte ihn bei den Ueberſchwemmungen auf den Felsboden des Thales. Endlich aber brachte das Waſſer ſtatt des Sandes Schlamm mit; jetzt entſtand ein fruchtbarer Boden, Pflanzen ſproßten auf, Thiere und Menſchen belebten das ſonſt öde Thal.

Durch Beobachtungen an verschiedenen Monumenten hat man mit Zuverlässigkeit gefunden, daß der jährlich nach der Ueberschwemmung zurückbleibende Schlamm den Boden in 20 Jahren um einen Zoll erhöht. Das giebt nun Gelegenheit zu den interessantesten Berechnungen.

So zum Beispiel: In dem Dorfe Karnak (einem der neun Dörfer, die jetzt auf den Ruinen des alten Theben stehen) sind zertrümmerte Sphinx-Kolosse zu sehen, deren Piedestale aber fast ganz im Boden stecken. Im Jahre 1862 fand man, daß die Piedestale 6 Fuß hoch in dem trockenen Schlamm vergraben waren. 6 Fuß = 72 Zoll; vor 72 × 20 = 1440 Jahren (also 422 nach Chr. Geb.) standen demnach die Piedestale noch vollkommen frei auf dem Boden.

Nun war aber Theben auf einem Damme angelegt, der noch deutlich mittels Nachgrabungen erweisbar ist. Man hat 6 Fuß Schlammboden, dann 21 Fuß Schutt-Terrasse und unter dieser wieder Schlammboden. Diese Terrasse wurde zum Behufe der Erbauung der Hauptstadt errichtet; es sind aber seit ihrer Errichtung 21 + 6 Fuß, das sind 324 Zoll, Schlamm aufgetragen. Dazu gehört eine Zeit von 20 × 324 oder 6480 Jahren. Daraus folgt, daß Aegyptens alte Hauptstadt Theben etwa um's Jahr 4620 vor Christi Geburt erbaut worden sein mag.

In der Schutt-Terrasse finden wir nicht nur eine Masse Steinbrocken mit Trümmern von Reliefbildern, die also von noch älteren Gebäuden herrühren, sondern auch Glas- und Porzellan-Stücke.

Die Dicke des Schlammbodens beträgt in der Mitte des Thales 30 bis 36 Fuß; — nehmen wir 33 Fuß als durchschnittliche Dicke. Diese Masse Schlamm abzusetzen, dazu gehörten, wenn die Ablagerung immer eine gleichmäßige war, 7920 Jahre; man darf also annehmen, daß vor etwa 8000 Jahren das Thal noch unbewohnbar gewesen sein wird.

Unter dem Schlammboden liegen 35 Fuß (Quarz-) Sand mit Glimmertheilchen und Magneteisenstein.

Wenn man nun bedenkt, daß alles Wasser, das der Aegypter zum Baden und Waschen, zum Kochen und Trinken gebraucht, nur aus dem Nile kommt, — denn das Wasser in den Kanälen ist ja Nilwasser, und das, welches er in Brunnen gräbt, ist entweder von dem Flusse und den Kanälen seitwärts, oder während der Ueberschwemmung von oben in's Erdreich eingedrungen, ist also wieder nur Nilwasser; wenn man hinzunimmt, daß nur durch den Nil das Land befruchtet wird, daß jedes Ausbleiben der regelmäßigen Ueberschwemmungen unabwendbar Theuerung und Hungersnoth im Gefolge hat; daß ein Austrocknen des Flusses alle lebenden Wesen dem sicheren Tode preisgäbe, dann begreift man die Frage, die voll Verehrung für seinen Jaro noch heute der Aegypter an Fremde richtet: „Habt ihr auch einen solchen Nil?"

Wenn z. B. den Hamburgern die Elbe entrissen würde, so wäre das für ihren Handel ein großer Nachtheil, hätte auch noch manche andere Unannehmlichkeit, und sie hielten sich wol für sehr unglücklich, wenn — — sie nicht

mehr im fließenden Waſſer baden könnten, obwol tauſend und aber tauſend Menſchen, die nicht an einem Fluſſe wohnen, gar nicht daran denken und doch geſund bleiben und alt werden und glücklich ſind. Schließlich würden ſich aber die Hamburger über den Verluſt der Elbe tröſten; und — genau beſehen — würde noch Niemandem dadurch unmittelbar auch nur ein Stück Schwarzbrod entriſſen. Sie bedürfen des Elbwaſſers nicht zum Begießen ihrer Felder, — das thut der Regen; nicht zum Kochen und Trinken, — dazu haben ſie von der Elbe unabhängige Brunnen. Auch Fiſche und Krebſe könnten fernerhin noch ihre Tafel zieren, denn es giebt noch Bäche genug in der Nachbarſchaft. Allein in Aegypten giebt's nicht einen Fluß, nicht ein einziges Bächlein außer dem Nil; es giebt keine von dem Landesſtrom unabhängigen Brunnen; es giebt in ganz Oberägypten faſt keinen, in Unterägypten viel zu wenig Regen, die Felder zu bewäſſern. Wenn heute der Nil verſchwindet, iſt binnen Kurzem das ganze Land eine vollkommene Einöde; keine Pflanze kann mehr wachſen; alle Thiere müſſen den Hungertod ſterben, die Menſchen entweder auswandern oder elendiglich verſchmachten, — das Land des Ueberfluſſes würde ein Thal des Todes werden.

Aber auch das weiß der Aegypter ſehr wohl, daß das ganze kulturfähige Land überhaupt ein Geſchenk des Nil iſt. In dem Felſen und im Sande gedeiht nichts; erſt der Nilſchlamm konnte Pflanzen ernähren, und dann erſt konnten Thiere und Menſchen daſelbſt leben. Darum nennt der Aegypter ſeinen Nil den Vater des Landes, den Ernährer der Menſchen, den Ueberfluß, den Geſegneten, den allerheiligſten Vater, und ſein größter irdiſcher Genuß iſt es, zu ruhen in einem Palmenhaine an den Ufern des heiligen Nil und ſein köſtliches Waſſer vollauf zu ſchlürfen; denn das Nilwaſſer, das iſt doch das Beſte, was es giebt auf dieſer Erde; es iſt dem Aegypter das Symbol alles Sanften, Süßen, Lieblichen, und wenn der Bräutigam recht zärtlich thun will mit der Braut, dann ſagt er zu ihr: „Du biſt ſo ſüß wie Nilwaſſer."

Uebrigens ſind faſt alle Reiſenden alter und neuer Zeit einſtimmig darin, daß das Waſſer des Nil etwas ſehr Liebliches, Leichtes und Angenehmes habe; ja Einer findet ſich zu dem Ausſpruche gedrängt: „Es iſt unter den Waſſern, was der Champagner unter den Weinen iſt." Und die Araber ſagen: „Wenn Muhamed ein Aegypter geweſen wäre, ſo würde er jetzt noch leben. Hätte er je Nilwaſſer gekoſtet, ſo wäre ſeine erſte Bitte die um ein ewiges Leben geweſen, damit er ewig hätte Nilwaſſer trinken können."

In den Fabriken Kairo's vertritt das Nilwaſſer vollkommen die Stelle des deſtillirten Waſſers. Auch iſt bemerkenswerth, daß es, in Ciſternen ſtehend, ſelbſt bei der großen ägyptiſchen Hitze nie faulig und übelriechend wird. — Im Januar ſchmeckt es am beſten. Wenn der Nil aber ſeinen tiefſten Stand erreicht hat, wenn er im Juni auf nur 5 bis 6 Fuß Höhe geſunken iſt, dann wird das Waſſer warm und hat nichts Erquickliches mehr. Man füllt es alsdann in poröſe Thongefäße und ſetzt dieſelben dem Luftzuge aus.

Das durch den Thon dringende Waſſer, welches auf der äußern Fläche erſcheint, verdunſtet ſehr ſchnell und kühlt dadurch das in dem Topfe ſelbſt befindliche ſo ſehr ab, daß es vollkommen kalt wird.

Steigt das Waſſer im Fluſſe und wird gelb, ſo ſtößt ſich daran noch Niemand; man genießt es ohne Scheu; es iſt nicht ungeſund, und ſelbſt Fremde können es ohne Gefahr trinken. Wird es aber noch trüber und endlich gar roth, dann läßt man es einige Zeit in den Gefäßen ſtehen und ſich ſetzen. Bald kann man oben ganz reines Waſſer abſchütten und behält den ſchmutzigen Satz auf dem Boden.

Was für eine Schar Vögel iſt das, welche dort über unſer Haupt dahin fliegt? Es ſind Ibiſſe, ſagt der Schiffer, der uns auf dem heiligen Waſſer hinfährt; bereitwillig ergreift er das Wort und erzählt:

„Seht, ihr Fremdlinge, dieſe Vögel gehören zu den nützlichſten Thieren, welche unſer Land aufweiſt. Die weißen, welche nur am Kopf, Nacken und an den Flügelſpitzen ſchwarz ſind, befreien das Feld von einer unendlichen Maſſe Ungeziefers; aber die ſchwarzen ſind doch die allerwichtigſten.

„Ihr kennt alle den Weihrauch, der bei jedem Opfer und bei jeder Feſtlichkeit unentbehrlich iſt. Dieſer Weihrauch kommt aus dem Lande Arabia, wo er an den Bäumen wächſt; aber die Bäume ſind von geflügelten Schlangen bewacht, ſo daß ſich kein Menſch nahen kann. Da nehmen nun die Araber Styrax, eine Art Gummi, und verbrennen ihn in der Nähe; das giebt einen ſo entſetzlichen Dampf, daß die gefährlichen Drachen in Verzweiflung davonfliegen, — die Araber aber gehen ſodann ohne Gefahr an die Bäume und nehmen des Weihrauchs, ſo viel ſie wollen. Die ſo aus ihrer Heimat vertriebenen Schlangen kommen nun in großer, großer Zahl heerdenweiſe nach Aegypten geflogen. Es ſieht wunderbar ſchön aus, wenn ein ſolcher Zug durch die Lüfte daherſauſt; die Haut der Schlangen ſchimmert in den bunteſten Farben, die Flügel gleichen Fledermausflügeln; groß ſind die Thiere nicht, aber ſehr gefährlich, und da ſie in ungeheurer Anzahl nach Aegypten ziehen, ſo würde von uns bald Niemand mehr am Leben ſein, wenn die ſchwarzen Ibiſſe nicht wären. Dieſe aber ſammeln ſich in Scharen an der Grenze Arabiens, erwarten dort die Schlangen und freſſen ſie. Dort liegen mächtige Haufen von Knochen und Gräten in unbeſchreiblicher Menge, denn in jedem Frühjahre wird hier dieſelbe Schlacht in der Luft geführt. — Ich ſelbſt war noch nicht dort, aber ſo erzählt man es, und wenn ihr dort hinkommt, werdet ihr es ſelbſt ſehen.“ — So erzählt unſer Schiffer, aber wir reiſen ſelbſtverſtändlich nicht nach der Grenze Arabiens; wir wiſſen ja, daß es nur Märchen ſind, die uns der Fährmann zum Beſten gegeben.

Beim Austreten des Nils aus ſeinen Ufern haben freilich Ibiſſe und Marabu den ganzen Tag vollauf zu thun, die Waſſerthiere alle wegzuſchnappen, welche auf's Trockene gelegt werden. Schlank und zierlich tanzt der Ibis am Rande der Flut hin und begleitet ſie ſtets bei weiterem Wachſen. Chib nannten ihn die alten Aegypter; heut zu Tage nennt man ihn im Oberlande

Abu Hannes (Vater Johann), und im Unterlande sagen sie Abu Menzel (Vater Sichelschnabel). Er war und ist allgemein verehrt, eben weil er den Boden säubert; aber so gut kann er es doch nicht, als der gefräßige Marabu. Der bleibt doch der Hauptvertilger der Fische, Schlangen, Schnecken und all' des Ungeziefers, das besonders nach der Ueberschwemmung das ganze Land bedeckt. Es sind närrische Käuze, diese Marabu. Bald stehen sie, jeder allein für sich, ernst und gravitätisch da und erinnern mit ihrem kahlen Kopfe unwillkürlich an einen nachdenklichen Philosophen; dann toben sie wieder in Rudeln von 20 bis 30 Stück mit ausgelassenen Sprüngen umher und brüllen dabei wie die Tiger. Gehst du auf einen los, so springt er dir entgegen, schreit auf und tobt und reißt dabei seinen ungeheuren, plumpen Schnabel weit auf, als ob er dich geradezu verschlingen wollte. Giebst du ihm aber einen Schlag mit der Gerte, so macht er Kehrt, läuft wie ein Sturmwind hinweg, und verfolgst du ihn gar noch, so fliegt er davon. Er sieht gar böse aus, thut aber Niemandem Etwas zu Leide. Deshalb schont und schützt man ihn und hält ihn hier und da sogar auf Höfen. Er erreicht eine Höhe von 5 Fuß, in Asien wird er sogar 7 Fuß hoch.

Wir haben nun die Bedeutung des Nil kennen gelernt, die er für das Land hat, welches er durchfließt; — ist es zu verwundern, wenn der Aegypter mit fast abgöttischer Verehrung an seinem Lebensspender hängt? wenn ein Ausbleiben des Nil bei ihm gleichbedeutend ist mit dem Untergange seiner Welt? daß ihn eine wahre Todesangst befällt, wenn Juli und August einmal vergehen und die Wasser nicht wachsen?

Weit eher läßt sich's der Aegypter gefallen, daß die Flut etwas höher steigt, als er wünscht; daß das Land etwas länger unter Wasser steht, als gut ist. So war es z. B. erst im Jahre 1863. Was ist die Folge? Es stürzt ein Dutzend Lehmhütten mehr ein, es finden etliche Menschen mehr den Tod in den Wellen; aber es geht doch nicht das ganze Land zu Grunde. Das Zuviel kann dem Einzelnen Unglück bringen; das Zuwenig stürzt das ganze Land in Noth und Verzweiflung.

Im zwölften Jahrhundert (n. Chr. Geb.) kam es vor, daß der Nil nicht aus seinen Ufern trat, und es entstand ein Jammern und Wehklagen, ein Zittern und Zagen, das wir mit Wasser überaus reichlich Gesegneten uns nicht entfernt vorstellen können. Der Sultan Mustansir schickte in Folge dessen eine große Gesandtschaft, mit köstlichen Geschenken beladen, nach Aethiopien und ließ an den Füßen des Thrones Seiner schwarzen Majestät nebst diesen kostbaren Gaben die demüthige Bitte niederlegen, der König möge doch in Huld und Gnade den Damm wieder vernichten, der die Fluten des Nil zurückhalte, und den Bewohnern des Nilthales auch fernerhin gestatten, zu existiren. Der König von Aethiopien nahm die Geschenke freundlichst an, — und im nächsten Jahre war Aegypten wieder mit einer reichlichen Ueberschwemmung gesegnet. Ob aber wirklich ein Damm in Aethiopien errichtet

worden war, oder ob vielleicht dort ſelbſt die Regen ausgeblieben, darüber iſt nie Etwas laut geworden. Die alten Aegypter hätten jedenfalls eine ganz andere Geſandtſchaft mit dem Tem (Keulenbeil) in der Hand nach Süden geſchickt und einen etwaigen Damm ſelbſt bei Seite geſchafft.

Aber es iſt in der That und Wahrheit ſchon zweimal der Verſuch gemacht worden, den Aegyptern mit Einem Schlage Alles zu nehmen, was ihnen zum Leben unentbehrlich iſt. Im Jahre 1200 faßte der Kaiſer Lalibala von Abyſſinien den Plan, den Nil abzuleiten, ihm ein anderes Bett anzuweiſen und ſo mit einem Male Aegypten in der Reihe bewohnter Länder auszulöſchen. Glücklicherweiſe war die Waſſerbaukunſt des Kaiſers Lalibala im Jahre 1200 nach Chriſti Geburt noch nicht ſo weit, als die der Aegypter 1200 Jahre vor Chriſto, und er mußte ſich begnügen — mit dem Aerger, ſeinen Plan nicht ausführen zu können.

Im 16. Jahrhundert beabſichtigte der Vicekönig der portugieſiſchen Beſitzungen in Oſtindien, Albuquerque, den Nil oberhalb der Inſel Philä oſtwärts in das Rothe Meer abzulenken. Wenn ihm dieſes gelungen wäre, dann würde jetzt die ganze Menſchheit Aegypten nur noch dem Namen nach kennen; denn wer würde ſich in ein dreihundert Stunden langes, vollkommen ödes Thal wagen? Der Plan war aber doch zu groß, um ausgeführt zu werden; und ſo fließt der Nil noch zur Stunde dahin und befruchtet das Land, das er ſchon zu Menes' Zeiten beglückte; er iſt noch wie damals der Segen, der Vater des Landes, der heilige Nil.

Die Heuſchrecken-Plage.

Aegyptens Landplagen.

1.
Die Heuſchrecken.

Die Wolke. — Alles kahl. — Die achte der zehn Plagen. — Die Nachzügler. — Heuſchrecken-Bann. — Neueſte Beſuche der Thiere. — Wie die Beſtien ausſehen. — Geldverlegenheit in Mailand.

„Sieh', ſieh'! — dort im Südweſten, — iſt das Rauch oder iſt das ein Wolkenzug? Es muß wol Rauch ſein. Wie dunkel! Und wie das wächſt und ſteigt! — Nein, es iſt doch kein Rauch, es iſt eine Wolke! Aber wie ſchwarz! Wie nahe am Boden! Das iſt beängſtigend, ſchrecklich beängſtigend! Die Wolke kommt näher, immer näher, — jetzt raſchelt's und rauſcht's in der Luft, — es wird düſter, — die Sonne verfinſtert ſich, — die Wolke iſt über uns, — wie dunkel! Man kann ja auf zwanzig Schritte Niemanden mehr erkennen! Hu, jetzt brauſet's in der Luft, wie ein Mühlrad! Und nimmt denn die Wolke gar kein Ende? — Halt an! Halt an! Die Pferde bäumen ſich, unſer Wagen ſchlägt um, — hilf, Himmel, ein lebendiges Hagelwetter!"

Kehr' dich um, Freund, daß dir die lebendigen Hagelkörner nicht in's Geſicht, ſondern auf den Rücken ſchlagen; ich will die Pferde zum Stehen bringen. — So! Nun ſieh', das iſt ein Heuſchreckenzug. Die Heuſchrecken

kommen in ungeheuren Schwärmen von Südweſten her in's Land; die ungefähre Zahl der Thiere, aus denen ein ſolcher Zug beſteht, kann kein Menſch nennen. Eine Million iſt viel, ſehr viel; wenn ich aber ſage: „es ſind tauſend Millionen", ſo iſt das noch gar nichts, und dennoch brauchte ein Menſch, der 16 Stunden täglich in Einem fort zählen wollte, über 30 Jahre, um 1000 Millionen Heuſchrecken zu zählen. Es ſind mehr als zehntauſend, viel mehr als hunderttauſend Millionen — — ſolch' ein Heuſchreckenzug! Wo er ſich niederläßt, bedeckt er 8 bis 9 Stunden lang, 3 bis 4 Stunden breit und ellenhoch den Boden. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit iſt bald jedes Blatt, jedes Hälmchen, Alles, was grünt und blüht, verſchwunden; die ganze Ernte rein aufgezehrt! Wer am Morgen noch ſeine Felder voll vielverheißender Saaten ſtehen ſah, hat am Abend nicht mehr ein einziges Weizenkörnlein, nicht eine Baumfrucht, nicht ein Grashälmlein. Und wie es ihm gegangen, ſo auch dem Nachbar, ſo den Bewohnern von zehn Dörfern in der Umgegend, — Alles iſt kahl abgefreſſen, Alles vertilgt.

Und du kannſt ſie nicht verjagen; — ſchlage unter ſie, wirf unter ſie, reite und fahre in die Maſſen hinein, — es erheben ſich nur die nächſten, um ſich ſogleich wieder niederzulaſſen. Sie ſind durchaus nicht zu vertreiben; du bringſt ſie nicht weg, bis ſie von ſelbſt auffliegen. Das geſchieht in der Regel kurz vor Sonnenaufgang. Dann erhebt ſich, wie auf ein gegebenes Zeichen, die ganze Wolke auf einmal, ſteigt 50 bis 60 Fuß hoch in die Luft und ſetzt ihre Reiſe mit großer Geſchwindigkeit weiter fort, bis ſie wieder müde iſt und ſich nach ſo und ſo viel Meilen abermals niederläßt.

Verjagen kannſt du einen Heuſchreckenſchwarm nicht, vertilgen aber auch nicht. Ob auch die ganze Mannſchaft mehrerer Dörfer hinauszieht und mit Stangen und Bretern auf die gefräßigen Thiere losſchlägt, in deren Maſſen man bis zu den Knieen einbricht; ob man auch das Vieh hineinhetzt, Feuerbrände zwiſchen ſie wirft, ob auch die tauſend Vögel (namentlich Droſſeln), die jeden Heuſchreckenzug begleiten, noch ſo gierig zulangen, — du ſiehſt nicht, daß es weniger werden. Wenn auch tauſendmal tauſend vertilgt werden, das iſt noch nicht zu merken.

Das iſt die achte der „zehn Plagen", 2. Moſ. 10, 13—15: „Des Morgens führete der Wind die Heuſchrecken her. Sie bedeckten das Land und verfinſterten es, und fraßen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen" ꝛc.

Wenn ſich der Hauptſchwarm erhebt, bleiben immer noch große Maſſen ſolcher zurück, die abgemattet ſind und nicht mehr fortkönnen, oder die bei dem ungeheuren Gedränge keine Nahrung gefunden haben, oder die verwundet ſind. Die Thiere fliegen ſo gedrängt, daß ſie ſich gegenſeitig ſehr häufig die Flügel verletzen; auch freſſen die oben liegenden, wenn ſie nichts Anderes finden, ihren Nachbarn die Flügel an.

Zu dieſen Zurückgebliebenen kommt nun, etwa 5 bis 6 Fuß über dem Boden fliegend, eine ähnliche Schar Nachzügler, die auf dem vorigen Lagerplatz

zurückgeblieben war. Gegen diesen Nachtrab des großen Hauptheeres kann man etwas thun. Man kann ihn durch Lärmen von dem eigenen Felde auf das des Nachbars jagen, kann ihn zerstampfen, vom Vieh fressen lassen, verbrennen ꝛc.; diese Nachhut wird in der Regel nach und nach vertilgt. Wenn sie weg ist, dann ist aber auch anscheinend alle Vegetation verschwunden; die Nachzügler zehren nicht allein jedes Blättchen auf, das der Gier des Hauptheeres entgangen, sie zernagen auch die Rinde der Bäume, Holz, selbst Lederzeug, und nur der unvergleichlichen Fruchtbarkeit des ägyptischen Bodens ist es zu danken, daß nicht nach jedem Heuschreckenzuge Hungersnoth entsteht. Die Ernte ist freilich verloren, aber es reift in demselben Jahre noch eine zweite und auch eine dritte.

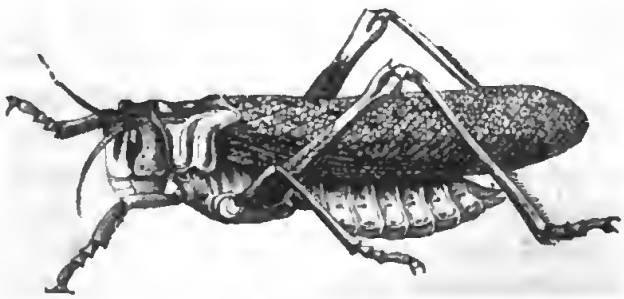
Wenn die Schwärme das ganze Land bis zum Meere durchzogen haben, erheben sie sich wieder, sobald ein kräftiger Südwind weht, und lassen sich über das Mittelländische Meer treiben. Da sind nun Millionen der Thiere, die den langen Flug nicht aushalten, nach und nach herabstürzen und so im Wasser umkommen. Aber diejenigen, welche nach Europa gelangen, sind immer noch eine furchtbare Landplage. Ihre Massen sind noch so ungeheuer, daß sie — gerade wie im Aegypterlande — ganze Ernten vertilgen, und darauf folgt dann bei uns jedes Mal Theurung. Vergebens hat man alle natürlichen und übernatürlichen Mittel gegen die schlimmen Gäste versucht, man ist nicht Herr über sie geworden. Im Jahre 1725 sprach sogar Papst Benedictus XIII. in feierlicher Weise den großen Bann über sie und gebot ihnen im Namen des heiligen Petrus, sich sogleich in's Meer zu stürzen, — auch das half nicht; die Heuschrecken blieben, wo sie waren, und stürzten sich *nicht* in's Meer.

Im Jahre 874 kamen sie bis nach Frankreich. Dort gingen sie in solcher Unzahl zu Grunde, daß von dem Geruche der verwesenden Thiere die Pest entstand. — Im Jahre 1693 schwärmten sie bis nach Thüringen. Man hat die Zahl derer, die sich zwischen Weimar und Roda niederließen, auf 92,160 *Millionen* berechnet, — *und das waren doch nur die Ueberbleibsel eines großen Zuges!* — Im Mai 1863 ließ sich der Ueberrest eines Zuges in der Provinz Toledo in Spanien nieder. Man ernannte eine eigene *Heuschrecken-Kommission*, organisirte einen förmlichen Landsturm gegen die gefährlichen Thiere, hatte in wenigen Tagen 228 Centner dieser Bestien getödtet, — wie viel Stück mögen das wol gewesen sein? — ließ endlich noch das Militär ausrücken, wurde aber doch den Feind nicht eher los, als bis es ihm gefiel, von selbst abzuziehen. Noch ganz neuerdings, April 1866, erschienen die kleinen Bestien in Savoyen und Südfrankreich und erinnerten daran, wie sie 1613 binnen wenigen Stunden das Land in eine Wüste verwandelt hatten. Die Stadt Arles hatte damals 63,000 Livres für Einlieferung von 30,000 Pfund Heuschrecken à 2 Sols und 300,000 Pfund Eier à 4 Sols ausgegeben.

Dieſe Heuſchrecken ſind grün mit dunklen Flecken, haben hellbraune Flügeldecken mit ſchwarzen Flecken und ſind $2^1/_2$ Zoll lang. Das Geräuſch bringen ſie hervor durch Anſchlagen der Hinterbeine an die Flügel. Ein Weibchen legt etwa 200 Eier in zwei oder drei Abtheilungen, durch einen weißen Schleim zu einem Ganzen verbunden, in die Erde oder auch auf die Erde. Im Jahre 1752 haben die Bewohner der Stadt Droſſen (Regierungsbezirk Frankfurt in Preußen) allein 13 Scheffel $4^1/_2$ Metzen ſolcher Eier eingeſammelt und vertilgt, — der Zahl nach etwa $16^1/_2$ Millionen Eier. In der Regel gehen die Eier, welche bei uns gelegt werden, durch Kälte und Regen von ſelbſt zu Grunde.

Meiſtens finden die Heuſchreckenzüge ihr Ende ſchon im Mittelmeere; kommt aber noch ein Reſt von etlichen Tauſend Millionen Thierchen herüber, ſo werden dieſe nach und nach vertilgt oder finden, — wenn ſie ſo weit gelangen —, ihren Tod in der Nordſee und der Oſtſee. Auch nur über einen ſolchen Reſt, wie er nach Europa kommt, auf Ein Mal Herr zu werden, iſt noch nie gelungen. Die Regierung der Stadt Mailand ließ einmal, da ſich die Heuſchrecken in ihrem Gebiete niedergelaſſen hatten, zur Aufſchaufelung und Ablieferung der kleinen Beſtien auffordern und verſprach für jeden Sack voll eine beſcheidene Bezahlung. In zwei Tagen wurden 12,000 Maltersäcke voll abgeliefert, und die Regierung beſchloß, nun nichts mehr zu bezahlen; — woher ſollte ſie das Geld nehmen?

Daß der Aberglaube auch an den Heuſchreckenſchwärmen einen willkommenen Gegenſtand für ſeine Phantaſien fand, iſt nicht zu verwundern. Man hat auf den Flügeln der gefräßigen Thiere nicht nur einzelne Buchſtaben, ſondern ganze armeniſche und chaldäiſche Worte geleſen. Die alten Gottesgelehrten erkannten eine Zuchtruthe des Himmels in den verheerenden Schwärmen, und im Jahre 1643 fand ein Archidiakonus in Breslau, daß jede Heuſchrecke ganz deutlich auf ihren Flügeln ſtehen hatte: Annona moriemini: Ihr werdet an der Hungersnoth ſterben. — Ja, das ſind merkwürdige Thiere, dieſe Heuſchrecken!



Die Wanderheuſchrecke.

Karawane vom Wüſtenſturme überfallen.

2.
Der Chamſien.

Die Wandelung in der Natur. — Der Sturm. — Die neunte der zehn Plagen. — Fünfzig. — Der rothe Sand. — Der Samum.

Es iſt um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nacht-Gleiche. Noch heute Vormittag erfreute uns das herrlichſte Wetter, — hoch über uns der rein blaue Himmel; um uns eine in Saft und Fülle ſtrotzende Vegetation; eine Luft, von den ſüßeſten Wohlgerüchen durchduftet. Zur Seite fließt der köſtliche Nil; alle Menſchen ſind fröhlich, vergnügt, glücklich. Sind? Nein, ſo war es dieſen Vormittag; aber jetzt iſt es anders. Die Hitze iſt zu einer drückenden Höhe geſtiegen; eine peinliche Schwüle lagert in der Luft; man athmet nicht mehr wie ſonſt, man keucht; das Blau des Himmels iſt verſchwunden, er ſieht fahl aus; die Sonne iſt weiß wie der Mond; die Blätter der Bäume ſind nicht mehr grün, das ſaftige, friſche Grün des Laubes iſt

ein mattes Blau geworden; ängstlich flattern die Vögel hin und her; scheu springt das Wild an uns vorbei; eiligen Schrittes laufen die Menschen nach ihren Wohnungen; Alles flüchtet sich, sucht Schutz, — Schutz, wovor? Ich weiß es nicht; aber mir selbst ist so bange; die Brust ist so beklemmt; eine Ahnung sagt uns, daß ein schreckliches Naturereigniß bevorstehe; — so muß der Untergang der Welt sich vorher verkünden.

Jetzt verdüstert sich der Himmel; die Sonne nimmt ein kaltes, todtes Gelb an. Die Haare sträuben sich; es brennt in der Haut; es sticht in den Fingerspitzen. Jetzt pfeift's und zischt's in der Luft, — hu, welcher Sturm! Wer sich da noch auf den Beinen zu halten vermag! Die stärksten Bäume biegen sich wie Schilfrohr; krach! krach! hier einer mitten durchgebrochen, dort einer entwurzelt; die Thiere heulen, die Wasser brausen, die ganze Luft ist undurchsichtig, gelbgrau, und gräßlich blickt die Sonne durch, eine dunkel-feurigrothe, strahlenlose Scheibe. — Eine furchtbare Glühhitze fährt im tosenden Orkane daher; es ist, als ob vor uns die Thür eines Backofens oder Schmelzofens geöffnet würde. In einem Nu ist jede Feuchtigkeit auf dem Körper verdunstet, der Gaumen ausgetrocknet; es ist, als müßte die Haut zerspringen und Risse bekommen, und als flögen tausend und tausend Nadelspitzen wider sie.

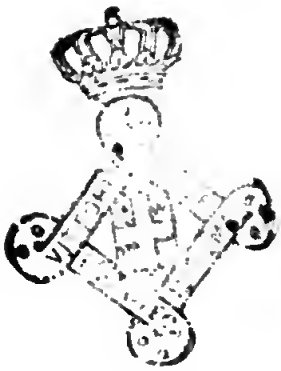
Noch immer dunkler wird es um uns; schrecklich heult der Sturm durch die Finsterniß; eine violette Scheibe blickt noch durch die schwarze Luft, das ist die Sonne. Aber es ist Nacht geworden; in den Häusern werden die Lampen angezündet; ängstlich wartet Alles auf das Ende des Schreckens. Da prasselt's und poltert's, ein Haus ist zusammengestürzt und hat Menschen und Vieh unter seinen Trümmern begraben. Schreien, Wehklagen, Brüllen, — dazwischen das Pfeifen und Heulen des Sturmes! — O, es ist nicht zu schildern, wie gräßlich ein solches Wetter ist! Niemand wagt sich aus dem Hause; wer möchte auch in solchem Aufruhr der Natur hinaus? Im Hause ist man auch nicht geschützt gegen die Hitze und austrocknende Gewalt der Luft, — vollblütige Leute sind dort wie hier der Gefahr ausgesetzt, einem Schlaganfalle zu unterliegen, — aber hier hat man doch Wasser bei der Hand, kann sich waschen, kann trinken und wird nicht von dem Sturmwinde zu Boden geworfen.

Alles nimmt indessen sein Ende; auch dieser Sturm vergeht. Nach zwei, drei Stunden legt sich der Wind; die Luft wird durchsichtig, und bald steht wieder die helle, klare Sonne am reinen, blauen Himmel. Doch es ist nicht, wie bei uns nach einem Gewitter, daß Alles in neuer Frische erscheint, daß Menschen und Thiere sich wohl und gestärkt fühlen; nein, die Hitze bleibt noch immer sehr empfindlich, die Pflanzen sind welk, Menschen und Thiere matt und verstimmt; Alles ist mit Staub bedeckt. Der Wind führt in der Regel keinen Sand mit sich, aber einen unendlich feinen Staub, gegen den kein Kleid, keine Verhüllung, kein Verschluß schützt. Das peinliche Gefühl auf der Haut ist Folge der Luft-Elektrizität, nicht etwa glühenden Sandes.

Daher kommt auch das Sträuben der Haare. Mit den nöthigen Instrumenten versehen, kann man die Elektrizität in der Luft genau nachweisen,

Das Land der Pyramiden. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Wüstensturm Chamsin.



und wer eine sogenannte Leydener Flasche bei sich hat, wird sehen, daß der Chamsien wie eine ungeheure Elektrisir-Maschine wirkt. Eine elektrische Batterie ladet sich ganz von selbst.

Was die Aegypter auch nach dem Aufhören eines solchen Orkanes nicht froh werden läßt, ist die Gewißheit, daß er bald wieder von Neuem beginnt. Es dauert manchmal einen halben Tag, oder einen ganzen, manchmal zwei, drei Tage, bis er wiederkommt, zuweilen nur einige Stunden, ja selbst nur eine halbe Stunde. Wie die Pausen verschieden sind, so auch die Dauer des Sturmes. Manchmal währt er nur 40 bis 50 Minuten, und es wird nicht so dunkel, daß man die Lampen anzünden muß; zuweilen tobt er aber auch Tage lang. Die längste beobachtete Dauer betrug vier Tage. Das ist aber furchtbar und bringt unsägliches Leid über das Land. In der Regel folgt dann die Pest nach.

2. Mos. 10, 22. 23: „Es ward eine dicke Finsterniß in ganz Aegyptenland drei Tage, daß Niemand den Andern sahe, noch aufstund von dem Orte, da er war, in dreien Tagen."

Das war die neunte der zehn Plagen.

Die Araber nennen diesen Wind Kamsin oder Chamsien, d. h. Fünfzig, weil er von Ende März an ziemlich genau fünfzig Tage lang — mit den oben angegebenen Unterbrechungen — weht. Von den fünfzig Tagen kommt die Hälfte auf Sturm, die Hälfte auf die Pausen. Erst mit dem 11. oder 12. Mai darf man hoffen, daß die Plage vorüber ist.

Zuweilen verbinden sich mit dem Chamsien noch besondere Erscheinungen. Die interessanteste ist ein gelbrother, ganz feiner, staubartiger Sand, der etwa aussieht wie gestoßener Zimmt. Fällt er in's Wasser, so färbt er dieses sogleich roth. Professor Ehrenberg in Berlin ist der Ansicht, auf diese Weise sei zu Moses' Zeiten plötzlich alles Wasser anscheinend, zu Blut verwandelt worden, auch sei so der Blutregen zu erklären, welchen der Prophet Elisa einmal bewirkte.

Untersucht man den rothen Staub mit dem Mikroskop, so findet man, daß er aus vierzig Arten verschiedener Körper besteht, — aus viererlei Mineralien, den Trümmern von etlichen Pflanzenarten und mehr als dreißigerlei winzig kleinen Infusionsthierchen.

Im Jahre 1857 bedeckte dieser rothe Staub zollhoch die Straßen in Kairo, hemmte die Eisenbahn-Verbindung zwischen dieser Stadt und Alexandria und tausend Arbeiter wurden hinausgeschickt, die Schienen wieder abzufegen.

Diese Erscheinung verbreitet sich bis auf das Mittelländische Meer, wo man sie „rothen Nebel" nennt.

Ganz verschieden von dem Chamsien ist der Samum. Er ist nicht wie jener, elektrisch und weht nur in der Wüste. Nach Aegypten kommt er nicht. Er ist nichts Anderes als ein furchtbarer Sandsturm. — Wehe den Unglücklichen, die von ihm ereilt werden! Ihr Tod ist fast gewiß. Mit heißem Wehen umfängt sie der glühende Sand in schrecklichen Wirbeln.

Thiere und Menſchen ſtemmen ſich mit aller Energie gegen den todbringenden Hauch, — was hilft's? Fünf Minuten, zehn Minuten kann man Widerſtand leiſten, aber nicht ſtundenlang. Eingehüllt in eine undurchſichtige Wolke glühenden Sandes, der fortwährend die matten Glieder peitſcht, empfindet man bald ein Summen und Brauſen im Kopfe, bekommt Schwindel, taumelt hin und her, verliert das Bewußtſein und ſinkt zu Boden. Hört der Samum nun nicht bald auf, ſo iſt der Tod unausbleiblich.

Zuweilen führt der Sturm aber auch ſo ungeheure Sandmaſſen durch die Lüfte, daß er ganze Hügel aufwirft und manche Karawanen ſo im Sande begraben werden. Da liegen ſie Alle unter der leichten Decke, Herren und Sklaven, Roſſe und Kameele, und werden zu Mumien ausgetrocknet, und keines Sterblichen Auge ſieht ſie jemals wieder, — wenn nicht der Samum kommt und mit ſeiner Sturmesgewalt den Leichenhügel weghebt, um ihn — vielleicht nach hundert und aber hundert Jahren — anderswohin zu führen.

Die Aegypter kennen dieſen verderbenbringenden Sturm wohl, obgleich er nicht in ihr Thal kommt; auf dem Wege nach den Oaſen müſſen ſie durch ſein Revier; mancher Reiſende iſt ihm ſchon als Opfer gefallen, heiteren Muthes von Memphis ausgezogen und nirgends angekommen. Vor 2390 Jahren wurde ein ganzes perſiſches Heer von 50,000 Mann durch den Samum in der Wüſte begraben. — Nimmt er ſeine Richtung nach Weſten, ſo fährt er bis zum Atlantiſchen Ozean; die Bewohner der dortigen Gegenden nennen ihn Harmattan. Der Sirocco, dieſer in Italien von Südoſten her wehende heiße Wind, iſt auch nichts Anderes als der durch ſeinen Weg über das Mittelmeer einigermaßen gemilderte Samum.

3.

Die Peſt.

Was dieſe Krankheit iſt. — Wie viele Menſchen ſie wegrafft. — Vergleich mit der Sterblichkeit bei uns. — Abdallatif. — Die letzte der zehn Plagen. — Opfer der Cholera.

Die Peſt iſt eine furchtbare Krankheit, von welcher Aegypten alle vier bis fünf Jahre einmal heimgeſucht wird. In Oberägypten iſt ſie ſehr ſelten, im Delta aber rafft ſie manchmal ein Viertel der Bevölkerung hin. Sie verbreitet ſich nicht durch die Luft, ſondern iſt nur durch Berührung anſteckend; hauptſächlich wird ſie durch Kleidungsſtücke, Wolle, Baumwolle und andere Dinge, welche von Peſtkranken berührt worden ſind, fortgepflanzt.

Die erſten Anzeichen ſind Mattigkeit, Froſt, Betäubung, Irreſein; dann röthet ſich das Geſicht, es entſtehen ſchmerzhafte Beulen über den ganzen Körper, die bald zu eitern anfangen; meiſt iſt der Patient binnen neun Stunden eine Leiche.

Das ist eben das furchtbar Schreckliche an dieser Krankheit, daß sie so überaus schnell tödtet. Ja, bei vielen von ihr Befallenen tritt der Tod schon nach zwei, drei Stunden ein; nur die Wenigsten genesen wieder.

Nach Aegypten wird die Pest gewöhnlich von Asien aus eingeschleppt; durch große Vorsicht und Absonderung von den Kranken kann man sich vor ihr bewahren; durch die Hitze wird die Empfänglichkeit, die Leichtigkeit der Ansteckung wesentlich befördert. Namentlich greift beim Wehen des Chamsien die Pest mit rasender Schnelligkeit um sich.

Das ist dann eine schwere Zeit der Angst und Noth. In einer ganzen Stadt Niemand, der nicht liebe Theure verloren hätte, — der Mann die Frau, der Vater den Sohn, der Bruder die Schwester; hier stehen Kinder elternlos, dort stirbt im Verlaufe von wenigen Tagen eine ganze Familie aus; die Straßen sind öde und leer; nur hier und da schleicht weinend und händeringend ein Bekümmerter durch die Gassen. Ist die Pest vorbei, so sind alle Lebensverhältnisse total verändert; die Häuser haben ihre Besitzer gewechselt; man hat andere Nachbarn bekommen; mit Kindern reich gesegnete Eltern sind plötzlich kinderlos geworden; ein armer Schelm hat durch Erbschaft große Reichthümer gewonnen; die junge Frau, die erst vor wenigen Wochen ihre Hochzeit gefeiert, ist schon Wittwe; der Herr hat seine Knechte und Mägde, die Diener haben ihre Herrschaft verloren; — Alles ist anders geworden, Alles, Alles.

Heutigen Tages wüthet die Pest nicht mehr so grauenhaft wie sonst; doch sind ihre Verheerungen immer noch schrecklich genug. Freiherr von Minutoli erlebte im Jahre 1820, daß in Alexandria, welches damals 15,000 Einwohner zählte, täglich durchschnittlich 35 starben. Das machte für eine Bevölkerung wie Frankfurt etwa 170 Todesfälle, — für Wien oder Berlin ungefähr 1100 bis 1200, für Paris 3500, für London 7000 in Einem Tage.

Da kann man das Gräßliche wohl begreifen, was uns die Geschichtschreiber alter Zeit berichten. Im Jahre 262 nach Chr. G. drang die Pest bis Rom vor und raffte da täglich 5000 Menschen weg; im Jahre 541 verschlang sie zu Konstantinopel durchschnittlich 6000 bis 8000 an jedem Tage. Der arabische Gelehrte und Arzt Abdollatif (1161 bis 1231) erlebte in Aegypten eine Pest, von deren Verheerungen man sich keine Vorstellung machen kann. So ging z. B. in Alexandria ein und dasselbe Besitzthum im Verlaufe eines einzigen Monats durch Todesfälle und Erbschaft in vierzehn verschiedene Hände über, — je über den andern Tag war der neue Herr schon wieder gestorben.

Die Pest wird als die letzte der „zehn Plagen" ausgelegt; sie trifft aber freilich nicht blos die Erstgeburt, sondern Jeden, der mit einem schon Angesteckten in irgend eine Berührung kommt.

2. Mos. 12, 30: „Da ward ein groß Geschrei in Aegypten, denn es war kein Haus, da nicht ein Todter innen wäre."

In unserer Zeit mahnt uns zuweilen die Cholera an die Schrecken der Pest. Im Jahre 1865 brach die Cholera in Aegypten und der Türkei aus. Am 28. Juni starben in Kairo 70, in Alexandria 214 Personen an dieser

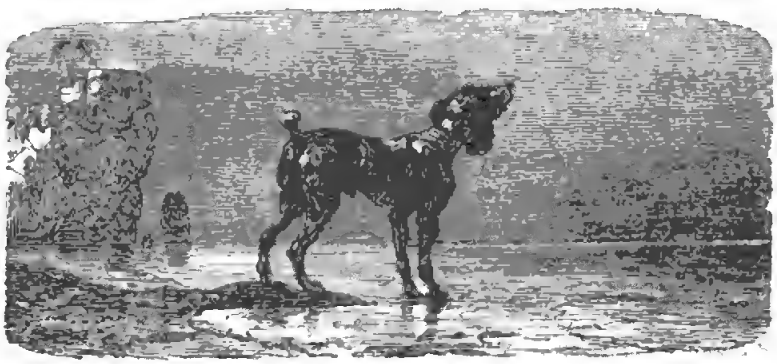
Krankheit, im Ganzen in ersterer Stadt von 400,000 Einwohnern 30,000, in letzterer von 200,000 Einwohnern 12,000. Vom ersten Auftreten der Krankheit bis zu ihrem Verschwinden waren 40 Tage vergangen; in diesen sechs Wochen war demnach der dreizehnte Theil sämmtlicher Bewohner Kairo's gestorben; ganz Aegypten aber hatte 82,000 Menschen verloren. — In Konstantinopel starben während dieser Zeit täglich 1000 bis 1500 Personen. Das würde für Leipzig etwa 80 bis 120 Todesfälle jeden Tag machen.

Aber so grauenvoll eine solche Sterblichkeit auch ist, so steht sie doch bei Weitem zurück gegen die Verwüstungen, welche die Pest unter den Menschen anrichtet, und gegen das Elend, welches sie mit sich führt.

Im April 1831 überfiel diese entsetzliche Seuche die Stadt Bagdad in Mesopotamien. Schon war beinahe die Hälfte der Einwohner gestorben, da wuchs durch wüthende Regengüsse, welche mehrere Tage und Nächte dauerten, der Tigris in fabelhafter Weise an, brach in der Nacht vom 19. auf den 20. April in die Stadt ein, verwüstete das ganze tiefer liegende Quartier und verschlang mit seinen Fluten in wenigen Stunden über 14,000 Menschen. Man denke sich: Da steht auf dem Dache seines Hauses noch einsam und verlassen ein Mann, der Einzige, welcher von zwanzig, dreißig Bewohnern des Hauses übrig geblieben ist; beute- und blutgierige Räuberbanden ziehen lärmend vorüber; dort in der Ferne wogt der Tigris durch die Straßen und führt unzählige Leichname mit sich; krachend stürzen durchweichte Häuser zusammen und begraben Todte und Lebende in dem brausenden Gewässer! Nur der treue Hund heult seiner verschwundenen Herrschaft nach ....

Genug des Schreckens! Der Tigris verwüstete noch ein zweites Mal die schwer heimgesuchte Stadt, und als endlich Wasserfluten und Pest ausgetobt hatten, waren von den 150,000 Einwohnern, welche Bagdad zu Anfang April zählte, noch 15,000 übrig. Keine Familie war verschont geblieben! Viele Häuser waren gänzlich ausgestorben, von je zehn Menschen war nur noch ein einziger am Leben.

Das sind die Landplagen des Orientes!



Der Sohn der Sonne auf dem Wege zum Morgengottesdienste.

Ein Tag aus dem Leben eines ägyptischen Königs.

Titel des Königs. — Beschränkung. — Des Königs erstes Geschäft. — Morgengottesdienst. — Tagesarbeit. — Mittagsmahl. — Erholung. — Verehrung des Königs.

Sohn der Sonne, Beherrscher des Volkes, war der vollständige Titel der ägyptischen Könige; gewöhnlich aber wurde nur die Benennung Phra gebraucht, woher das oft gehörte Pharao stammt.

Die Gesetzgeber des alten Aegyptens kennen die Schwächen des Menschen; sie wissen, wie viele Versuchungen namentlich an die Großen herantreten, wie diesen von allen Seiten eine andere Sünde in verlockender Hülle winkt, wie ihnen geschmeichelt wird, wie die Hofschranzen suchen, bis sie eine Schwäche ihres Herrn gefunden haben, und wenn sie gar keine finden, — ihm nach besten Kräften eine anerziehen, damit sie Etwas haben, woran sie den Herrn fassen, worin sie sich ihm angenehm machen können.

Wer hat so, wie ein König, Versuchung zum Nichtsthun, zum Wohlleben; zur Unmäßigkeit, zur Verschwendung? Wer kann so, wie er, ungerecht sein, jeder Laune des Hasses und der Rache verderbenbringend nachgeben?

Daher die große Sorge für eine weise Erziehung der Prinzen und für eine weise Lebensordnung des Königs selbst; darum ist diesem sein ganzes Thun und Treiben genau vorgeschrieben, sein ganzes Leben durch unwiderstehlich zwingende Gesetze geregelt.

Am frühen Morgen bei dem ersten Strahle der Sonne erscheint ein für dieses Geschäft besonders bestimmter Beamter aus der Zahl der Sternkundigen und verkündet dem Könige, die Nacht sei dahin, das Land rufe seinen Herrn. Und sogleich erhebt sich dieser von seinem Lager und begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo schon der Geheimschreiber seiner harrt. Kein Geschäft, auch nicht das geringste, darf der König vorher verrichten, denn — Aegypten wartet auf seinen Phra. Er darf nicht vorher der Königin den Morgengruß bringen, darf nicht seine Kinder sehen, darf nicht einmal sich vorher waschen, viel weniger ein Frühstück einnehmen; denn sein erster Gedanke an jedem Tage muß das Wohl des Volkes sein, und Weib und Kind und sich selbst muß er vergessen, so lange er noch Etwas für sein Land thun kann.

Nun sieht er die am späten Abend und in der Nacht eingegangenen Bittschriften, Beschwerden, Berichte, Ausweise ꝛc. mit seinen Räthen durch, liest die von den Gerichtshöfen gefällten Strafurtheile, heißt Bitten gewähren oder abschlagen, den Empfang der Berichte und Ausweise bescheinigen, Beschwerden abhelfen, ordnet den Vollzug der ausgesprochenen Strafen an, oder begnadigt den Verbrecher; beantwortet etwa eingelaufene Anfragen, — und erst wenn alle diese Arbeiten besorgt sind, wenn in seinem ganzen Lande Niemand mehr ist, der Etwas von ihm verlangt, — dann entläßt er seine Räthe und bringt seiner Gemahlin den Morgengruß oder umarmt seine Kinder.

Man denke nicht, solch' Leben sei peinlich für den Pharao gewesen; er und seine Familie hätten diese Tagesordnung drückend und lästig gefunden, — nein, denn wenn der Sohn der Sonne am Morgen zu seiner Gemahlin trat, dann trat er freudestrahlend vor sie, — hatte er ja doch schon hier Thränen getrocknet, da die Unschuld beschützt, dort das Laster zermalmt; hatte er doch schon Gutes gethan die Fülle, und kam er mit reinem Herzen und dem besten Bewußtsein zu der, welche die unendliche Liebe und Verehrung mit ihm theilte, die sein glückliches Volk für ihn hegte.

Nachdem der König ein Bad genommen, genießt er im Kreise seiner Familie ein bescheidenes Frühstück, bestehend aus Milch, feinem Weizengebäck und Feigen. Jetzt erscheint der Stundenverkündiger wieder und ruft zum Morgengottesdienste. Der Pharao legt seinen ganzen königlichen Schmuck an und begiebt sich dann in den Palasthof, wo die Bildsäule seines Hausgottes, d. h. des Gottes, den er gerade besonders verehrt, errichtet ist. Vorher haben sich schon alle Theilnehmer an dieser Feierlichkeit eingefunden. Die Thore des Hofes sind weit geöffnet, und Jeder aus dem Volke, auch der Aermste, hat Zutritt und kann sehen, wie sich der König demüthigt vor seinem Gotte, und hören, wie ihm seine Pflichten vorgeführt werden. Die Menge verharrt ernst, ruhig; eine feierliche Stille waltet über der Versammlung. Jetzt öffnet

sich die Pforte, und heraus tritt das Corps der königlichen Leibgarde. Eine Musikbande zieht voran, und so marschiren sie längs der Mauer hin, machen einen Umzug durch den ganzen Hof und stellen sich dann links und rechts vor dem Thore auf, durch welches sie eingetreten sind. — Wieder thut sich die Pforte auf, und nun erscheint ein langer Zug niederer Tempeldiener, welche ein silbernes Gefäß mit Wein, eine silberne Büchse mit Weihrauch, eine goldene Schale und eine goldene Räucherpfanne tragen. Sie nehmen zu beiden Seiten der Götterstatue Platz.

Alles in tiefer, erwartungsvoller Stille. Nun erheben die Musiker ihre Instrumente, — eine feierliche Melodie tönt brausend durch die Lüfte, und bei ihrem Klange springen abermals die Flügel der Pforte weit auf, — langsam feierlichen Schrittes nahet der ehrwürdige Pharao, zu seiner Seite der greise Vorsteher des Priesterkollegiums. Hinter Beiden folgt der „heilige Schreiber" und dann der ganze Hofstaat in voller Zahl, auch die Königin mit ihren Söhnen und Töchtern fehlt nicht.

Der König ist vor das Bild des Gottes getreten, — die Musik ist verstummt, nun giebt der Führer der Priesterschar ein Zeichen, und die Priester stimmen ein Loblied an zum Preise Gottes, und alles Volk singt tief ergriffen mit.

Ist der Gesang verhallt, fallen Priester, Krieger und Volk auf die Kniee, nur der König und der Oberpriester stehen noch aufrecht. Jetzt ergreift der König die goldene Schale, füllt sie aus der silbernen Kanne und gießt feierlich Wein auf den Altar. Sodann nimmt er die Räucherpfanne, welche schon mit glühenden Kohlen gefüllt ist, streut aus der Büchse den Weihrauch darauf und hält sie dem Gotte dar.

Aber der Oberpriester erhebt seine Stimme und betet also:

„Großer, mächtiger, gnädiger Gott! Der Sohn der Sonne nahet sich dir und bringet dir Preis, Lob und Dank, daß du ihn zum Herrn gemacht über Aegypten, daß du ihm Leben, Kraft und Weisheit gegeben. Darum verehret er dich und alle Götter in Worten und Werken, und wir, die wir sein Thun überwachen, bekennen es laut: Er war ein guter Sohn, treu gehorsam den Eltern; er ist ein liebender Vater, sorgend für seine Kinder; er ist ein rechtschaffener König, dem das Wohl seines Landes am Herzen liegt. Er unterdrückt Niemanden, er kränkt nicht das Recht, er ist edel und versöhnlich; die Rachsucht ist ferne seinem Herzen, Verzeihen und Vergeben ist seine Lust. Kein Armer, kein Verlassener hat je umsonst zu ihm gefleht, Helfen und Beistehen ist seine Freude. So sprechen wir, so sprechen Alle, die hier versammelt sind. Aber die Götter allein sehen in das Herz des Menschen, sie allein wissen, ob er nicht still verborgen Böses gethan; sie hören auch die Klagen, welche nicht an unser Ohr dringen. O, ist Einer in dem weiten Reiche von Philä bis zum Meere, dem der König Unrecht gethan; ist Einer, an dem er sich versündigt, so rechne es nicht ihm an; sprich ihn, den König, frei von aller Schuld, und lade sie auf uns, seine Rathgeber und Diener, die ihm schlecht gerathen, die ihn nicht bewahrt haben vor dem Bösen.

Schütze auch heute Land und Volk, ſchütze den König, ſchütze uns, ſeine Diener, großer, mächtiger, gnädiger Gott!"

Nun erheben ſich wieder Alle von ihren Knieen, und der König, der an den Altar getreten war, ſtellt ſich wieder an ſeinen erſten Platz. Jetzt tritt der „heilige Schreiber" vor und lieſt aus den „heiligen Büchern" (d. h. Papyrus-Rollen) eine Stelle vor, und Alle lauſchen mit geſpannter Aufmerkſamkeit; denn das Volk iſt gläubig und fromm und betet am liebſten mit ſeinem Könige.

Mit den Abſchnitten aus den „heiligen Büchern", welche bei dieſen Morgengottesdienſten vorgeleſen werden, wird regelmäßig abgewechſelt, ſo daß nach und nach der ganze Inhalt der hierzu beſtimmten Bücher vorgetragen wird.

Und noch einmal ergreift der Oberprieſter das Wort und wendet ſich an den König und die andächtig verſammelte Menge, Allen zu zeigen, wie ein wahrer König und was er ſeinem Lande ſein ſoll. Der Pharao von Aegypten ſoll ſein wie die Sonne da oben am blauen Gezelte des Himmels. Jeden Tag gehet ſie auf über das Land und ſäumet nie; ſie erwärmt und ſegnet allüberall, droben im Süden und drunten im Norden, nach Oſt und Weſt bis zu den Bergen. Und wie ſie die Felder und Wieſen und Haine der Reichen beglücket, gerade ſo ſcheinet ſie auch in das beſcheidene Gärtlein des Armen. Ja, auch den Böſewicht beglücket ſie noch und läſſet ihm Saaten reifen; und ob auch Jemand ihr fluchte, ſie würde ihn dafür ſegnen. So wandelt ſie ſtill und ruhig, ohne daß du ihren Gang hörteſt, täglich ihren Weg und beglücket, bis ſie untergeht. — Alſo ſoll auch der König ſein. Still und ohne Lärm ſoll er das Gute thun und keinen Tag verziehen; ſchirmen, ſchützen, erfreuen und beglücken Reich und Arm, Vornehm und Gering; auch über den Böſewicht ſoll ſeine Gnade walten, und alle Bewohner des Landes ſind ſeine Kinder in Nord und Oſt, in Süd und Weſt. Segnend ſoll er wandeln durch's Leben, bis auch er ſchlafen geht drüben in den weſtlichen Bergen. Nur dann verdient er in Wahrheit den Namen Sohn der Sonne.

Ein ander Mal wird dem Könige die Pflicht der Gerechtigkeit — und wieder ein ander Mal Wohlthätigkeit, Mildthätigkeit und Barmherzigkeit empfohlen. Heute wird er vor Schmeichlern gewarnt, morgen vor Dünkel und Selbſtüberhebung, übermorgen vielleicht vor Haß und Rachſucht.

Es iſt nicht gut möglich, ſich täglich ſolche Vorhaltungen öffentlich machen zu laſſen, und doch nicht nach dem Geſetze zu handeln. Und in der That haben die meiſten Könige Aegyptens eine ſo vortreffliche Regierung geführt, daß ſie von ihrem Volke im höchſten Grade verehrt und aufrichtig geliebt wurden.

Wenn der Oberprieſter ausgeſprochen hat, ſtellt ſich der Pharao an die Spitze ſeines Hofſtaates und kehrt, wie er gekommen, unter dem Schalle der Zinken und Hörner, der Trommeln und Siſtren in den Palaſt zurück, — geraden Weges in das Sitzungszimmer, denn jetzt beginnen für ihn eigentlich erſt die Geſchäfte.

In Aegypten wird Viel geschrieben, über alle Maßen Viel!

Alles Mögliche berichtet man dem König und so hat dieser den ganzen Tag vollauf zu thun, das Vorliegende zu bewältigen. Er ist noch lange nicht am Ende mit seiner Arbeit, wenn der Stundenkündiger erscheint und ihn bittet, zur Tafel zu kommen.

Da aber die Aegypter keinen König wollen, der unmäßig ist, der sich durch übermäßigen Genuß unfähig zur Arbeit macht, oder der die Zeit des halben Tages an der Tafel zubringt, so ist dem Pharao durch das Gesetz vorgeschrieben, wie lange er bei Tische sein, wie vielerlei Speisen und was für welche er genießen darf, — so z. B. von Fleischarten nur Kalb- und Gänsefleisch —; und das ihm erlaubte Quantum Wein ist so zugemessen, daß es ihn nicht behindert, sich unmittelbar nach der Mahlzeit wieder ernsten Staatsgeschäften zu widmen. Die ersten Minister und Räthe sind meistens bei der Tafel, jeden Falles der Vorsteher des Priesterkollegiums. Zur bestimmten Minute tritt wieder der Stundenkündiger ein und spricht: „Sohn der Sonne, Beherrscher des Volkes, die Zeit ist da, wo die Weisheit gebietet, dem Genusse Grenzen zu setzen, wo die Pflicht dich wieder zur Arbeit ruft."

Der König grüßt Frau und Kind und geht wieder an seine Arbeit. Ist einmal das Drängende, Vorliegende Alles besorgt, so werden die Karten des Landes durchgesehen und Pläne zur Anlegung neuer Kanäle gemacht, oder man beschließt den Bau dieses und jenes Tempels, oder veranlaßt die Eröffnung neuer Bergwerke (ganz im Süden, an der Grenze Aethiopiens, waren sehr bedeutende Goldbergwerke, die der Regierung den fabelhaften Betrag von tausend Millionen Gulden in jedem Jahre eingebracht haben sollen), oder man bespricht auch einen in Aussicht genommenen Kriegszug.

Endlich, gegen Abend, schlägt auch dem Könige die Feierstunde, und jetzt ist es ihm erlaubt, wenn er noch ein Bad genommen hat (denn er muß zweimal an jedem Tage baden), sich zu erholen im Kreise seiner Familie, — daheim oder draußen in der freien Natur. Nun spielt er in seinem mit Blumen und Laubwerk geschmückten Zimmer mit seinen Kindern oder unterhält sich mit der Königin, läßt Musiker, Tänzer und Tänzerinnen kommen oder treibt Kurzweil mit seinen Hunden, Katzen, Affen und Zwergen, oder spielt Bret.

Ein anderes Mal besteigt er seinen Wagen und jagt in die Ferne, oder geht fischen, oder spaziert in seinem prächtigen Garten umher.

Doch auch die Zeit der Erholung hat ihre Grenzen. Es ist dem Pharao nicht gestattet, sich über eine bestimmte Stunde hinaus den Schlaf zu versagen; denn wer sich nicht durch Schlaf genügend gestärkt hat, kann auch am folgenden Tage seine Pflicht nicht vollkommen erfüllen.

So geht es einen Tag wie den andern, vom ersten Tage des Jahres bis zu dem letzten. Die einzige Ausnahme machen die Feiertage; an diesen genügt es, daß der König die dringendsten Geschäfte besorgt, dann aber kann er auf die Jagd gehen und sich anderen Vergnügungen überlassen.

Nicht leicht iſt ein Menſch ſo bevormundet als der Pharao von Aegypten; aber dieſer fühlt ſich deshalb nicht unglücklich; er iſt vollkommen zufrieden mit ſeiner Lage. Diodoros, ein griechiſcher Schriftſteller, der ſelbſt das alte Aegypten beſucht hat, ſagt: „In dieſe Sitten fügen ſich die Könige durchaus nicht mit Unmuth oder Widerwillen; vielmehr ſind ſie überzeugt, daß ſie das glücklichſte Leben führen. Denn die anderen Menſchen (denken ſie) laſſen ſich durch unvernünftige Nachgiebigkeit gegen die ſinnlichen Triebe zu vielen Handlungen verleiten, welche ſie in's Unglück oder in Gefahr bringen; Einige wiſſen oft auch wol, daß es unrecht iſt, was ſie im Sinne haben, und thun das Böſe dennoch, von Liebe, oder Haß, oder einer andern Leidenſchaft hingeriſſen. Bei ihnen (den ägyptiſchen Königen) dagegen kommen die wenigſten Uebereilungen vor, weil ſie eine von den verſtändigſten Männern gut geheißene Lebensregel befolgen." Das iſt gewiß, daß der Sohn der Sonne ſelten Etwas zu bereuen hatte.

Seine ganze Regierung war in der That nur der Sorge gewidmet für des Volkes Wohl und für des Volkes Ruhm. Aber dieſes war auch dankbar für ſolche Aufopferung von Seiten ſeines Königs. Unmittelbar nach den Göttern ſtand ihm der Pharao. Ihn verehrte jeder Aegypter noch lebhafter, noch inniger als ſeine eigenen Eltern; er wurde von Allen in ihr tägliches Gebet eingeſchloſſen; ihm errichtete man Obelisken und Bildſäulen, ſeine Ehre, ſeinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen; ſein Bild wurde in die Tempel geſtellt; vor dieſem Bilde betete, opferte man. Wenn er ſich auf der Straße ſehen ließ, lief das Volk herzu und jauchzte und jubelte laut auf. Es war kein durch Gensd'armen gebotenes und geleitetes Vivatrufen; es war die aufrichtige Liebe, die ſich unbeengt äußerte. „Siehſt du", ſprach der Vater zu ſeinem Sohne, „das iſt der Pharao! Wenn wir Morgens noch ſchlafen, iſt der bereits wach und ſorgt für uns; wenn wir dem Vergnügen nachgehen, ſitzt er an der Arbeit, an der Arbeit für uns; er ſorgt, daß die Kanäle unterhalten werden; er läßt die Tempel bauen; er ſteht uns dafür, daß Keinem Unrecht geſchieht, und ſchützt uns gegen Willkür; er läßt Gnade walten, wo das Geſetz unerbittlich ſtraft. Rufe laut, recht laut: Heil dem Sohn der Sonne! Heil! Heil!"

Des Königs Doppelkrone und Schlachthelm.

Todtengericht über einen König.

Der Sohn der Sonne ist todt.

Das letzte Stündlein. — Landestrauer. — Der Leichenzug. — Das Todtengericht. — Des Volkes Stimme. — Verurtheilung, nicht da gewesen zu sein. — Amenhotep.

Waren die Liebes- und Dankesäußerungen des ägyptischen Volkes gegen seinen König nicht vielleicht nur leere Schmeichelei oder auch bedeutungslose Gewohnheit? — Zur Zeit der eingeborenen Regenten nicht; später, unter den Persern und Ptolemäern, kam freilich manche Kriecherei und Armseligkeit vor, denn die Könige hatten nicht die Religion und Sitten des Volkes, sie waren nicht mehr seine Väter, sondern seine Gebieter, — vor Allem: sie kannten nicht das letzte Gericht.

Es kommt ein Stündlein, — und für Jeden kommt es, für den Großen wie für den Kleinen, für Reich und Arm gleich gewiß; dem Pharao war es so sicher, wie dem ärmsten Hirten seines Landes, — ein Stündlein, das allen Tand, alle Täuschung vernichtet, das mit einem Male jedes Puppenspiel zu Boden schlägt, jeden Betrug entlarvt, die Wahrheit nackt und klar vor

Aller Augen stellt. Wenn der König die Augen geschlossen hat, nicht mehr die Bücklinge und Kratzfüße sieht, wenn sein Ohr nicht mehr das Lob des Schmeichlers vernimmt; wenn er nicht mehr lohnen und nicht mehr strafen kann, dann kommt die Wahrheit an den Tag. An diese Stunde wurde der Sohn der Sonne täglich erinnert.

Wenn der König von Aegypten starb, trauerte das ganze Land 72 Tage lang, d. h. 7 zehntägige Wochen und den Tag des Todes und des Begräbnisses; kein Gottesdienst wurde gehalten, kein Opfer dargebracht; keine Musik ertönte, kein Fest wurde gefeiert. Das ganze Volk gürtete sich mit der Trauerschnur, die das Gewand nur lose unter der Brust festhielt, vermied jede Freude, jede Aufheiterung, damit man täglich und recht merklich an den Verlust erinnert wurde. Es genoß während dieser Zeit Niemand Fleisch, Weizenbrod, Trauben und Wein; es war eine Zeit halber Fasten. Aber von Morgen bis Abend lagen Scharen von Betenden, das Haupt mit Asche bestreut, vor den geschlossenen Tempeln. An dem Tage, da die traurige Nachricht kund wurde, ertönte ein Wehklagen und Jammern, als ob einem Jeden Vater oder Mutter gestorben wäre. Frauen liefen laut weinend über die Straßen und rauften sich die Haare, die Männer ernst und stumm, traurig, eine Thräne an der Wimper. Und auf Jeglichen trat man zu — bekannt oder unbekannt — und fragte: „Weißt du es schon? Der Sohn der Sonne ist heimgegangen!"

Es waren sieben traurige Wochen für das ganze Land, aber sieben schreckliche, peinliche Wochen für die Familie des Verstorbenen; denn das letzte Gericht stand noch bevor. Die Leiche konnte nicht beerdigt werden, ehe denn das ganze Volk zu Gericht gesessen über seinen König.

Das war eine sehr weise Einrichtung! So lange der Pharao lebte, war er unverantwortlich; Niemand konnte ihn verklagen; gegen seinen Ausspruch gab es keine Appellation; was er gesagt, geschah, als ob ein Gott gesprochen. Aber es kam die Zeit, wo auch das Volk sprach, und dieses Volksgericht war fürchterlich, denn es handelte sich um das Wichtigste für den Aegypter, um ein ehrliches Begräbniß. Alles Volk im ganzen Lande wurde aufgefordert, sich zu diesem großen Werke zu vereinigen; und wenn nur ein Einziger hervortreten, wenn nur ein Einziger den Verstorbenen mit Recht einer ungesühnten Schuld anklagen konnte, so war das ehrliche Begräbniß verwirkt. Der Todte durfte nicht bestattet werden; seine Kinder mußten die Leiche des Vaters mit zurücknehmen in das Haus. Sie durften sie nicht einmal in ihrem Garten einscharren; aufrecht wurde der Sarg in dem Wohnzimmer an die Wand gestellt, — ein schreckliches Mahnzeichen für Kinder und Kindeskinder!

Und nur ein einziges Mittel giebt es, diese Leiche los zu werden: die Versöhnung Dessen, der Einspruch gethan gegen die Beerdigung. Erst wenn dieser schriftlich sich bei den Todtenrichtern dahin erklärt, er sei befriedigt, erst dann kehrt der Todte ein in das dunkle Kämmerlein, das seiner harrt.

Nicht die Freunde des Königs, nicht die Beamten seiner Krone sprachen das Urtheil über ihn, sondern das Volk, das ganze Volk; und hätte er sich nur einmal aus Uebermuth an dem ärmsten seiner Unterthanen versündigt, — die Anklage dieses Einzigen wäre genügend, dem Könige das Begräbniß vorzuenthalten und seine ganze Familie in das fürchterlichste Unglück zu stürzen.

Die siebzig Tage sind um. Hier steht der Sarg mit der königlichen Leiche. Mit Festgepränge hat man ihn herbeigebracht; die Mumie ist mit Gold und Edelsteinen überladen; von den drei Särgen, welche sie einschließen, ist der eine von Alabaster, der andere von Granit; die geschicktesten Bildhauer haben alle ihre Kunst daran verwendet, es sind Festzüge auf den äußern Sarg eingemeißelt, die Tausende von Figuren zeigen, — dieser Sarg ist allein ein Familienbesitzthum werth; innen bei der Leiche sind Götterfiguren und Sinnbilder, Ringe, Geschmeide und Kostbarkeiten aller Art von Gold und Silber, von edlen Steinen und Perlen von fast unschätzbarem Werthe eingeschlossen; Alles, was dem Verstorbenen besonders lieb und theuer war, wird ihm mit in das Grab gegeben und hier in dem Leichenzuge nachgetragen. Der Zug selbst ist zusammengesetzt aus allen hohen Beamten des Reiches, den Oberfeldherren, den Verwandten und persönlichen Freunden des Königs; seine Diener führen noch seine Staatswagen nach, seine Streitrosse, seine Waffen und die Abzeichen seiner Würde, Peitsche, Hirtenstab, Fächer, sodann eine große Zahl kostbarer Gefäße, kleine Tempelchen mit Götterstatuen und die Bildsäulen der Eltern des Verstorbenen.

Zu Tausenden und aber Tausenden hat sich das Volk versammelt. Da stehen ernst und würdig die 42 Todtenrichter; vor ihnen hält der Zug. Rechts stellen sich die Angehörigen der Königsfamilie auf, links das Volk in ungemessener Zahl.

Todtenstille rings umher. — Jetzt stimmen die Priester den Trauergesang an, und die Versammelten fallen andächtig ein. — Der Sang ist verhallt, — wieder eine Pause erwartungsvoller Stille. — Nun tritt der Bruder des Verstorbenen an das Kopfende des Sarges, erhebt die Hände, spricht ein tief empfundenes Gebet und fährt dann fort: „So spricht der König, welcher hier ruht: Ich habe dich geliebt, du Volk von Aegypten, ich habe dich geliebt und alle meine Sorgen dir geschenkt. Ich habe nur gedacht auf dein Wohl und dein Glück, und keine Last war mir zu schwer und keine Mühe zu groß. Ich habe dir Tempel und Bildsäulen errichtet, habe Recht und Gerechtigkeit gepflogen, Keinen um das Seine gebracht; ich habe nicht die Tempel beraubt, nicht betrogen, bin kein Geizhals gewesen, habe Niemanden geängstigt. Ich bin auch kein Heuchler gewesen, habe mäßig gelebt, nicht die Ehe gebrochen, habe Vater und Mutter verehrt. Nie habe ich mein Ohr verschlossen der Stimme der Wahrheit; nie habe ich verachtet den Gott in meinem Herzen."

So spricht der Bruder und versucht, jede Schuld von dem Verstorbenen zu nehmen, ihn rein zu waschen von jedem Fehler. Mit ängstlicher

Spannung, mit zagender Aufmerksamkeit betrachten die Angehörigen des Todten die Mienen, welche das Volk zu solchem Lobe macht; lauschend, ob die Ansprache Beifall findet oder nicht.

Der Redner ist wieder zurückgekehrt zu seinen Verwandten; es folgt eine abermalige Pause, bis feierlichen, gemessenen Schrittes der Vorsitzende des Todtengerichtes sich dem Sarge naht.

„Volk von Aegypten! Es ist dein König, der hier liegt, der dich bittet um ein ehrliches Begräbniß."

Jetzt kommen zuerst die Lebensumstände, die, wie alles Derartige, in Aegypten mit der größten Ausführlichkeit gegeben werden. Dann fährt der Sprechende also fort: „Wer den Verstorbenen einer Missethat beschuldigen, wer ihm ein lasterhaftes Leben vorwerfen kann, wen er betrogen oder hintergangen, wem er Schaden an Leib oder Gut zugefügt, wem er noch irgend Etwas schuldig ist, der klage ihn an. Wer ihm einen Mord nachweisen kann, wer eine schlechte That von ihm weiß, wem er irgend ein Leid gethan, ohne sein Vergehen wieder gut zu machen, der trete hervor und klage ihn an. Hier stehen seine Richter, die ehrlich und gerecht entscheiden werden, ohne Haß und ohne Liebe. Auch die Anklage sei ohne Rachsucht! Wer falsch anklagt, den trifft die Strafe des erdichteten Verbrechens auf das eigene Haupt. Wer aber gerechten Grund zur Klage hat, der trete offen hervor, furchtlos und ohne Scheu."

Die nun folgenden Minuten sind Jahre der Folterqualen für die Hinterbliebenen des Königs. Leichenblaß und zitternd steht die trauernde Wittwe; ihre Kinder stützen sie und halten sie aufrecht. Aber den Prinzen und Prinzessinnen ist kaum weniger bang um's Herz. Sie haben zwar treulichst und eifrigst in den 70 Tagen Alles gethan, zu erforschen, ob ihr Vater noch irgend eine Schuld auf dem Gewissen, ob er irgend einen Feind, ob er vielleicht Etwas gekauft und noch nicht bezahlt hat; sie haben kein Opfer gescheut; sie wissen ja auch, der König war gut und ein liebender Vater seinem Volke, aber — er war doch ein Mensch, und seine Kinder können nicht wissen, was er vielleicht im Verborgenen Unrechtes gethan hat. Da klopft denn Allen das Herz in bangen Schlägen, und sie sehen ängstlich hin, ob Jemand vortreten werde und den Verstorbenen anklagen.

Nach fünf Minuten erhebt der Gerichtsvorsteher zum zweiten Male seine Stimme und fordert nochmals auf zur Anklage. — Nach zehn Minuten wiederholt er sein Wort zum dritten Male; eine Viertelstunde wird dem Volke Zeit gegeben, daß sich Jeder entschließen kann, — eine Viertelstunde, die für die königliche Familie eine Ewigkeit der Todesangst ist.

Wenn aber Niemand das Wort ergreift, besprechen sich die Richter still abseits und treten dann wieder vor den Sarg; ihr Vorsteher erhebt die Hände und ruft laut: „Wir haben über dich Gericht gehalten, Pharao von Aegypten, und haben dich schuldlos erfunden. Ich als Oberster der Richter spreche dich rein von jeder Missethat; dein Begräbniß ist gewährt; schlafe still

und ungestört, du Reiner! Tritt hin vor den Richterstuhl des großen Osiris, und Heil dir, wenn dich seine Weisheit so schuldlos erfindet, als dich deine irdischen Richter erfunden haben! Gehe ein, du Gerechtfertigter, gehe ein zur Ruhe!"

Und lautes Freudejauchzen ertönt; die Kinder des Gerechtfertigten fallen der bleichen Mutter glückwünschend um den Hals, die Königin weint Freudenthränen, sie ist glücklich, überglücklich, — denn das Volk hat seinen Pharao gerichtet und hat ihn rein erfunden.

Zunächst wird nun geopfert, und nachdem noch Dieser und Jener vorgetreten und eine Lobrede auf des Verstorbenen Tugend gehalten, ertönt abermals ein feierlicher Sang, und bei den ernsten Tönen des Liedes wird der Sarg mit Allem, was dazu gehört, in das königliche Grab gebracht.

Aber nicht jedem Könige fiel das Urtheil so günstig. Es kam auch vor, daß das Volk in lautes Toben und Schreien ausbrach, sobald der erste Redner (also ein Glied der Herrscherfamilie) den Mund öffnete.

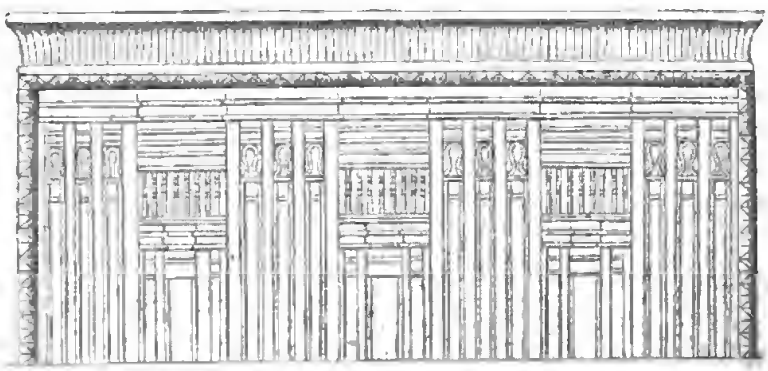
Es darf dabei freilich mit Sicherheit angenommen werden, daß es in Aegypten nicht viel anders ging, als es bei uns gehen würde. Es wird nicht so leicht Einer vorgetreten sein, auch wenn er sich zu beklagen hatte. „Schlafe in Frieden," würden die Meisten von uns denken, „du thust mir Nichts mehr zu Leide; ich will nicht die Ursache sein, daß du unbeerdigt bleibst." So dachten gewiß auch Viele dort am Strand des Nils; aber — das Gericht war doch da! Das Volk wurde doch aufgefordert, zu sprechen, und die hinterbliebene Familie wußte nicht und konnte nicht wissen, ob eine Anklage auftauchen werde. Und wenn auch, wie gesagt, selten ein Einzelner vortrat, der da glaubte, daß ihm Unrecht geschehen, so viel ist gewiß, daß — wenn der Pharao im großen Ganzen ein schlechter Regent war, — die Volksstimme sich so unverhohlen hören ließ und in einen so furchtbaren Sturm des Unwillens ausbrach, daß an ein Begräbniß gar nicht zu denken war. Wuthentbrannt stürmte das Volk an das Grab, zerschlug und zerstörte die Verzierungen und meißelte vor Allem den Namen des verhaßten Königs weg. In gleicher Weise wurde der Name an allen Gebäuden, Bildsäulen, Obelisken ꝛc., die er während seiner Regierung hatte errichten lassen, zerschlagen, zerstört, — kurz, sein Name wurde vollständig vertilgt, und der Verstorbene somit gewissermaßen ausgestrichen aus der Zahl Derer, die je gelebt hatten.

Diodoros berichtet, es sei Das manchen Königen begegnet, und fügt hinzu: „Daher kam es denn, daß die Nachfolger derselben nicht blos aus den oben angeführten Gründen recht handelten, sondern auch aus Furcht, es möchte dereinst durch das Todtengericht noch ihre Leiche beschimpft und ewige Schmach auf ihren Namen gebracht werden."

Heute noch sehen wir hier und da in den auf uns gekommenen Denkmälern des alten Aegyptens die Zeichen der Volksrache. In dem Berliner

Muſeum befindet ſich eine wohlerhaltene Bildſäule der löwenköpfigen Göttin Paſcht in ſitzender Stellung. Sie iſt ſehr ſchön, acht Fuß hoch ohne den Sockel, von dunklem Granit. Links am Fußgeſtelle iſt die Widmung zu leſen; rechts ſtand Titel und Name des Königs. Aber dieſer Name iſt weggemeißelt, und wir können ſo unmittelbar nicht wiſſen, wer der Stifter der ſchönen Bildſäule iſt. Aber finden können wir es. Da nämlich jeder König noch einen beſondern Titelnamen hat, der nur ihm eigen iſt, — im vorliegenden Falle „Herr der Gerechtigkeit", — ſo vergleichen wir alle Denkmäler der Sammlung in Turin, London, Paris ꝛc., auf welchen derſelbe Titelname vorkommt; es iſt jedesmal der folgende Eigenname ausgemeißelt. Allein wir erkennen doch hier noch eine Spur von einem M, da von einem R, dort von einem T u. ſ. f.; ſo ſetzen wir aus den einzelnen Bruchſtücken den ganzen Namen zuſammen und wiſſen jetzt, daß dieſer König, welcher die Rache des Volkes auf ſich gezogen hatte und von dieſem verurtheilt worden war, nicht exiſtirt zu haben, Amenhotep hieß.

Ein ähnliches Gericht wurde über jeden Verſtorbenen abgehalten, aber freilich kamen bei Privatperſonen nur die Verwandten, Bekannten und Nachbarn zuſammen. Es durfte Jedermann erſcheinen, aber es kam nicht Jedermann, ſo wenig als ſich heut zu Tage alle Bewohner einer Stadt an jedem Leichenbegängniſſe betheiligen können. Wer Einſprache gegen die Beerdigung eines Andern erheben wollte, mußte Sorge dafür tragen, daß er den Tod deſſelben erfuhr, und Das zu erfahren, war weit leichter als bei uns, da der Todte nicht ſchon nach 3, ſondern erſt nach 72 Tagen beerdigt wurde. Bis dahin hatte Jeder, der ſich dafür intereſſirte, ſicher irgendwo davon ſprechen hören. Uebrigens hatte das Todtengericht bei Privatperſonen weit weniger Bedeutung; denn den Mitbürger konnte man ja bei ſeinen Lebzeiten verklagen und er wurde geſtraft, ſein Vergehen wurde geſühnt. Nur den König konnte man nicht verklagen; er wurde erſt nach ſeinem Tode gerichtet; — es ſei denn, daß das Volk in offene Empörung ausbrach und Rache an ihm nahm, wie das z. B. dem Pharao Apries begegnete, welchen das Volk auf offener Straße erwürgte.



Sarg des Königs Ramenka. (Vergl. S. 84.)

Der große Sphinx zur Zeit der französischen Expedition.

Die Riesenbauten und Baudenkmäler Aegyptens.

1.

Kolossale Steinmetz- und Bildhauer-Arbeiten in Aegypten.

Spießchen. — Inschriften. — Entführte Obelisken. — Der Pariser Obelisk auf dem Concordienplatze. — Betrachtungen über den größten Obelisken. — Nicht abgeholte Geschenke.

Großartig, wie Alles, was die Männer des alten Aegyptens unternahmen, war auch ihre Baukunst. Sie hatten das vortrefflichste Material, Kalkstein, Sandstein, Granit im Ueberflusse, und sie verstanden es, den Stein zu bearbeiten, wie kein anderes Volk. Es ist nicht Uebertreibung, wenn man sagt: Die ägyptischen Steinmetzen gehörten zu den geschicktesten der Welt, und was sie ausführten, war groß, erhaben und berechnet für Jahrtausende. Wir wollen nicht verkennen, was die heutige Zeit leistet; sie hat nach unzähligen Richtungen hin die Völker des Alterthums überflügelt; sie führt aus, was in vergangenen Zeiten noch nicht einmal gedacht wurde; aber wenn wir heute einem Steinmetzen sagten, er solle uns aus einem Granitfelsen eine Säule von der Höhe dreier aufeinander gestellter Häuser losbrechen, aber in einem einzigen Stückel — solle sie spiegelglatt poliren, von oben bis unten mit eingemeißelten Figuren versehen, dann umlegen, forttransportiren und an einem zweihundert Stunden entfernten Orte wieder aufrichten, — so würde er doch in große Verlegenheit gerathen.

Und wenn wir sagten: „Geh, suche dir einen geeigneten Kalkfelsen, meißele Alles weg und lasse nur einen liegenden Löwen übrig, der aber haushoch ist", — würde er da nicht abermals verlegen sein? In Aegypten aber

ſind ſolche und ähnliche Dinge ausgeführt worden. Heute noch ſtehen wir ſtaunend vor den Werken der alten Aegypter und bekennen, daß ſie in Großartigkeit mit keiner Leiſtung der Jetztzeit den Vergleich zu ſcheuen brauchen.

Betrachten wir zuerſt die einzelnen Arten ihrer Steinmetz- und Bildhauer-Arbeiten, um ſodann ihre Rieſen-Bauwerke zu beſuchen!

1. Die Obelisken.

Vor die Eingänge ihrer Tempel und Paläſte ſetzten die Männer von Aegypten rechts und links eine viereckige Säule, die nach oben etwas ſchmaler wurde und mit einer kleinen Pyramide endigte, wie das bei der Tempelanſicht Seite 91 deutlich dargeſtellt iſt. Solch' eine Gedenkſäule hieß Maein. Als die Griechen aber nach Aegypten kamen, lachten ſie über die langen, ſpitzen Säulen und nannten ſie ſcherzweiſe Obeliskos, d. i. Spießchen (von Obelos = Spieß). Daher kommt der bei uns gebräuchliche Name. Sämmtliche größere Obelisken ſind von rothem Granit (Syenit), in der Gegend von Syene gebrochen, auf allen Seiten von oben bis unten mit eingemeißelten Hieroglyphen bedeckt und ſpiegelglatt polirt.

Sie ſtehen auf einem Würfel aus demſelben Steine, der nach allen Seiten etwa um ein Sechſtel bis ein Viertel der untern Säulendicke vorſteht, d. h.: iſt der Obelisk unten acht Fuß dick, ſo iſt eine Seite des Würfels ungefähr zehn bis zwölf Fuß. Bei dem Bilde „Obelisken von Luxor" iſt von dem das Fußgeſtell bildenden Würfel Nichts mehr zu ſehen, weil dieſer und ein Theil der Säule ſelbſt bereits in den Flugſand begraben ſind; bei dem auf Seite 71 iſt das Piedeſtal unecht und erſt in Paris angefertigt worden.

Kleine, unbedeutende Obelisken kommen in Sandſtein und in Marmor vor, haben auch manchmal keine Inſchriften.

Die eigentlichen, großen Obelisken aber verkünden in ihren Hieroglyphen, welcher König den Palaſt erbaut hat, welchem Gotte der Tempel geweiht iſt und dergleichen mehr, und zeigen auch bildlich, wie der König den Göttern opfert ꝛc. Als Beiſpiel von Inhalt und Form dieſer Inſchriften Folgendes. Auf dem nachſtehend abgebildeten, etwa 1550 vor Chriſto errichteten Obelisken heißt es:

„Ramſes, der Herr von Ober- und Unter-Aegypten, der Sprößling der Götter, der Herr der Welt; er iſt die über die Wahrheit wachende Sonne. Von Gott Ra iſt ihm geſtattet worden, dieſen Tempel-Palaſt für den großen Amun zu erbauen und dieſe beiden Steinſäulen aufzurichten vor dem Ramſes-Palaſte der Stadt Theben. — Er iſt der Freund der Wahrheit, der beruhigende König, der größte Sieger, der tapfere Kämpfer, und ſein Name iſt der leuchtendſte aller Namen. — Er iſt der Fürſt der Großen, und die Könige aller Länder der Erde liegen zu ſeinen Füßen." Und ſo weiter. — Ramſes III. war bekanntlich ein großer Eroberer, nach Seſoſtris wol der größte Siegesheld, daher bis in die neueſte Zeit ſogar oft mit dieſem verwechſelt.

Die Figuren sind einen bis drei, ja vier Fuß hoch, einen halben bis zwei Zoll tief eingemeißelt und mit Farben ausgemalt, von welch' letzteren freilich bei den nach Europa gebrachten Obelisken keine Spur mehr zu sehen ist.

Als Aegypten seine Selbstständigkeit verloren hatte, verschwand auch die alte Herrlichkeit; unter den Ptolemäern wurden gar keine neuen Obelisken mehr errichtet. Diese griechischen Könige zierten ihre neu gegründeten Städte mit alten Obelisken, die sie anderwärts erst abbrechen und dann da wieder aufstellen ließen, wo sie dieselben brauchen konnten. Der alten Inschrift ließ sich ja eine neue beifügen.

Die römischen Kaiser legten sich besonders darauf, Obelisken von Aegypten nach Italien zu führen und mit diesen Wundern alter Steinmetzkunst ihre „ewige Stadt" zu schmücken. Octavianus ließ drei nach Rom führen; andere wurden durch Caligula, Claudius, Caracalla, Constantin u. s. w. herbeigeschafft.

Die Liebhaberei, solche kolossale Denkmäler vergangener Zeiten herüber nach Europa zu bringen und daselbst in den Hauptstädten aufzustellen, besteht immer noch. Den in dem nebenstehenden Bilde dargestellten Obelisken schenkte der Pascha Mehemed Ali der französischen Regierung als Zeichen seines Dankes für verschiedene ihm geleistete Dienste. Im Jahre 1831 ging ein Schiff nach Aegypten ab, das Geschenk zu holen; allein die Fortschaffung des mächtigen Steinriesen hatte so ungeheure Schwierigkeiten, daß man erst im August 1833 mit dem kostbaren Geschenke im Hafen von Cherbourg ankam. Und erst 1836 konnte die kolossale

Der ehemalige Obelisk von Luxor. Aufgestellt zu Paris auf der Place de la concorde im Jahre 1836.

Säule aufgestellt werden, denn die Vorarbeiten dazu waren unglaublich; die Kosten aber beliefen sich auf zwei Millionen Franken, und jahrelang sagten die Pariser zu den Fremden, wenn sie ihnen den Obelisken zeigten: „Sehen Sie sich diesen Stein wohl an; davon kostet jedes Pfund vier Franken.“ Das Gewicht des Obelisken ist nämlich 500,000 Pfund.

Er steht jetzt in der Mitte des Concordien-Platzes auf einem zwölf Fuß hohen Untersatze; den Würfel, welcher ursprünglich das Fußgestell bildete, hat man nicht aus Aegypten mitgebracht.

Um nun einen Begriff von der Größe dieser Denksteine zu geben, bemerken wir, daß des letztgenannten Breite an der Grundfläche 7 Fuß 6 Zoll mißt, während seine Breite an der Basis der obern kleinen Pyramide 5 Fuß 4 Zoll ist. Seine ganze Höhe (ohne Fußgestell) beträgt etwas mehr als 70 Fuß. — Die Zahl der auf allen vier Seiten eingemeißelten Hieroglyphen summirt sich auf etwa 1600.

Die meisten Obelisken sind fünfzig bis hundert Fuß hoch; doch kommen auch weit größere vor. Der höchste, welchen wir kennen, wurde unter Constantius II. aus Aegypten geholt und im Cirkus zu Rom aufgestellt. Im fünften Jahrhundert nach Christo wurde er von den Barbaren umgeworfen und lag, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte vergraben, bis ihn 1588 Domenico Fontana unter dem Papste Sixtus V. wieder aufrichtete. Er steht jetzt auf dem Platze vor der Kirche des heiligen Johannes vom Lateran. Dieser Obelisk ist 179 Fuß hoch und wiegt 13,000 Centner.

Aber überlegt man auch, was das heißen will: 179 Fuß? Das ist Thurmhöhe! Nun denke, wie man es wol gemacht haben mag, Steine von dieser ungeheuren Größe aus den Felsen zu brechen; sie auf den Boden zu legen, ohne daß sie zertrümmerten; wie man es machte, den Stein, der über eine Million Pfund wog, umzudrehen, daß man ihn an allen Seiten bearbeiten und poliren konnte; und wie man ihn endlich aufrichtete und auf das Fußgestell hob! Ueber den Transport eines solchen Riesensteines sei nur Folgendes gesagt: Man schaffte den Stein zuerst auf ein Floß. — Aber wie groß und stark mußte wol ein solches sein, um 13,000 Centner zu tragen? — Dann steuerte man zur Zeit der allgemeinen Ueberschwemmung damit vor die Stadt, in welcher der Obelisk errichtet werden sollte. War nun die nasse Jahreszeit vorbei und der Boden wieder trocken und hart, so wurde der Obelisk auf Walzen bis an den Platz geschoben, den er zu zieren hatte. Es wurde zuerst ein starkes Mauerwerk von Sandstein in die Erde gesetzt; darauf kam der Granitwürfel. In denselben wurde eine Vertiefung genau von der Größe und Gestalt der Grundfläche des Obelisken gemeißelt, und dieser sodann in die Vertiefung gehoben. — Wie? Das haben die alten Aegypter für sich behalten.

Ausdrücklich muß aber gesagt werden, daß die Obelisken nie einzeln zur Zierde eines freien Platzes in dessen Mitte aufgestellt wurden, wie wir

es machen; sondern sie standen immer paarweise, meist vor den Eingängen der Tempel und Paläste, wie das Bild S. 91 zeigt.

Man hat mit den Obelisken in Aegypten sehr aufgeräumt; in Rom allein stehen deren dreizehn. Dessenungeachtet finden sich noch prachtvolle Exemplare dort im Lande des Nil. In dem alten Alexandrien — heutzutage außerhalb der Stadt, dicht am Ufer des Meeres — standen zwei herrliche Obelisken, die „Nadeln der Kleopatra" genannt, aber aus weit älterer Zeit stammend. Der eine wurde zur Zeit der großen Verwüstungen umgestürzt, der andere stand noch aufrecht, als der Pascha von Aegypten den erstern dem Könige von England, den letztern dem Könige von Frankreich zum Geschenke machte. Da aber der Transport etwas schwierig und kostspielig ist, beeilte man sich nicht sehr, die werthvollen Geschenke abzuholen. Sie sind ja jedenfalls auch drüben sicher, und kein Dieb kann sie mitnehmen. 1862 haben die Engländer ihren Obelisken, der bereits vollständig vom Flugsande bedeckt und unsichtbar geworden war, aus dem Sande wieder ausgegraben, zum ersten Male ordentlich angesehen und beschlossen, das unschätzbare Geschenk — — auch fernerhin liegen zu lassen.

Die Nadeln der Kleopatra.

Die Sphinxe von Wadi-Sabua, während der Dämmerung.

2. Die Sphinxe.

Wie ein Sphinx aussieht. — Beigefügte Statuetten. — Der Riesen-Sphinx. — Aussicht von seinem Kopfe. — Seine Neger-Physiognomie.

Die Sphinxe sind kolossale Steinbilder, in der Regel einen auf einem Fußgestelle liegenden Widder darstellend, wie ein solcher Seite 77 abgebildet ist. In dem Kapitel „Die Götter Aegyptens" findet sich die Bedeutung dieser Sinnbilder angegeben; hier soll nur von ihrem Aeußern die Rede sein.

Sie waren immer aus Einem Steine gehauen, nie gestückelt oder zusammengesetzt, aus Sandstein, Porphyr, am meisten aus Granit. Ihre Länge betrug vier bis zwölf Fuß. So standen sie, Alleen bildend, vor den Eingängen der Tempel, wie die Abbildung Seite 76 zeigt.

Die Fußgestelle sind hier bereits von dem allmälig aufgeschwemmten Nilschlamme und von Flugsand bedeckt; die Sphinxe selbst sind fast alle mehr

oder minder zertrümmert; namentlich sind den meisten durch die zerstörungssüchtigen Araber die Köpfe abgeschlagen worden. Sie sind 11 Fuß lang, liegen 18 Fuß von einander entfernt, und die von ihnen gebildete Allee ist 30 Fuß breit. Die Zahl dieser Sphinxe war außerordentlich groß; vor kleineren Tempeln lagen etwa dreißig bis vierzig; vor großen Tempeln aber Hunderte. Heut zu Tage findet man aber nicht leicht mehr einen einzigen, der wohl erhalten wäre, und die, welche wir in unseren Museen (Berlin, Paris ꝛc.) haben, sind meist ausgebessert.

Manchmal sind die Sphinxe Löwen statt Widder, auch kommen sie — aber selten — vor als Löwen mit einem Menschengesichte; so z. B. in dem oben abgebildeten Thale (Wadi), wovon denn dieses auch seinen Namen Löwenthal erhalten hat. (Man vergleiche auch die Abbildung Seite 166.) Um das Haupt liegt das gewöhnliche Kopftuch der Aegypter, vorn verziert durch die Königsschlange. Der kleine Fortsatz unten am Kinn stellt den künstlichen Bart vor. Die Männer in Aegypten trugen ja nicht ihren natürlichen Bart, sondern entweder gar keinen oder einen künstlichen, der geflochten war, wie ein kurzer Zopf, und durch eine Schnur, die hinter die Ohren ging, unten am Kinn festgehalten wurde.

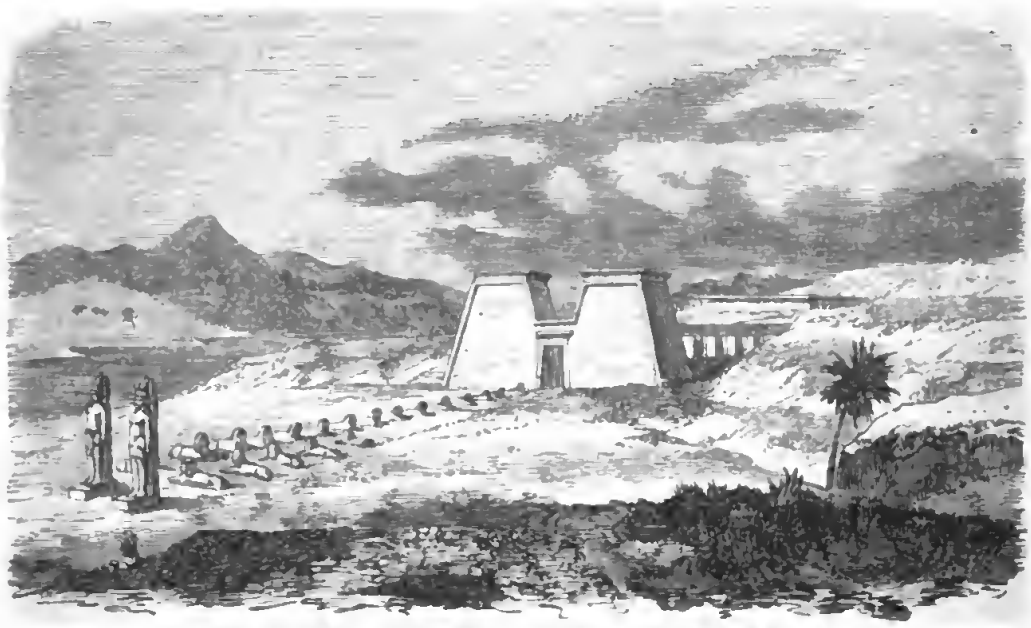
Zuweilen findet sich zwischen den Vorderbeinen des Widders, an seiner Brust anliegend (und auch aus demselben Stücke gehauen), eine kleine Bildsäule des Gottes, welchem der Tempel geweiht ist, oder des Königs, welcher ihn errichtet hat. Auf der Abbildung S. 166 sieht man zwischen den Vordertatzen des Löwen eine mumienähnliche Figur; diese stellt ebenfalls den Erbauer des Tempels oder den betreffenden Gott dar.

Und nun ein paar Worte über einen Sphinx, welcher einzig in seiner Art ist, und welchen die Anfangsvignette Seite 69 darstellt.

Nicht weit von dem alten Memphis erheben sich gegen Westen hin die Felsberge. Auf einer vorspringenden Terrasse derselben stehen die großen Pyramiden. Aber die alten Steinmetzen haben ein noch seltsameres Wunder — nicht hergestellt, sondern — hier entstehen lassen. Sie haben von einem großen Bezirke sämmtlichen Fels weggemeißelt und nur in der Mitte einen Löwensphinx mit Menschenkopf übrig gelassen. Dieser Sphinx aber ist von der Spitze der Klauen bis zum Schwanzansatze 172 Fuß 6 Zoll lang, die Höhe des Gesichtes vom Scheitel bis zum Kinn beträgt 26 Fuß, die Höhe vom Scheitel bis zum Boden 74 Fuß. So liegt dieses Ungethüm, — dessen Nase fünf Fuß lang, dessen Ohren mannshoch sind, dessen Kopf über achtzig Fuß im Umfange hat, — an den Boden angewachsen in einem viele Hundert Fuß langen Hofe, dessen steile Felswände mit ihm selbst nur eine und dieselbe Masse sind. Löcher und Sprünge in dem natürlichen Felsen sind sorgfältig ausgemauert.

Freilich ist es uns heute nicht mehr vergönnt, uns an dem Anblick solch' unerreichter Großartigkeit zu erbauen. Leider ist der ganze Hof, in welchem der Sphinx liegt, jetzt mit Flugsand ausgefüllt. Nur noch siebenundzwanzig

Fuß hoch erhebt sich der Koloß über die Sandfläche dieses beweglichen Bodens. Ueberdies ist viel, viel zerstört und zerschlagen. Doch auch heute noch ist der Kopf des Sphinx (welcher nämlich höher ist als die ganze Umgebung, denn die Steinmetzen nahmen zum Kopfe einen über das Plateau emporragenden Fels) ein schöner Platz und gewährt eine prächtige Rundsicht. Mit bloßem Auge zählt man 73 Ortschaften, und nach Nordosten blickt man auf die wüste Trümmerstätte, wo ehemals das mächtige Memphis stand; dahinter liegt in hellem Sonnenglanze das heutige Kairo.



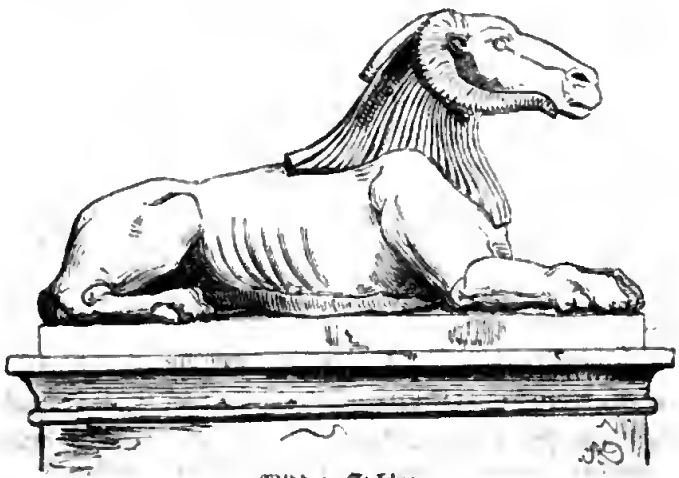
Die Sphinx-Allee zu dem Tempel im Löwenthal (Wadi-Sabua).

Im Jahre 1817 wurde auf Veranlassung europäischer Konsuln unter Anleitung Caviglia's der Sand, in welchem der Sphinx vergraben war, mit großem Aufwande von Menschenkräften, Zeit und Geld weggeschafft, und man entdeckte zwischen den Vordertatzen des Ungeheuers einen kleinen Tempel, der sich mit seiner Rückwand an die Brust des Thieres anlehnte. Die Wand gegenüber der Eingangsthür zeigt eine 14 Fuß hohe, schön polirte Granitplatte, auf welcher der Sphinx selbst dargestellt ist und den Titel trägt: „Har — em — chu", d. h. Horus im Glanze; oben steht zweimal der Name des Königs Thutmosis IV. Darunter steht eine hieroglyphische Inschrift, welche auf das Jahr 1552 v. Chr. zurückweist und ein Gespräch zwischen König und Sphinx enthält. — In den nächsten 25 Jahren wurde aber das, was Caviglia bloßgelegt hatte, wieder von Flugsand verschüttet. 1843 wurde der Sphinx noch einmal durch Lepsius und 1853 durch Mariette von dem umliegenden Sande befreit, bei welcher Gelegenheit man noch zwei sehr interessante Beobachtungen machte. Erstens zeigte sich, daß der Sphinx zu irgend einer Zeit absichtlich vergraben worden war, denn man fand abwechselnd eine Schicht Sand und eine etwa einen Fuß hohe Schicht kleiner Steine, und das Ganze

war so fest, daß man Stufen einhauen konnte. Zweitens entdeckte man von jenem Tempel einen Gang, welcher in den Fels zu einer großen Zahl von anderen Gängen und Kammern führte, deren Wände mit polirtem Granit und Alabaster-Platten bedeckt sind.

Besonders merkwürdig ist dieser Sphinx noch durch die Gesichtsbildung. Das ägyptische Gesicht ist bei allen Abbildungen so charakteristisch, daß man es auf den ersten Blick erkennt. Die Maler und Bildhauer in Aegypten nahmen es darin sehr genau; es läßt sich jedes Gesicht sogleich als ein ägyptisches, äthiopisches, jüdisches ꝛc. erkennen. Und nun: alle Sphinxe haben eine ägyptische Gesichtsbildung; nur der große hat das entschiedene Gesicht eines Negers. Den Mameluken diente vor Zeiten dieser Kopf als Ziel bei ihren Schießübungen mit Kanonen; dadurch ist er sehr zerstört worden; die Nase, ein Theil des linken Auges, die eine Wange und die Haare sind zerschossen; aber man erkennt doch immer noch den edlen Ausdruck des Gesichtes. Abdollatif (Seite 56), welcher vor 700 Jahren den Sphinx noch unversehrt gesehen, war entzückt über die Richtigkeit der Verhältnisse und die Lebendigkeit des Ausdruckes in dem Gesichte, und findet überhaupt, von allen Wundern, die er in Aegypten gesehen, sei dieses das staunenswertheste. Und das ist sehr begreiflich, denn der Bildhauer mußte seine Arbeit ohne Modell machen, er mußte ohne gleichgroßes Muster das richtige Verhältniß der einzelnen Theile treffen und konnte sein Werk immer nur aus weiter Entfernung prüfend überblicken; während der Arbeit selbst sah er nur eine Einzelheit, etwa den Nagel einer Zehe.

Die Sphinxe aus Granit oder Porphyr waren glänzend polirt; die aus Sandstein und Kalkstein aber mit Farben bemalt, — das Kopftuch gelb und blau, das Gesicht braunroth, der Bart schwarz u. s. f. Auch an dem großen Sphinx sind heute noch sehr deutliche Spuren der rothen und gelben Farbe zu entdecken, obwol der Sphinx vierthalbtausend Jahre alt ist.



Widder-Sphinx.

Bildsäulen des Königs Amenhotep III. (die fälschlich so genannten Memnons-Bildsäulen).

3. Die Kolossal-Statuen.

Regelmäßigkeit der Gestalt. — Eintheilung in 87 gleiche Theile. — Amenhotep III. — Lange Finger. — Der redende Memnon. — Der Hauptmann Tenax und Mister Arthur Smith.

Große und kleine Bildsäulen kamen bei den Aegyptern sehr häufig vor. In Särgen finden sich zollgroße Miniatur-Statuetten von Bronce, Gold, Achat, Heliotrop und anderen Edelsteinen; größere sind von Hämatit, Serpentin, Alabaster; noch größere aus Porphyr oder aus feinkörnigem Sandstein; die größten sind aus Granit oder auch aus Sandstein.

Sie stellen in der Regel Götter oder Göttinnen, Könige oder Königinnen dar. Stehende Figuren sind steif, die Arme fest an den Körper gelegt. In der Regel sind die Figuren aber sitzend dargestellt. Dann sind sie ein eigenthümliches Bild majestätischer Ruhe, fast möchte man sagen Erstarrung. Die Glieder sind eng aneinander geschlossen, die Hände auf die Kniee gelegt. — eine Figur ist genau wie die andere; nur der Kopfschmuck (Helm, Krone oder sonstiges Abzeichen) ist verschieden, und nur in der mehr oder minder sorgfältigen Ausführung der Einzelheiten konnte der Künstler sein Geschick zeigen; im Großen, Ganzen hatte er keine Wahl, so daß man in Wahrheit sagen kann: „Wer eine ägyptische Statue gesehen hat, der hat sie alle gesehen."

Die Anſicht des Felſentempels von Abu-Simbel (ſ. das betr. Toubild) zeigt vier ſolcher ſitzenden Koloſſe. So, genau ſo, ſehen alle anderen aus; nur daß der eine die Krone von Oberägypten, der andere die von Unterägypten, ein dritter beide auf ſeinem Haupte trägt. Die ganze menſchliche Figur war der Höhe nach in $21^3/_4$ gleiche Theile eingetheilt (oder, wenn man will: in 87), und es war genau beſtimmt, wie viel Theile davon auf Kopf, Hals, Bruſt ꝛc. kamen; ſelbſt alle Einzelheiten waren vorgeſchrieben, z. B. Länge der Naſe, der Augen, des Mundes u. ſ. f.; desgleichen Breite der Bruſt, Dicke des Armes an den verſchiedenen Stellen, — kurz, von Allem war die Verhältnißzahl beſtimmt, ſo daß, wenn zwei Bildhauer ſich verabredeten, eine Statue von zwanzig Fuß Höhe zu machen, es recht gut möglich war, daß der eine die obere Hälfte, der andere — fünfzig Stunden davon entfernt — die untere Hälfte machte, und wenn ſie zuſammen kamen, mußten die beiden Stücke auf einander paſſen. Dieſes Kunſtſtück ſoll in Wirklichkeit einmal ausgeführt worden ſein.

In der Regel aber beſtanden die Koloſſe aus einem einzigen Steine, und darum gehören ſie zu den Merkwürdigkeiten ägyptiſcher Bildhauerei, denn ſie ſind zwanzig, vierzig, ſechszig Fuß hoch; ja, eine Bildſäule des Gottes Ptah erhob ſich fünfundſiebzig Fuß hoch. In den großen Steinbrüchen wurde die Figur im Ganzen fertig gearbeitet, dann mittels eines Floſſes und einer Schleife an den Ort ihrer Beſtimmung gebracht und dort erſt nach ihrer Aufſtellung polirt. Die auf Seite 81 ſtehende, in dem Kapitel „Malerei" erläuterte Abbildung ſtellt den Transport eines ſolchen Koloſſes dar.

Das Bild Seite 78 zeigt den heutigen Stand zweier ſolcher Koloſſe, die wir etwas näher beſprechen wollen. Es ſind Bildſäulen des Königs Amenhotep III. Die Griechen nannten ſie „Memnon-Säulen", um auch hier einen Namen aus ihren Heldenſagen anzubringen.

Held Memnon aber hat mit dem ägyptiſchen Könige Amenhotep III. nicht die geringſte Gemeinſchaft, und wer Hieroglyphen zu leſen vermag, kann auf den Rücklehnen der Thronſeſſel unter Anderem leſen: „Der Herr der Gerechtigkeit, der Sohn der Sonne, Amenhotep, der Vielgeliebte des Amun-Ra, hat dieſe Bauten zu Ehren ſeines Vaters Amun errichtet; er hat ihm dieſe ungeheure Bildſäule von hartem Stein gewidmet" u. ſ. w.

Und auf den Seiten der Fußgeſtelle ſteht noch einmal mit fußhohen Hieroglyphen: „Der unumſchränkte Herr von Ober- und Unter-Aegypten, der Verbeſſerer der Sitten, er, der die Welt in Ruhe hält, der Leuchtende, welcher, groß durch ſeine Stärke, die Barbaren niedergeſchlagen, der Herr der Gerechtigkeit, der Sohn der Sonne, Amenhotep, der Geliebte des Amun-Ra, des Königs der Götter."

Dieſe Koloſſe ſind vor etwa 3540 Jahren errichtet worden und zierten ohne Zweifel den Eingang eines großen Tempelpalaſtes, von welchem jetzt freilich nur noch Steintrümmer übrig ſind. Das Material iſt Sandſtein oder eigentlich Breccie, eine Gebirgsart, die aus ungleichförmigen Brocken und

Gerölle beſteht und mit ſandſteinartigem Grundteig zuſammengebacken iſt. Nur die eine Bildſäule iſt aus einem einzigen Stücke gemeißelt, die andere beſteht aus fünf auf einander geſetzten Steinlagen; wahrſcheinlich konnte man keinen Stein von derſelben Größe in dem nämlichen Materiale auftreiben. Es iſt dies übrigens das einzige uns bekannte Beiſpiel von einem aus Stücken zuſammengeſetzten Koloſſe.

Dieſe Bildſäulen ſind von gigantiſcher Größe; vom Knöchel bis zum Knie ſind achtzehn (franzöſiſche) Fuß, von einer Schulter zur andern neunzehn Fuß, der Mittelfinger iſt vier Fuß lang; die ganze Höhe mit dem (jetzt zum Theil verſchütteten) Unterſatze beträgt ſechzig Fuß. Die Arbeit war eine überaus ſorgfältige und feine; bei den zum Theil noch gut erhaltenen Hieroglyphen ſieht man, z. B. an den Vögeln, daß ſelbſt die einzelnen Federn mit Sorgfalt ausgeführt waren. Jetzt hat die Einwirkung der Sonne und des widerſchlagenden Wüſtenſandes, beſonders aber die Zerſtörungswuth der Menſchen, die rieſigen Kunſtwerke entſtellt, ſo daß kaum noch Einzelnheiten zu erkennen ſind. Die Vorderbeine der Thronſeſſel ſind weibliche Figuren, — rechts die Gattin, links die Mutter des Königs, wie die Inſchriften ſagen. Auch ſteht zwiſchen den Knieen noch eine dritte weibliche Figur; ſie iſt aber kaum mehr zu erkennen, und ihren Namen zu entziffern iſt gar nicht mehr möglich.

Die Bildſäulen blicken nach Oſt, oder eigentlich, genau genommen, nach OSO., dem Nile zu. Die Araber nennen die nördliche Thama, die ſüdliche (auf unſerm Bilde alſo die vordere) Kama. Thama iſt die ſingende Memnon-Säule.

Die griechiſche Sage darüber lautet in der Kürze ſo:

Memnon, ein Sohn des Tithon und der Eos (Aurora), war König der Aethiopier. Als ſein Schwager, König Priamos von Ilion (Troja), mit den Griechen im Kampfe war, bat er dieſen Memnon um Hülfe und Beiſtand und ſchickte ihm — der Erfüllung ſeiner Bitte gewiß zu ſein — einen goldenen Weinſtock. Memnon zog hin nach Ilion, verrichtete ausgezeichnete Heldenthaten, verwundete ſogar den ſchrecklichen Achilles, wurde aber endlich eben von dieſem getödtet. Die untröſtliche Eos bat Zeus, ihren Sohn zu ehren, wie noch kein Held geehrt worden; und der König der Götter verwandelte die Aſche des Gefallenen in ſchwarze Habichte, die in jedem Herbſte zu Memnon's Grabe zurückkehren und da, miteinander kämpfend, den Streit vor Troja wieder darſtellen, oder — wie die Griechen ſagten — Leichenſpiele feiern. Das ſind die greulichen Memnonsvögel. Die Stimme des geliebten Todten aber bannte die klagende Mutter in die Bildſäule, welche ihm in ſeiner Heimat errichtet wurde.

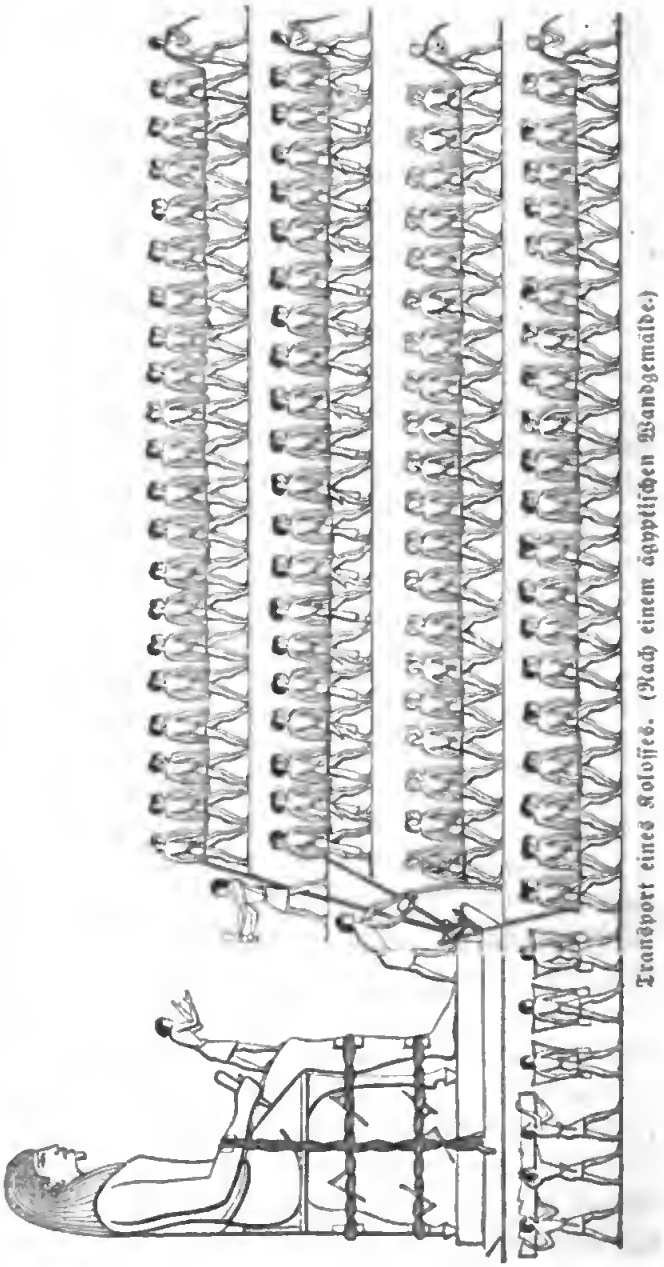
Hier liegt eine vollſtändige Verwechſelung von Aegypten und Aethiopien vor, was man aber zu Zeiten Homer's den Griechen nicht verübeln darf. Wir wiſſen ferner, daß Amenhotep's Bildſäulen ſchon ſechshundert Jahre vor dem trojaniſchen Kriege ſtanden. — Sobald ſich nun die roſenfingerige Eos am

Himmel erhebt, entschweben klagende Töne der Bildsäule des Sohnes. Dieselben Klänge vernimmt man auch bei dem Sonnenuntergange.

Da sich Memnon aber nicht täglich, sondern nur zuweilen hören läßt, wurde die Sache sehr bald fabelhaft entstellt. Dessenungeachtet muß etwas Wahres an der Sage sein; dafür sprechen die Zeugnisse der glaubwürdigsten Schriftsteller.

Die Sage geht: Als der grausame Kambyses nach Aegypten kam, erfuhr er auch von der singenden Bildsäule. Darüber ergrimmte er. „Niemand soll singen!“ rief er und befahl, die Bildsäule zu zerstören. Sie wurde unterhalb der Mitte durchgesägt und der obere Theil herabgestürzt. — Das war Kambyses!!! — Aber die Bildsäule, d. h. das stehen gebliebene Stück, sang doch noch, — nur sagte man dem wilden Perserkönige nichts mehr davon.

Erst der römische Kaiser Septimius Severus ließ, etwa um das Jahr 200 unserer Zeitrechnung, die herabgestürzten Stücke wieder aufrichten, und so steht die Bildsäule heute noch.



Transport eines Kolosses. (Nach einem ägyptischen Wandgemälde.)

Was nun das Gerede über die klagende Stimme betrifft, die man aus der Bildsäule vernommen haben will, so versichern glaubwürdige Reisende allerdings, seltsame Töne gehört zu haben, die bei Sonnenaufgang sich aus der Statue losgewunden. Strabo, welcher ungefähr um die Zeit von Christi Geburt Aegypten besuchte, vergleicht den genannten Ton mit dem einer zerspringenden Saite. — Auch sind auf das Fußgestell und

namentlich auf die Beine der Bildſäule zweiundſiebzig Inſchriften von Beſchauern eingegraben, welche alle verſichern, daß ſie die Stimme des Memnon gehört haben.

Die älteſte dieſer Inſchriften lautet:

„Wir, A. Juſtulejus Tenar, erſter Hauptmann der XII. Legion, Cajus Valerius Priscus, Centurio der XXII. Legion, und Lucius Quintius Viator, Decurio, wir haben den Memnon gehört im elften Jahre des Nero, unſeres Kaiſers, am 12. der Calenden des Aprils in der erſten Stunde", alſo am 15. März des Jahres 64 nach Chr. Geb.

Auch Kaiſer Hadrian war mit ſeiner Gemahlin hier und geruhete die Stimme Memnon's zu hören, welch' denkwürdiges Ereigniß ein griechiſches Gedicht von zwölf Verſen verewigt, das auf den Oberſchenkel des armen Amenhotep eingegraben iſt.

Aber woher kommt oder kam denn der ſeltſame Ton? — Man hat an einen in der Bildſäule verborgenen Menſchen gedacht, der wider eine metallene Platte ſchlüge. Andere ſagten, der Ton komme von der Ausdehnung des Steines. Wie unſere eiſernen Oefen oft einen Klang von ſich geben, wenn ſie durch das entzündete Feuer heiß werden, ſo dehne ſich auch der Stein klingend aus, wenn ihn die Sonne beſcheine und erwärme. Wieder Andere meinen (und dies ſcheint das Wahrſcheinlichſte zu ſein): Der Stein des Koloſſes iſt voll Ritzen und Sprünge. Treffen nun am Morgen die erſten Strahlen der Sonne darauf, ſo wird der Stein erwärmt, die in den Ritzen und Sprüngen enthaltene Luft dehnt ſich aus und bringt, indem ſie ausſtrömt, den räthſelhaften Ton hervor.

Fragen wir übrigens zum Schluſſe noch, was vollkommen verbürgte Thatſache in Betreff des ſingenden Memnon iſt, ſo ergiebt ſich Folgendes: Erſtens: Daß die Bildſäule von jeher den Ton von ſich gegeben und daß ſie von Kambyſes zerſtört worden, — iſt Sage; kann wahr ſein, iſt aber nicht hiſtoriſch erwieſen. Zweitens: Gewiß iſt, daß ſie um die Zeit von Chriſti Geburt zerſtört war, daß ſie einen Ton von ſich gab bis zu ihrer Wiederherſtellung durch Septimius Severus. Drittens: Seit dieſer Zeit iſt kaum mehr die Rede von dem ſeltſamen Tone, und unter den unzähligen Reiſenden heutiger Zeit ſiud nur einzelne, die Etwas gehört haben wollen, wie z. B. der Engländer Arthur Smith. Andere aber haben bei wochenlanger ſorgfältiger Beobachtung auch nicht das Geringſte vernommen.

Im Jahre 27 vor Chr. Geb. erſchütterte ein furchtbares Erdbeben ganz Aegypten. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß dieſes den Koloß zerſtört hat und daß nur der zerbrochene (etwa nach obiger Erklärung) fähig war, zu tönen; von dem zweiten, unverletzten Amenhotep hat man ohnehin nie einen Laut vernommen.

Särge und Mumien.

4. Die Särge.

Im akademiſchen Muſeum in Leipzig. — Ramenka's Sarg. — Schätze in Berlin. — Ein durchſichtiger Alabaſter-Sarg.

Unwillkürlich wird ſich dem denkenden Leſer die Frage aufgedrängt haben: „Wie wurden die Künſtler mit jenen haushohen Bildſäulen, wie wir ſie im vorigen Abſchnitt kennen gelernt haben, in den Steinbrüchen fertig? Wie ſtellten ſie es an, dieſe ſchweren Maſſen, welche Tauſende von Centnern wogen, fortzubewegen?“ Wahrlich, dies allein waren ſchon Rieſenarbeiten. Staunen erfüllt uns, wenn wir die Ausdauer dieſer Steinmetzen würdigen, wenn wir die Vortrefflichkeit ihrer Werkzeuge und Maſchinerien uns vergegenwärtigen, durch deren Hülfe es allein möglich werden konnte, den überaus harten Stein ſo ſchön und ſauber zu bearbeiten, ſo glänzend zu poliren und endlich weiter zu transportiren. Die Arbeiter ſtanden, wie wir aus den Wandgemälden jener Zeit erſehen können, ſowol bei dem Losbrechen als bei dem Behauen, wie auch bei dem Poliren, auf hohen Gerüſten, die aus Palmenſtämmen aufgeſchlagen waren.

Feſſeln derartige Rieſenwerke mächtig unſern Geiſt, ſo erſcheinen uns andere Bildhauerarbeiten nicht minder bewunderungswürdig. Gedenken wir hier beiſpielsweiſe noch der Särge. Die Sarghändler hatten ein vortreffliches Geſchäft, und ihre Magazine gehörten zu den großartigſten. Einen Sargfabrikanten inmitten ſeiner Beſchäftigung ſtellt eine ſpätere Vignette dar.

Mit den Särgen wurde in Aegypten ein außerordentlicher Luxus getrieben. Wer es vermochte, kaufte sich seinen Sarg selbst und überließ nicht die Sorge dafür seinen Kindern. Man suchte sich am liebsten selber das Bett aus, in welchem man einst ruhen wollte; einen kleinen Sarg nahm man mit nach Hause, einen großen stellte man in das schon bereitete Grab.

Reiche Leute ließen sich in zwei oder drei Särge legen und verwandten sehr bedeutende Summen, ihr letztes Ruhebett so kostbar als möglich zu schmücken. Das Leipziger akademische Museum besitzt einen altägyptischen Sarg von Cedernholz, auf welchen gegen dreitausend Reliefsiguren geschnitzt sind und alle mit einer solchen Feinheit, daß man — obwol die Figuren nur wenige Linien hoch sind — selbst die Federn der Vögel, die Schuppen der Schlangen, die Haare, ja die Nägel an den Fingern deutlich unterscheiden kann.

Steinsärge wurden gemacht aus verschiedenartigem Granit, Porphyr, Basalt und Kalkstein. Sie wurden nicht minder reich verziert. Die Abbildung Seite 68 zeigt den Sarg des Königs Ramenka, welch' letzterer im Jahre 2665 v. Chr., also vor fünfthalbtausend Jahren, zur Regierung gelangte.

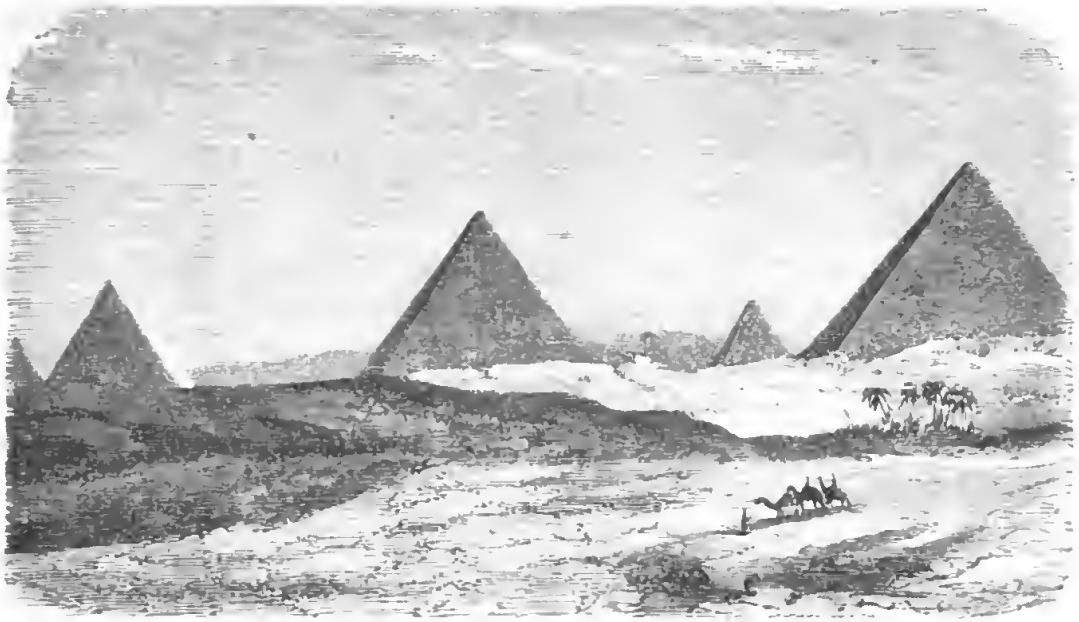
Dieser Ramenka ist der Erbauer der dritten Pyramide; sein Name wurde erst nach den Silben verstellt in Menkera, dann verketzert in Menchéres und Mycerinus, und es war wahrlich eine Aufgabe, aus dem Mycerinus den Ramenka herauszufinden.

Im Jahre 1837 drang zum ersten Male der englische Oberst Howard Vyse in die dritte Pyramide ein und fand daselbst diesen herrlichen Sarg von bräunlichem Basalt. Er war der erste Europäer, welcher in Ramenka's Grabkammer kam; aber tausend Jahre vor ihm waren schon die Araber darin gewesen und hatten geraubt und zerstört, was sich irgend rauben und zerstören ließ. Leider ist aber dieser prachtvolle Sarg auf dem Wege nach England an der spanischen Küste untergegangen.

Im ägyptischen Museum zu Berlin finden sich prachtvolle Särge. Einer von dunklem Granit, der einem Hauptmanne der Bogenschützen gehörte, ist mit Tausenden von Hieroglyphen und Basreliefs bedeckt. Noch größer ist die Zahl der bildlichen Darstellungen auf einem andern, der aus zwei verschiedenen Steinarten besteht. Der eigentliche Sarg ist rothgrau, der Deckel schwarzgrau. Die Hieroglyphen sind eine bis neun Linien groß, je nach ihrer Gestalt; die Figuren der bildlichen Darstellungen drei Viertel bis drei Zoll. Gezählt aber hat sie noch Niemand.

Das britische Museum in London besitzt wol das kostbarste Stück ägyptischen Alterthums; einen über neun Fuß langen prachtvollen Sarg aus durchsichtigem Alabaster mit vielen Hunderten von Figuren geziert.

Ueber eine andere Art wunderbarer Steinmetzarbeit und den hauptsächlichsten Schmuck der ägyptischen Prachtgebäude, die Säulen, theilen wir am Schlusse dieses Kapitels das Nöthigste mit.



Die Pyramiden des alten Memphis.

2.
Die Riesenbauten Aegyptens.

Privatgebäude. — Kleinere Tempel. — Größere Tempel. — Säulensaal. — Allerheiligstes.

Ueber die Privatgebäude der alten Aegypter sind nur einzelne Nachrichten zu uns gekommen; und nur wenn wir diese mit den Abbildungen vergleichen, welche sich unter den unzähligen bis auf unsere Zeit erhaltenen Wandgemälden befinden, erlangen wir ein deutlicheres Bild von den Häusern der ehemaligen Bewohner des Nilthales.

Sie waren aus Backsteinen aufgeführt und daher durchaus nicht dauerhaft. Diese Backsteine, etwa einen Fuß in's Gevierte und drei bis vier Zoll dick, wurden aus Nilschlamm und gehacktem Stroh verfertigt, und jeder einzelne trug den (in die Form eingeschnittenen) Namen des regierenden Königs. Die Gestalt der Gebäude war dieselbe, welche wir später bei den Pylonen der Tempel finden werden; sie liefen nach oben schief zu und hatten ein flaches Dach, welches zuweilen theilweise mit einer leichten Schicht Erde bedeckt und mit Blumen bepflanzt wurde. Das Dach war nach Sonnenuntergang der Lieblingsaufenthalt der Aegypter; hier hatte man freie Luft und war doch den Stichen lästiger Insekten nicht ausgesetzt. Diese zogen in großen Schwärmen durch die Luft, erhoben sich aber nicht höher als zwanzig, höchstens dreißig Fuß über den Boden.

Bei größeren Gelassen waren die einzelnen Gebäude um einen Hof gruppirt und hatten offene Gallerien.

Die Fenster waren alle klein und, wenn irgend möglich, nur nach Norden gerichtet; durch Vorhänge wurden sie geschlossen. Auch hatte man

Brettervorsätze, ähnlich unseren Läden. Die Dekoration der Zimmer richtete sich natürlich nach dem Stande und Vermögen des Bewohners; immer aber waren Wände und Decken bunt bemalt.

Die Hausthüren waren klein; die Häuser hoch, — vier, ja fünf Stockwerke, denn die Zahl der Menschen, welche in dem engen Nilthale beisammen lebten, war groß. Die Straßen der Städte waren des Schattens halber eng. Die Häuser waren gelblich, bläulich oder gräulich angestrichen und zeigten über der Thüre oft auf einem Schilde Namen und Gewerbe des Bewohners.

Weit mehr als von den Privatgebäuden wissen wir von den öffentlichen Gebäuden der alten Aegypter; denn da sie aus einem trefflichen, sehr dauerhaften Material erbaut waren, sind uns bis auf den heutigen Tag noch zahlreiche Ueberreste derselben erhalten, und wir haben dadurch ein klares Bild von ihnen.

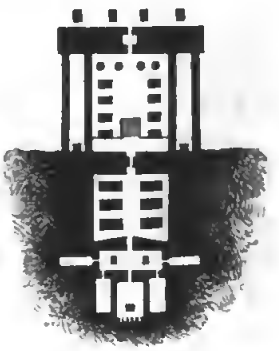
Die kleinsten Tempel waren offene, mit einem flachen Dache gedeckte Hallen. Abbildung Seite 7 (das Tempelchen der Isis auf der Insel Philä, östlich von dem großen Tempel) zeigt einen solchen. Er ist aus gelbem Sandstein aufgeführt; von einem Altare oder einer Statue der Göttin aber ist heutzutage keine Spur mehr in der Halle zu sehen; Eulen und Fledermäuse fliegen auf, wenn du hineintrittst, und Nachts schleicht heulend der Schakal durch die Ruinen.

Größere Tempel bestanden aus einem Säulensaale und dem Allerheiligsten. Der Säulensaal ist an der Vorderseite offen und erhält von hier seine Beleuchtung; Fenster hat er nicht. Im Innern steht Säule an Säule, manchmal so nahe an einander, daß eine von der anderen nur um ihre eigene Dicke entfernt ist. Die Abbildung auf S. 93 giebt eine deutliche Vorstellung eines solchen Tempels. Letzterer befand sich zu Sna, einer altberühmten Stadt am linken Ufer des Nil, zwischen dem ersten und zweiten Engpasse. Die Griechen nannten sie Latopolis, und heute steht zwischen ihren Trümmern ein Araberstädtchen mit Namen Esneh. Wir sehen hier die schief ansteigenden Wände, welche dem Ganzen etwas Festungartiges geben, — die durch niedere Mauern verbundenen Säulen der Frontseite, — die bei solchen Tempeln gewöhnlich oben offene Eingangspforte, — die Rundstäbe an den Kanten und unter dem Dache, — das vorstehende, flache Dach, — die geflügelte Sonnenscheibe über dem Eingange, — die verschiedenen Säulen, — die Wandgemälde ꝛc.

In kleinen Säulensälen findet sich nur ein Dutzend Säulen, — in großen sind es deren über hundert.

Der Name „Allerheiligstes“ kommt nicht in dem Aegyptischen vor, er ist von uns gewählt, weil wir keinen bessern wissen. Wir verstehen darunter den hinter dem Säulensaale liegenden und mit diesem durch eine Thüre verbundenen Bau. Die Rückseite des Säulensaales ist die Vorderseite des Allerheiligsten. Dieses ist niedriger und schmaler als jener (was Alles

auf der Abbildung S. 91 deutlich zu erkennen ist) und in verschiedene Gemächer eingetheilt, die als Priesterwohnungen und zur Aufbewahrung der gottesdienstlichen Geräthschaften benutzt werden. Die Wände haben kleine Fenster nach außen. In der Mittellinie des Gebäudes, aber ganz hinten, befindet sich ein Gemach, in welchem die Bildsäule des Gottes aufgestellt ist. Auch finden sich Tempel, welche zum Theil frei stehen und zum Theil in einen Felsen gemeißelt sind. Es kommt z. B. vor, daß sich der Säulensaal mit seiner Rückseite an den glatt behauenen Fels lehnt, daß dieser selbst die Mauer bildet und die Gemächer des Allerheiligsten aus dem Stein herausgebrochen sind. Der Besucher des Tempels staunt, daß er innen so weit, vielleicht 200 Fuß weit gehen kann, da das Gebäude von außen viel kleiner, etwa nur 100 Fuß lang aussieht, und nur an dem Mangel der Fenster bei den Seitengemächern (die mittleren haben überhaupt keine und sind immer dunkel) kann er entdecken, daß er unbemerkt unter die Erde, d. h. in den Felsen, gekommen ist.



Dschirscheh.

Maaßstab $^1/_{2000}$.

0 50 100 200 Par. Fuß.

Ein sehr schönes Beispiel eines solchen Tempels findet sich in dem Wadi (Thal) Dschirscheh, $23^1/_3$ Grad nördl. Breite auf dem linken Ufer des Nil. Das Thal ist sehr sparsam bewohnt, und man muß sich, um zu den Tempelruinen zu gelangen, durch die Schutthügel einer zertrümmerten Stadt arbeiten.

Dschorn Hossein nennen die Anwohner diesen merkwürdigen Tempel, welcher wol aus den allerältesten Zeiten stammt; die Arbeit an demselben ist noch roh, der Baumeister imponirt nur durch das Kolossale der Massen. Vier riesige Statuen thronen vor dem Eingange. Tritt man zwischen den Pylonen hindurch in den Hof, so hat man zu beiden Seiten eine Halle, und vor diesen Hallen je 4 quadratische Pfeiler, an deren jeden sich eine 18 Fuß hohe Statue lehnt. Diese acht stehenden Bildsäulen halten in der einen Hand die Peitsche, lassen die andere leicht herunter hängen und sind aus Sandstein gemeißelt. Sie tragen den künstlichen Bart und zeigen in ihren Gewändern noch Ueberreste von bunten Farben und von Vergoldung. Ihr Anblick muß ein prachtvoller gewesen sein. An der Rückseite der Pylonen stehen 4 dicke, runde Säulen, die wol ehemals ein Dach getragen haben, und ihnen gegenüber führt eine Treppe zu einer Terrasse, von welcher aus man in den Säulensaal und zugleich in den Fels tritt.

Sechs kolossale viereckige Pfeiler stützen die Decke; an der Vorderseite eines jeden derselben steht eine 23 Fuß hohe Bildsäule, ziemlich roh und plump ausgearbeitet. Pfeiler und Statuen sind an dem Fels übrig gelassen,

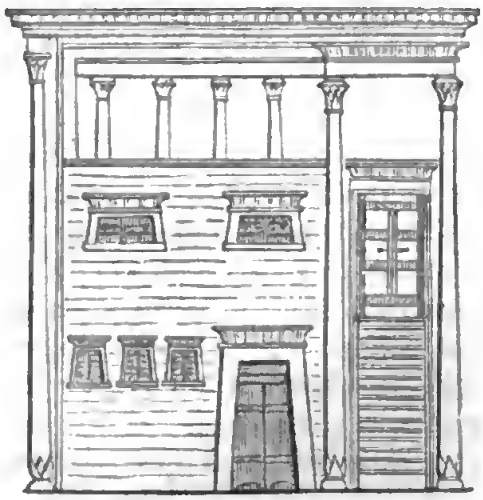
an Boden und Decke fest gewachsen. Hinter diesem ersten Saale folgt ein zweiter, kleinerer, dessen Decke von zwei Pfeilerstatuen getragen wird. Rechts und links führen enge Gänge in schmale Zimmer; an der Rückwand sind die Eingänge zu drei weiteren Gemächern. Im mittelsten, dem Allerheiligsten, sitzen an der hinteren Wand vier riesenhafte Götterfiguren, welche ebenfalls aus dem Felsen gemeißelt sind und mit Rücken und Füßen noch mit demselben zusammenhängen. Vor ihnen steht ein Altar.

Wenn auch heut zu Tage Alles sehr zerstört ist, die freien, offenen Anlagen nur dem Eingeweihten noch verständlich sind und die Felskammern so von Fackelrauch geschwärzt, daß sie kaum die Bilder an den Wänden noch erkennen lassen, — sie dienen ja den dortigen Hirten als Zufluchtsort für sich und ihre Heerden, — so ist doch der Tempel von Dschirscheh ein herrliches Denkmal ägyptischer Baukunst aus der allerältesten Zeit.

Die größte Aehnlichkeit mit den Tempeln hatten die Paläste und Schlösser der Könige, nur hatten hier die Hauptgebäude drei, vier, auch fünf Stockwerke, und vor ihnen erheben sich hohe, balkonartige Terrassen, auf welchen man unter einer Säulenhalle die frische Luft genießen konnte. Im Uebrigen fanden sich schattige Höfe, schön bepflanzte Gärten, weite Säle und überaus kühle, unterirdische Gemächer. Alle Mauern waren sehr dick, um das Eindringen der Hitze zu erschweren.

Nach dieser Einleitung kann es nun nicht mehr schwer sein, die Riesenbauten Aegyptens zu verstehen; Bauten, welche von einer solchen Größe sind, daß selbst die Reisenden unseres Jahrhunderts, das doch des Unglaublichen so viel geleistet, staunend vor Bewunderung vor ihnen stehen.

Diese Bauten finden sich theils über, theils unter der Erde; sie sind bestimmt theils für die Lebenden, theils für die Todten. Beginnen wir mit jenen!



Ein ägyptisches Wohnhaus von außen.

Säulenhalle des Osiris-Tempels auf Philä.

1. Die Tempelpaläste.

Eingang. — Pylonen. — Säulenhof. — Fabelhafte Größe der Tempel. — Zimmerdicke Säulen. — Unberechenbare Arbeit. — Die Tempel als Festungen. — Die Verjüngung nach hinten.

Du stehst vor einer hohen Sandstein-Mauer. Sie schließt ein längliches Viereck ein, 400 Fuß breit, 800 Fuß lang, und umfaßt somit einen Raum von mehr als dreimalhunderttausend Quadratfuß. Die Mauer ist 20 Fuß dick, mit Zinnen gekrönt und von innen durch Treppen zu ersteigen. Du siehst: wir stehen vor einer kleinen Festung.

Treten wir ein durch das Thor, welches in der Mitte einer der kurzen Seiten angebracht und dem heiligen Nile zugekehrt ist! Herrliche Baumpflanzungen sehen wir rechts und links. Auch ein Weiher fehlt nicht, der durch einen aus dem Flusse hergeleiteten Kanal gespeist wird. Geradeaus aber führt ein gepflasterter, 150 Fuß langer Weg durch eine Allee von Widdersphinxen zu der Tempelpforte. Vor dieser stehen Kolossalstatuen von schwarzgrünem Granit, und wieder vor diesen zwei hellrothe Obelisken, wie Spiegel glänzend und über und über mit Hieroglyphen bedeckt.

Rechts und links von der Eingangspforte erheben sich die Pylonen, das sind längliche, nach oben schief zulaufende, thurmartige Gebäude mit flachem Dache. Sie sind in der Regel höher als breit; — nur selten sind sie, wie in der Abbildung Seite 94, breiter als hoch. Vor jedem erheben sich vier

bewimpelte Maſten. Das ſind hohe, glatt gehobelte und bunt angeſtrichene Palmſtämme, mit eiſernen Klammern an die Mauer befeſtigt, oben mit langen, bunten Wimpeln geſchmückt.

Bei dem großen Tempel in Edfu, dem ehemaligen Atbo, iſt jeder Pylon 98 Fuß breit, 34 Fuß tief und 108 Fuß hoch. Das Thor bildet einen 34 Fuß langen und 17 Fuß breiten Durchgang; die ganze Fronte beträgt alſo 213 Fuß. Von dieſem Durchgange aus führen Thüren in die Pylonen; auf ſchmalen Treppen gelangt man in verſchiedene Zimmer und endlich auf das platte Dach. Die Zahl der Gemächer iſt gering; ſie ſind ſämmtlich klein und durch enge, unregelmäßig ſtehende Fenſter erhellt. Auf dem Bilde S. 94 ſieht man oben einige dieſer kleinen Fenſter; andere finden ſich neben und nach hinten. Die Pylonen ſind aber der Hauptmaſſe nach maſſiv. Ein 36 Fuß tiefer Pylon hat vorn und hinten eine 12 Fuß dicke Mauer, ſo daß in der Mitte nur noch 12 Fuß für das Treppenhaus übrig bleiben; die Zimmerchen ſind in der Regel rechts und links von dem Treppenhauſe in die Mauer gelegt. Das flache Dach dient zu aſtronomiſchen Beobachtungen. Alle Kanten ſind mit Rundſtäben geziert, alle Wände mit bildlichen Darſtellungen geſchmückt.

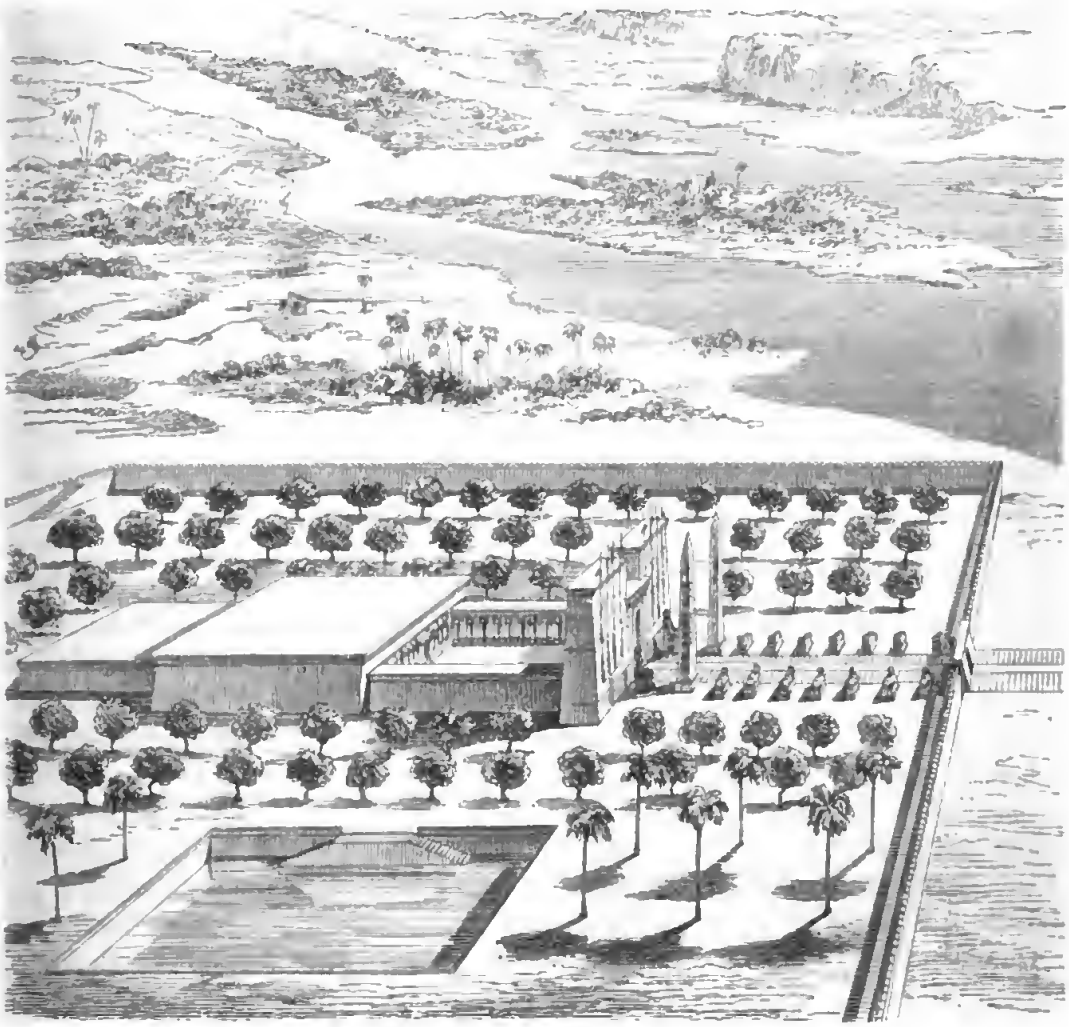
An die Rückſeite der Pylonen ſchließt ſich ein Säulenhof, das heißt: ein Hof, welcher mit Säulenhallen umgeben iſt. Er iſt 150 Fuß lang und 130 Fuß breit; die Mauer iſt 7 Fuß dick; 32 Säulen bilden ringsum die Halle. An ſeiner hintern Seite führt eine Treppe in den Säulenſaal und von dieſem geht es in das Allerheiligſte.

Nachdem wir ſo die Haupteinrichtung eines ägyptiſchen Tempelpalaſtes kennen gelernt, ſehen wir, in welcher majeſtätiſchen Größe ſolche Bauten ausgeführt wurden!

Unter den Trümmern des alten Theben finden ſich bei dem heutigen Dorfe Karnak die Reſte eines Tempels des großen Amun. Er iſt auf einer Backſtein-Terraſſe aufgeführt. Die Sphinx-Allee iſt über eine halbe Stunde lang und zählt mehr denn 600, — ſage: ſechshundert! — koloſſale Sphinxe. Die Front der beiden Pylonen beträgt 336 Fuß, ihre Höhe iſt 180 Fuß. Das große Eingangsthor iſt über 60 Fuß hoch, das heißt: haushoch! Der Hof iſt 83,200 Quadratfuß groß, 320 Fuß breit, 260 Fuß lang, — rechts und links ſtehen je 18 Säulen, jede 42 Fuß hoch. In der Mitte aber ſteht noch eine kleine Allee von zweimal ſechs Säulen, — jede 70 Fuß hoch, und jede aus einem einzigen Steine gehauen. Sechs oder ſieben erwachſene Männer müſſen ſich die Hände reichen, um eine ſolche Rieſenſäule zu umſpannen.

Eine ſolche Angabe iſt ſchnell geleſen; aber man vergegenwärtige ſich nur, was ſie ſagt. Blos die Wände rechts und links im Säulenhofe bieten eine Fläche von 26 Tauſend Quadratfuß, die alle mit hiſtoriſchen Darſtellungen bedeckt ſind. Dazu kommen über zweimal hunderttauſend Quadratfuß auf die Wände der Pylonen! Und ferner die Flächen der Säulen!

Aber wir ſind erſt am Anfang des Tempels! An den Säulenhof ſchließen ſich abermals zwei Pylonen und zwiſchen dieſen hindurch gelangt man erſt in den Säulenſaal. Dieſer iſt 320 Fuß breit und 164 Fuß tief. Das Dach wird getragen von 134 Säulen. Rechts und links von dem mittlern Durchgange ſtehen je 61 Säulen, — 40 Fuß hoch, 28 Fuß im Umfange.



Anſicht einer größeren Tempelanlage.

In der Mitte aber bilden 12 Säulen eine hohe Allee, ſo daß das Dach dadurch treppenförmig wird, das heißt: es führt über die Mitte des Daches eine etwa 60 Fuß breite und 30 Fuß höhere Terraſſe. Das Licht für den Saal fällt durch Oeffnungen ein, welche in den ſenkrechten Wänden dieſer Terraſſe angebracht ſind. Die 12 hohen Säulen ſind 12 Fuß dick, füllen alſo bei uns ein mäßiges Zimmer aus, haben 37 Fuß im Umfange und 70 Fuß in der Höhe. Das Kapitäl einer ſolchen Säule aber hat 22 Fuß im Durchmeſſer, 69 Fuß im Umfange und bietet eine Fläche von 380 Quadratfuß!! Wie viele Menſchen könnten ſich nur auf dem Kapitäl einer einzigen ſolchen Säule aufſtellen!

Nun bedenke man, welche Mühe es machen mußte, die Gerüste um die Säulen aufzuschlagen, damit der Maler seine Bilder auf den Stein bringen konnte! Und er hatte über 250,000 Quadratfuß an Säulen, Wänden und der Decke zu malen! Könnte der Mann täglich zehn Quadratfuß fertig bringen, — entwerfen, zeichnen, ausmalen —, so wären es doch immer noch 25 Tausend Tagewerke, und wenn fünfzig Maler beschäftigt wären, so hätten sie über zwei Jahre zu thun, um nur den einzigen Saal zu dekoriren!

Hinter diesem Saale erheben sich wieder zwei Pylonen, — dann folgt ein schmaler Hof, — dann das vierte Paar Pylonen, — nun kommen zwei Säulenhallen, — endlich betritt man das Allerheiligste. Dieser letzte Bau hat mit seinen Höfen, Hallen, Säulenhallen, Gallerien, großen und kleinen Zimmern allein eine Länge von mehr als 400 Fuß!

Das eigentliche Tempelgebäude — also ohne die Gartenanlagen, Sphinxalleen ꝛc., — hat eine Länge von beinahe 1200 Fuß, bedeckt eine Fläche von mehr als dreimal Hunderttausend Quadratfuß, — ein ganzes Dorf könnte man auf diesen Platz bauen, — und nun rechne man aus, wie groß die äußere Umfassungsmauer gewesen sein muß, und wie viel Zeit man gebraucht hat, ein einziges Mal um die ganze Tempelanlage herum zu spazieren! Die Zahl der Säulen in diesem einzigen Tempel beträgt etwa 400, — und was für Säulen sind das!

Da der Palast so außerordentlich groß war, hatte er auch noch einige Seiteneingänge, und auch zu diesen führten Sphinx-Alleen. Eine Sphinxallee aber, welche zu einem anderen Tempel geleitete, also beide mit einander verband, zählte nicht weniger als ein Tausend sechs Hundert Sphinxe!

Wie viel Tausende von Menschen mögen an diesem Riesenwerke gearbeitet haben! Und welche Reihe von Jahren mögen sie beschäftigt gewesen sein, die ungeheuren Steinmassen zu brechen, zu behauen, nach Theben zu schaffen, auf einander zu setzen, die unzähligen Reliefsiguren einzuhauen, die Bilder zu malen, die Sphinxe, Obelisken und Kolossal-Statuen auszumeißeln, zu poliren, aufzurichten, die Gartenanlagen und die Umfassungsmauern zu Stande zu bringen, — ja, nur die mächtig große, achtzehn Fuß hohe Terrasse zu errichten, auf welcher der kolossale Palast sich erhebt!! —

Aus der ganzen Bauart ist zu ersehen, daß sie der Natur des ägyptischen Landes entsprach, — die schiefen, gelb angestrichenen Mauern waren den gelben Felswänden nachgebildet, — und daß sie dem Bedürfniß des Bodens und Klima's Rechnung trug. Man bedurfte kühler, luftiger Räume, daher die dicken Mauern, die Hallen und Säulensäle; man mußte auf Terrassen bauen, damit der Tempel nicht bei der allgemeinen Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt werde.

Wir erkennen aber auch weiter, daß diese Tempel zum Schutze des Landes dienen sollten. Es waren gewissermaßen Burgen und kleine Festungen, in welchen sich eine Besatzung noch lange mit Erfolg halten konnte, selbst wenn die übrige Stadt schon von dem Feinde besetzt war.

Auf eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der großen ägyptiſchen Tempel muß noch aufmerkſam gemacht werden, nämlich: ſie laufen in allen Dimenſionen von vorn nach hinten zuſammen.

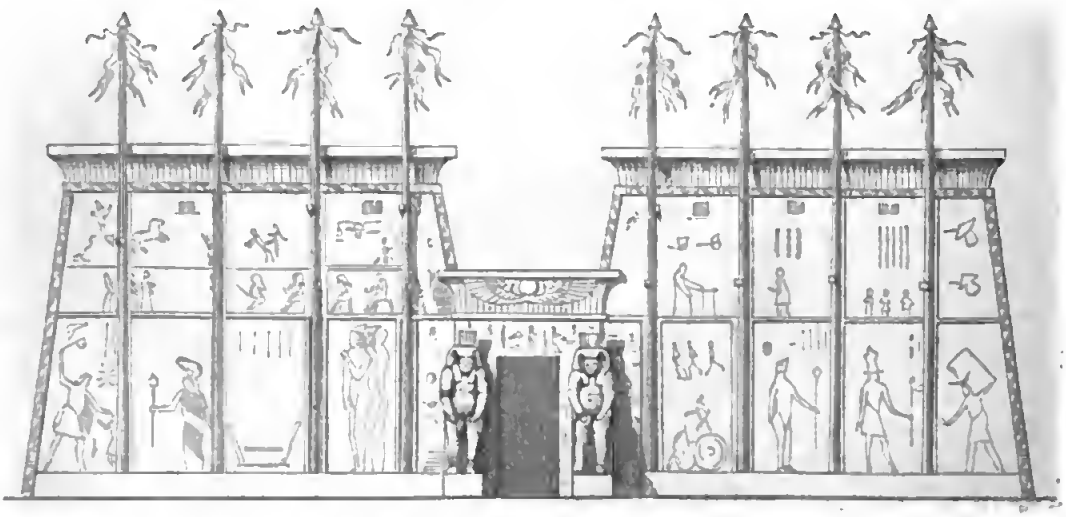
Tempel bei Esneh.

Der zweite Pylon (wo ein ſolcher iſt) iſt niedriger und ſchmaler als der erſte, — der Säulenſaal niedriger und ſchmaler als der Pylon, — das Allerheiligſte niedriger und ſchmaler als der Säulenſaal.

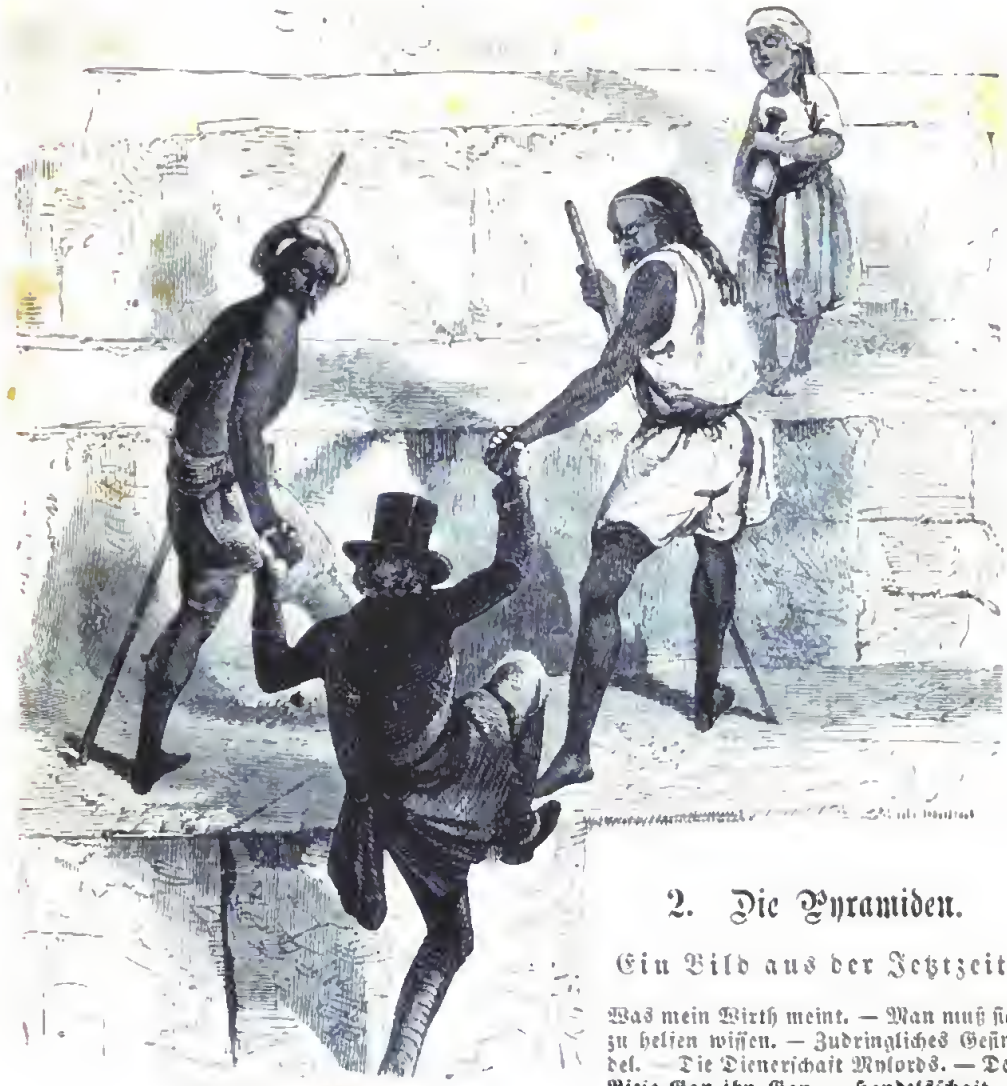
In gleicher Weise, wie das Dach von oben gegen den Boden herabrückt (d. h. jedes hintere Gebäude niedriger als das vordere ist), steigt auch der Boden in die Höhe. Treppen führen von dem Eingange in den Hof, von dem Hofe in den Saal, von dem Saale in das Allerheiligste und noch einmal besonders in das Gemach, welches die Statue des Gottes birgt. Wenn du von diesem letztern nach dem Eingange gehst, dehnen sich gewissermaßen die Räume fortwährend aus nach oben, unten, rechts und links; du fühlst, daß du mehr nach außen kommst. (Vergleiche auch die Abbildung S. 1.)

Und nun tritt noch einmal an den Anfang der Sphinx-Allee und überblicke dieses Riesengebäude, oder steige hinauf auf den ersten Pylon und sieh von da herab auf diesen Tempel und auf alle die anderen der altehrwürdigen Hauptstadt, — da wirst du staunen, wirst in stummes Anschauen lange versunken sein, denn was du hier siehst, siehst du nirgends wieder!

Seite 91 giebt eine sehr klare Ansicht einer größeren Tempelanlage. Dem Wesen nach sind alle bedeutenderen Tempel so, wie dieser, nur in Nebendingen bestehen Abweichungen. Die Sphinxe sind größer oder kleiner, liegen näher oder entfernter, die Allee ist länger oder kürzer, aber sie fehlt nirgends. Die Pylonen sind höher oder niedriger, breiter oder schmäler, aber sie finden sich überall wieder. Der Säulenhof hat meist nur rechts und links eine Halle, manchmal aber auch an der Rückseite der Pylonen; die Hallen haben zuweilen eine Reihe, zuweilen zwei Reihen von Säulen, aber der Säulenhof selbst fehlt nicht. So kehren alle einzelnen Theile überall wieder, nur in verschiedenen Verhältnissen. Auch der Weiher war unentbehrlich für jeden Tempel, in welchem Priester wohnten, weil diesen durch das Gesetz geboten war, zweimal an jedem Tage und zweimal in jeder Nacht zu baden. Kleinere Tempel ohne Priesterwohnungen bedurften natürlich auch des Weihers nicht.



Tempeleingang, — Pylonen.



Die Hülfe der Beduinen.

2. Die Pyramiden.

Ein Bild aus der Jetztzeit.

Was mein Wirth meint. — Man muß sich zu helfen wissen. — Zudringliches Gesindel. — Die Dienerschaft Mylords. — Der Riese Gan ibn Gan. — Handelsschaft. — Endlich die Pyramiden. — Ihre erdrückende Masse. — Konstruktion. — Das Innere der Pyramiden. — El Mamum's Helden. — Der Schrecken in der Todtenkammer. — Ein Brunnen ohne Grund. — Ein philosophischer Beduine. — Aussicht von oben. — Auf der Esbelieh. — Oberst Vyse.

„Ja", sagte mein Wirth in Kairo, „wenn Sie die Pyramiden besuchen wollen, rathe ich Ihnen doch, lieber in größerer Gesellschaft, wenigstens nicht ganz allein zu gehen. Vor vier Wochen wohnte ein junger Deutscher hier, der machte auch den Ausflug nach Dschiseh und von da auf die große Pyramide. Als ihn die Fellah aber oben hatten, bemerkten sie, daß er eine schwere goldene Kette, eine kostbare Uhr und alle Finger voll Ringe trug. Ein Fellah ist natürlicherweise ein Spitzbube, und so waren die fünf oder sechs Bursche einig, den Fremdling hinabzustürzen und sich dann in sein Geld und seine Kostbarkeiten zu theilen. Allein der junge Mann hatte ihre gierigen Blicke gesehen, ihre Geberden begriffen, den Inhalt ihres Gesprächs errathen,

und ſprach glücklicher Weiſe geläufig arabiſch, — er war nämlich ſchon zwei Jahre Commis in einem Handelshauſe von Alexandrien. Aber er ließ es nicht merken. Ruhig zog er ſein Fernrohr heraus und richtete es nach einer Menſchengruppe, die jedoch noch ſo weit entfernt war, daß man ſie mit bloßem Auge unmöglich erkennen konnte. „Brav!“ rief er aus, „da kommt eben die übrige Geſellſchaft aus unſerem Gaſthofe. Sie muß doch bald nach mir aufgebrochen ſein.“ — Und er erhob ſeine Stimme und ſchrie Denen da unten zu und ließ ſein Taſchentuch in der Luft wehen.“ Dann wandte er ſich zu ſeinen Führern, die ſich betroffen einander anblickten, und ſagte: „Ich wäre freilich lieber in größerer Geſellſchaft gegangen; aber die Anderen machten mir zu lange, und ich bin auf heute Abend noch zu dem engliſchen Konſul zum Thee geladen; wenn ich nicht käme, könnte dieſer denken, es wäre mir irgend Etwas zugeſtoßen, — das gäbe dann Weitläufigkeiten. Wir wollen uns auch jetzt nicht mehr aufhalten und lieber wieder hinunterſteigen.“

Die Fellah waren ganz verblüfft, — da unten die erdichtete Geſellſchaft aus dem Gaſthofe, — der engliſche Konſul, — kurz, der junge Mann kam glücklich wieder unten an; in die Pyramide iſt er nicht gekrochen, — er war froh, als er den Eſeltreiber wieder ſah, denn der gehört doch hier in das Haus und iſt ein zuverläſſiger Mann und kennt auch viele von den Wegweiſern da außen. Denn die ſind natürlicherweiſe Spitzbuben.“

So ſprach mein Wirth.

Allein in großer Geſellſchaft wollte ich den Ausflug nicht machen; — viel Köpfe, viel Sinne, — der Eine will hier, der Andere dort halten; Dieſem geht es zu langſam, Jenem zu ſchnell; ich werde ſchon mit dem Leben davonkommen.

Am andern Morgen in aller Frühe miethete ich mir einen Eſel nebſt zugehörigem Treiber, nahm den Dolmetſcher (Dragoman) mit, welcher gewöhnlich die Fremden des Hotels begleitet, gewiſſermaßen im Dienſte des Hauſes ſteht, und ritt nach der Hafenſtadt Bulak, — Kairo ſelbſt liegt ja eine halbe Stunde vom Nil entfernt. In Bulak wandten wir uns links, ritten am Strome hinauf bis Alt-Kairo, nahmen dort eine Barke und fuhren über nach Dſchiſeh, von wo aus es noch volle drei Stunden bis hinüber an das weſtliche Gebirge zu den Pyramiden ſind. Der Beſuch der großen Pyramide kann, wenn man nicht als Gelehrter reiſt, keine Forſchungen und zeitraubenden Unterſuchungen und Beobachtungen macht, von Kairo aus in zehn Stunden abgethan ſein, und wer morgens um 7 Uhr mit ſeinem Eſel aufbricht, iſt bis zum Fünfuhr-Mittageſſen wieder in ſein Hotel zurück.

Kaum hat man das angebaute, durch die Ueberſchwemmung gedüngte Land hinter ſich und iſt in die Region des Wüſtenſandes getreten, ſo kommen auch ſchon von allen Seiten truppweiſe „Beduinen“ herbei und bieten ſich als Führer an. Dieſe Leute werden hier „Beduinen“ genannt, ſind aber in der That nur Fellah oder Bauern aus den umliegenden Dörfern. Ihre Zudringlichkeit iſt ſo groß, wie die der Wegweiſer am Rhein und in der Schweiz,

die auch durch Nichts los zu werden ſind, unermüdlich nebenher laufen und ihre eingepaukte Gelehrſamkeit leuchten laſſen, wenn man ihnen auch zehnmal ſagt, daß man ihrer nicht bedarf.

Unzählige Steintrümmer und der Wüſtenſand bilden Berg und Thal, und es iſt ein ſehr beſchwerlicher Marſch hinüber nach den Felswänden. Wohl Dem, der auf einem Eſel ſitzt! Zu Fuße möchte ich ihn nicht machen! Am beſten läßt ſich dieſer Boden mit dem ſtürmiſchen Meer vergleichen; ungeheure Wellen, — gelblich, röthlich-braun, aus Sand und Steinen gebildet, bei ruhiger Luft unbewegt, das iſt der Boden, auf welchem wir, bei jedem Schritte einbrechend, uns fortbewegen.

Noch immer kamen „Beduinen" heran und wollten mich begleiten; der Eine bot Waſſer zum Trinken, der Andere hatte eine Flinte, — „wenn man im Innern der Pyramide ſchießt, das lautet gar ſchön", — ein Dritter hatte ein Perſpektiv, durch das ich von oben ſehen ſollte ꝛc. Doch ich war mit Allem ſchon zur Genüge verſehen und wollte Niemanden mehr. Als die Zahl meiner Begleiter bereits auf ſieben angewachſen war, ſagte ich ihnen: „Euch, ihr Leute, nehme ich alle mit, und wenn ich mit euch zufrieden bin, bekommt ihr auch ein gutes Trinkgeld; aber nun ſorgt auch dafür, daß ſich uns weiter Niemand aufdrängt, der noch mit euch theilen will." Das half. Die Burſche ſtanden jetzt in meinem Dienſte, und wer noch herankam und zudringlich war, den fertigten ſie kurz ab: Mylord habe ſeine Dienerſchaft und nehme keine weitere Hülfe an. Und das wurde ſo ernſt, mit einer ſo bedrohlichen Miene geſagt, daß ich kein Wort mehr zu verlieren brauchte.

Zwei dieſer Söhne der Wüſte ſprachen ziemlich geläufig engliſch und wurden, da ſie bei mir bleiben ſollten, ſehr vertraulich. Der Eine erzählte mir, die Pyramiden habe der Rieſenkönig Gan ibn Gan, der aber lange, lange vor Adam lebte, erbauen laſſen, — wundern darf man ſich über dieſen Volksglauben nicht, denn die Pyramiden paſſen abſolut nicht zu den heutigen Menſchen! Der Andere theilte mir mit, er beſäße koſtbare Alterthümer, die er mir aus beſonderer Freundſchaft um einen Spottpreis verkaufen wolle. Zuerſt verſuchte er es, mir Mumienerbſen aufzuzwingen, die unter ſeinen Augen in einem Sarge gefunden worden waren; dann einige kleine Oſiris-Statuetten, die auch, wie er beim Propheten verſicherte, echt wären; dann Silbermünzen aus der Zeit der griechiſchen Könige; allein ich kannte dieſe Art der Geſchäfte ſchon, — war ja doch Alles gefälſcht, — und vertröſtete meinen Begleiter darauf, daß ich meine Einkäufe ſpäter machen werde.

„Wiſſen Sie," ſagte der Spitzbube, „drinnen in Kairo, da werden die Fremden oft betrogen; da giebt man ihnen nachgemachte Dinge; aber bei uns iſt natürlich Alles echt." Da mußte ich aber doch laut auflachen. Der Burſche ſah mich ſo geſcheidt an, — er hatte wohl verſtanden, warum ich ſo lachte, und er verſuchte von da an nicht mehr, Handelsgeſchäfte mit mir zu machen.

Erſt als ich ihn am Nachmittage vor Dſchiſeh wieder entließ, fragte er ziemlich kleinlaut: „Und kaufen wollen Sie Nichts?“ Ich blickte ihn lächelnd an und kaufte ihm zwei handlange Statuetten ab, gab ihm aber zu verſtehen, daß ich wohl wiſſe, wo dergleichen fabrizirt werden.

Im Uebrigen war ich mit meinen Begleitern zufrieden. Wir kamen einige Male an Vertiefungen, in welchen noch das Waſſer von der Ueberſchwemmung her ſtand. Auf dem Eſel läßt ſich nicht gut durchreiten, denn in der Mitte iſt es zu tief; den Umweg um den See will man aber auch nicht machen, da ſetzt man ſich denn auf die Schultern des Beduinen, hält ſich an ſeinem Kopfe feſt und wird ſo hinübergetragen. Es reitet ſich ganz ſicher auf einem ſolchen zweibeinigen Wüſtenroſſe.

Aber nun die Pyramiden!

Welch' einen überwältigenden Eindruck machen dieſe rieſigen Steinmaſſen, errichtet von Menſchenhand! So lange man noch entfernt iſt, findet man ſich getäuſcht; man hatte Größeres, Koloſſaleres erwartet: weil man die Entfernung nicht mit dem Auge zu meſſen vermag! Allein kommt man näher, ſo wachſen die Steinrieſen immer mächtiger empor und wirken wahrhaft erdrückend auf den Beſchauer. Ein ähnliches Gefühl, — aber ſelbſtverſtändlich weit ſchwächer, — empfindet man, wenn man an einem unſerer großen Dome emporblickt, namentlich wenn er minder ſchlank als maſſenhaft gebaut iſt. Wer z. B. — beſonders Abends in der Dämmerung — an dem Ulmer Münſter hinaufſieht, den überkommt ein ſolch' unheimliches Gefühl; es iſt ihm, als ſtürze die furchtbare Maſſe auf ihn herab und erdrücke ihn.

Und was ſind alle unſere Münſter gegen die große Pyramide, das Grabmahl des Königs Chufu? Hierneben ſind die größten Bauwerke alter und neuer Zeit abgebildet:

Der Münſter in Straßburg (Nr. 4 der Abbildung), der Stephansdom in Wien (5), die Peterskirche in Rom (7), die Paulskirche in London (9), der indiſche Thurm Kutub-Minar in Delhi (12), die Kathedralen von Antwerpen (6), von Salisbury (8), York (16), die Aja Sophia in Konſtantinopel (17), die Notre Dame zu Paris (14), die Maria del Fiore in Florenz (11). Die Pyramide (3) überragt alle dieſe Bauten und nur die dereinſtigen Thürme des Kölner Doms (1, 2) würden über die Rieſen von Aegypten hinwegſehen können. Und wie klein erſcheinen neben ihnen die geprieſenſten Bauwerke des alten Roms: ſelbſt der rieſige Aquädukt von Segovia (23) oder gar die Tajobrücke zu Alcantara (15)! Wie klein erſcheinen die viel bewunderten Thürme des chriſtlichen Mittelalters, der Torre di Aſinelli in Bologna (10), der ſchiefe Thurm in Piſa (19), der Torre di Gariſendi in Bologna (21), oder der ehemalige Porzellanthurm in Nanking (13), die alten Obelisken zu Paris (25) und Rom (24), oder die gerühmteſten Säulen aus alter und neuer Zeit, wie die Trajansſäule in Rom (22), die Vendomeſäule zu Paris (20), die Feuerſäule in London (18)! Vergleiche auch Nr. 26, den großen Sphinx!

Vergleichende Höhe der merkwürdigsten Bauwerke alter und neuer Zeit.

Die große Pyramide des Chufu (von uns gewöhnlich Cheops genannt) steht auf einer 140 Fuß hohen Terrasse und erhebt sich dann noch 514 Frankfurter Fuß hoch. Unser Eschernheimer Thurm ist 164, der Katharinenthurm 200 Ff. Fuß hoch; wenn wir beide aufeinander stellten, hätten wir noch lange nicht die Höhe der Pyramide. Der Pfarrthurm ist 260 ff. Fuß; erst wenn man zwei solcher Pfarrthürme aufeinander stellte, hätte man ziemlich genau die Höhe des künstlichen Felsens, welchen sich Chufu zur Anlegung seines Grabkämmerleins errichtet hat.

Aber die Höhe macht es noch nicht allein aus; die Masse, die ungeheuere Masse ist es, was uns so imponirt! Die Länge einer Seite der Grundfläche beträgt 716 franz. oder 818 Ff. Fuß, also $1^3/_5$ mal die Höhe. Die Pyramide bedeckt einen Raum von 669,124 Ff. Quadratfuß und hat einen Inhalt von ein Hundert und vierzehn Millionen, sechs Hundert dreiundvierzig Tausend, zwei Hundert fünfundvierzig Ff. Kubikfuß. Die größte Kirche des Christenthums, die prächtige Peterskirche in Rom, könnte man bequem hineinstellen, sie würde nirgends heraussehen oder auch nur die Oberfläche berühren!

Welche Masse von Steinen wurde verbraucht, dieses einzige Grabmal zu errichten! Wie viele Städte hätten sich damit bauen lassen! Und welche unermeßliche Mühe und Arbeit verursachte es, diese Steine zu brechen, und nach dem Nil zu schleifen! Denn sie sind drüben in den östlichen Bergen gebrochen und heute noch sieht man die Stelle, wo dies geschehen ist. Hunderttausend Menschen waren jahrelang damit beschäftigt, diese Steine zu behauen, wieder stundenweit zu transportiren, auf den hundertundvierzig Fuß hohen Felsvorsprung zu schaffen und nun endlich aufeinander zu setzen! Zehn volle Jahre lang hatten zweimalhunderttausend Hände zu schaffen, bis sie nur den schiefen Damm errichtet hatten, welcher nothwendig war, um die Steine auf die Felsterrasse hinauf schleifen zu können. Der Damm mußte lang sein, daß er nicht zu steil wurde, und mußte breit sein, damit Tausende von Menschen sich darauf mit ihren Lasten auf- und abbewegen konnten, ohne einander zu behindern.

Und als endlich der Damm fertig war, hatten wieder hunderttausend Menschen, die von Vierteljahr zu Vierteljahr durch andere abgelöst wurden, noch einmal zwanzig Jahre zu thun, bis die Pyramide vollendet dastand. Man bedenke, was das sagen will: wenn dreißig Jahre lang hunderttausend Menschen an einem Werke arbeiten! Woher wol König Chufu das Geld nahm, solche Arbeitskräfte zu bezahlen? — Nun, das war das Geringste, denn die ägyptischen Arbeitsleute damaliger Zeit lebten außerordentlich einfach, und der Boden des Landes war so ergiebig, daß auch der Unterhalt solcher Heere von Arbeitern nicht in das Gewicht fiel, und einen weitern Lohn erhielten sie nicht.

Jetzt sind wir oben auf der Terrasse und stehen am Fuße der Pyramide!

Die erste, unterste Lage der Steine ist etwa acht Zoll tief in den Felsboden eingelassen, und dieser ist noch einmal zu einem sechs Fuß hohen Sockel regelmäßig ausgehauen, so daß die Pyramide gleichsam an den Boden angewachsen ist. Ursprünglich waren es zweihundert und fünf Steinlagen, jede von etwa 2½ Fs. Fuß Dicke, welche übereinander lagen; die beiden obersten sind zerstört, und es sind jetzt nur noch zweihundert und drei. Alle diese Quadersteine sind auf das Sorgfältigste behauen, und jeder ist in den andern der Art eingefügt, daß der obere auf seiner untern Fläche einen zwei Zoll hohen kantenförmigen Vorsprung hat, welcher in eine Vertiefung derselben Dimension paßt, die sich auf der obern Seite des unter ihm liegenden Steines befindet. So ist eine Verrückung oder Trennung der Steine gar nicht möglich. In dieser Weise bildet die Pyramide eine ungeheuere Treppe von mehr als zweihundert Stufen. Um nun die glatte Bekleidung zu erlangen, wurden in diese Stufen große dreiseitige Steinprismen von Granit (bei anderen Pyramiden auch von Marmor) gelegt. Genau genommen, waren es unregelmäßige vierseitige Prismen, da jedes etwas über die Treppe vorsteht, so daß in der äußern Fläche (der schiefen Seitenfläche der Pyramide) sich nur die oberen und unteren Seiten der Granitprismen berühren; die Kante der Treppe liegt dann immer in wagerechter Richtung noch ein ziemliches Stück einwärts. Der gelblich weiße Sandstein der Stufen, welcher übrigens sehr fest und dauerhaft ist, kommt auf diese Weise gar nicht mit der Luft in Berührung; die ganze Pyramide ist von oben bis unten mit polirtem Granit bedeckt.

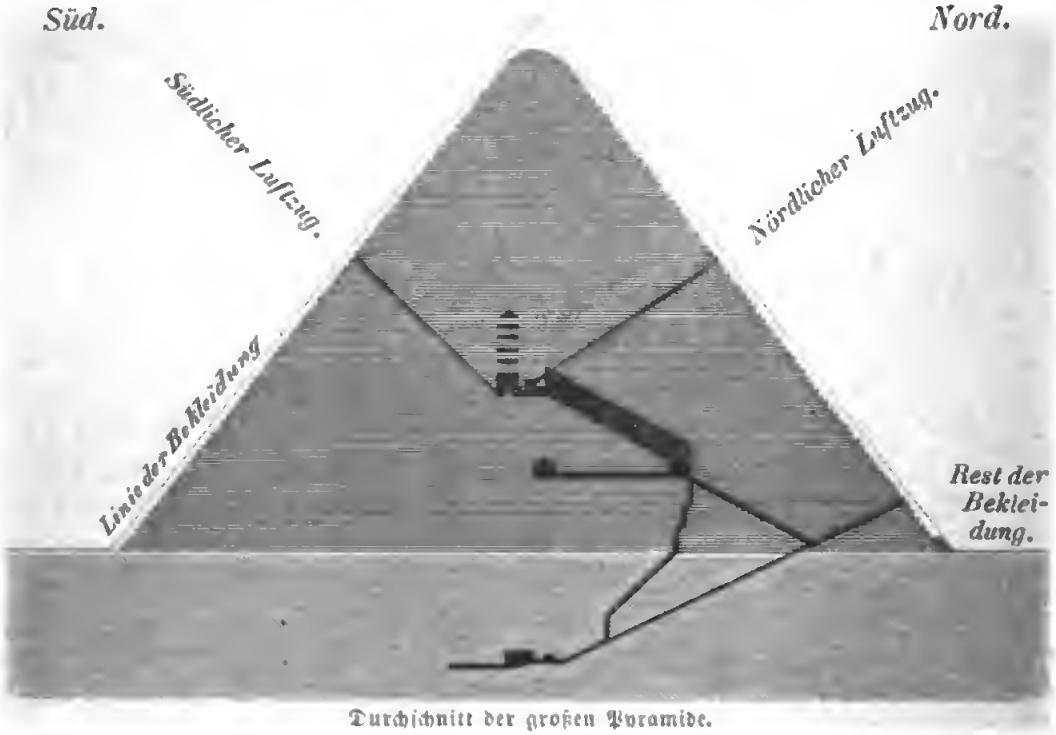
Ist? ... Nein! War! Denn die Araber haben Alles, Alles abgerissen und zum Bau ihrer Städte und Dörfer verwendet; hoch oben und ganz unten liegen auf der einen Seite noch etliche Trümmer, woraus wir die ehemalige Bedeckung der Seiten zu erkennen vermögen; sonst sieht die ganze Pyramide aus wie eine zerfallene Treppe, denn auch an den Sandsteinen haben die Bewohner der Umgegend schon abgeschlagen, was irgend loszubringen war.

Vor Allem wollte ich nun das Innere der Pyramide besuchen.

Der Eingang liegt auf der Höhe der funfzehnten Stufe auf der nordöstlichen Seite. Ich nahm fünf meiner Begleiter mit; die Uebrigen warteten außen. Die Fackeln wurden angezündet, und freudig ging's vorwärts. Allein, allein — der Weg ist mühsam, der Pfad sehr beschwerlich. Erstens geht es steil abwärts, und zweitens ist der enge Gang nur drei und einen halben Fuß hoch, so daß man nicht einmal gebückt gehen kann: man muß kriechen, und das ist eben kein Genuß. Viele Anstrengungen, welche man hier und da auf Reisen hat, sind angenehm, weil es eben eine Freude, ein Vergnügen ist, seine Kraft anzuspannen; darum erklettern wir gern einen Felsen, wandeln über die Gletscher, schwanken auf schwindelndem Steg über eine Eisspalte, — auch das ist ein Genuß, einer Gefahr zu trotzen, — aber

gekrümmt schief hinunter in den Bauch einer Pyramide zu kriechen, das ist kein Genuß. Und doch mußte es sein. Es kommt auch wieder besser, und solcherlei Plage muß man mit in den Kauf nehmen.

Keuchend hatten wir bei dem Qualme unserer Fackel 75 franz. oder 86 Frankf. Fuß, immer bergab, zurückgelegt, da war der Weg durch einen großen Granitblock versperrt. Als vor tausend Jahren die Araber so weit gekommen waren und nun nicht mehr weiter konnten, zertrümmerten sie den Sandstein zu Seiten des Granitblockes und krochen, nach Beute gierig, um ihn herum. Das hatten König Chufu und sein Baumeister auch nicht gedacht.



Durchschnitt der großen Pyramide.

Wir machten natürlich denselben Weg, wie die Helden El Mamums, und waren nun wieder in einem eben so engen Gange, der uns aber 117 Frankf. Fuß lang hinauf führte. Doch lieber hinauf, als hinab!

Jetzt kamen wir auf einen Treppenabsatz, oder in ein kleines Zimmer, einen Vorplatz. Zur Rechten hatten wir einen senkrechten Schacht; uns gegenüber einen wagrechten, sehr niedrigen Gang. Die Decke war hier 29 Ff. Fuß von dem Boden entfernt. Die uns gegenüberstehende Wand (in welche unten der wagrechte Gang gebrochen war) reichte aber nicht bis zur Decke; über sie hin führte schief aufwärts ein anderer Gang. Um in diesen zu gelangen, mußten wir an der Wand emporklettern. Es sind zu diesem Behufe Löcher eingemeißelt, in welche man mit den Füßen treten, und in denen man sich mit den Händen halten kann. Aber das Hinaufklettern ist eine sehr beschwerliche Sache, da man überaus große Schritte machen und mit den Händen sehr weit von einem Loche zum andern ausgreifen muß. Ich bewunderte die

Fertigkeit, welche die Beduinen schon erlangt hatten, die senkrechte Mauer zu ersteigen, und die Gewandtheit, mit welcher sie einander die Fackeln zureichten.

Endlich waren wir oben. Der Gang hat auf beiden Seiten erhöhte Fußsteige, in welche zur Sicherung des Trittes Vertiefungen eingehauen sind, ist sechs bis sieben Fuß breit, 29 Ff. Fuß hoch und 143 Ff. Fuß lang. Die Wände laufen nach oben zusammen, so daß die Decke nicht mehr sechs, sondern vielleicht nur drei Fuß breit ist.

Es ging sehr steil aufwärts. Oben am Ende des großen Ganges angekommen, waren wir sicher etwa 130 bis 140 Fuß über der Grundfläche der Pyramide. Von einem Treppenabsatze oder Vorplatze traten wir in ein kleines Gemach, — nein, *krochen* wir wieder in ein Zimmerchen, denn der kurze, wagrechte Gang war nur drei Fuß breit und drei Fuß hoch. An der entgegengesetzten Wand des kleinen Gemaches ist wieder ein solcher Gang, von derselben Höhe und Breite, aber nur sieben bis acht Fuß lang. Auch er ist durch Granitblöcke verrammelt; aber die Araber hatten uns schon Bahn gebrochen, und so gelangten wir endlich, endlich in die Grabkammer des Königs.

Sie ist $18^1/_2$ franz. oder $20^1/_2$ Frankf. Fuß hoch, mißt von Ost nach West 32 franz. oder 37 Frankf. Fuß, von Nord nach Süd 16 franz. oder 18 Frankf. Fuß. Boden, Wände und Decke sind von polirtem Granit, — jetzt freilich durch den Rauch der Fackeln schwarz und rußig geworden. Der Sarg ist ebenfalls von spiegelglattem Granit, 7 (8) Fuß lang, 3 ($3^1/_2$) Fuß breit und $3^1/_2$ (4) Fuß hoch. Von dem Deckel ist keine Spur mehr zu sehen, und was aus der Mumie geworden, ist bekannt. (Siehe Seite 30.)

Mit Genugthuung lagerten sich meine Beduinen in die Ecken, während ich mit einer Fackel die Wände und den Sarg untersuchte. Von Hieroglyphen oder Bildern ist nirgends eine Spur zu sehen. Plötzlich fuhr ich vor Schrecken zusammen, — ein furchtbarer Schlag, als ob die ganze Pyramide zusammenstürzte. Ich blickte um, — ruhig saßen meine Begleiter mit ihren ernsten Gesichtern in den Ecken, Alles stand fest und wankte nicht; aber die Grabkammer war mit Pulverrauch angefüllt. Ich wußte recht wohl, daß die Beduinen dem Fremden zu Ehren einen Schuß abfeuern, wie der Kastellan einer alten Ritterburg vor den Besuchenden einen Stein in den tiefen Schloßbrunnen wirft, was immer noch ein Extra-Trinkgeld kostet; aber ich war in diesem Augenblick nicht darauf gefaßt. Der Schrecken dauerte nur einen Augenblick, aber er war groß genug. Jetzt stimmten meine Wegweiser einen feierlichen Gesang an, — sie wollen eben Etwas verdienen und wenden dazu mancherlei Kunstgriffe an.

Früher lag eine Menge Scherben von zerbrochenen Töpfen auf dem Boden umher, — diese mußten die reichen Engländer und andere närrische Käuze theuer genug bezahlen. Uebrigens wird sich die Sache gar bald wieder machen. Denn heute wissen sich die Beduinen schon zu helfen! Haben sie einen unerfahrenen, antiquitätengierigen Reisenden vor sich, so finden sie

ſicher in einer Ecke der Grabkammer irgend eine Kleinigkeit (die ſie natürlich eben erſt mitgebracht haben), und dieſe laſſen ſie dem Fremden freundlichſt zukommen. Natürlich muß er dafür ſchweres Geld zahlen; denn ſo Etwas iſt ſelten! — Hinweg aus der Grabkammer Chufu's! Er mag nur einmal ſelbſt ſuchen, ob er irgend Etwas findet!

Grabkammer des Königs Ramenka in der dritten Pyramide.

Ich nahm Abſchied von der Königskammer, ließ noch einmal einen Schuß abfeuern und trollte dann durch die ſogenannte „große Gallerie" wieder hinab bis auf den Abſatz, von welchem noch ein wagrechter Gang unter eben dieſer Gallerie hinführt. Er iſt 134 Fuß lang und ſo enge, daß man nur hindurch kriechen kann. An ſeinem Ende befindet ſich ein Gemach, welches $20^1/_2$ Fuß lang und $18^1/_4$ Fuß breit iſt. Man nennt es die Kammer der Königin; aber kein Sarg iſt darin zu ſehen, es iſt völlig leer.

Die Kammer des Königs liegt genau unter der Spitze der Pyramide, die Kammer der Königin aber nicht, und geht oben ſchief dachförmig zu.

Wir waren wieder zurückgekrochen nach dem ſenkrechten Schachte, dem

ſogenannten „Brunnen“. Ich verlangte hinabzuſteigen; aber die Beduinen verſicherten, das gehe nicht an, denn erſtens habe der Brunnen gar kein Ende und gehe immer tiefer und tiefer; zweitens hätten ſie aber auch ſchon oft Fremde hierher geführt, und nie ſei Jemand da hineingeſtiegen. Allein ich hatte meinen Eſelstreiber von Kairo dazu beſonders ein Seil mitnehmen laſſen und wollte alſo den Verſuch nicht aufgeben. Ich band das eine Ende des Seiles unter den Armen durch, gab das andere meinen Begleitern, ſchärfte ihnen auf's Ernſteſte ein, wie ſie ſich zu verhalten hätten, und begann dann hinabzuſteigen.

Der Schacht mißt 2 Fuß im Gevierten. Man hat an 2 einander gegenüberſtehenden Seiten Stufen (Löcher) eingehauen, in welche man mit den Füßen treten und mit den Händen faſſen kann. So iſt das Hinabſteigen eigentlich nicht allzubeſchwerlich; aber ein einziger Fehltritt hätte mich in den Brunnen ohne Grund (wie die Beduinen ſagten) hinabſtürzen laſſen. Darum hatte ich das Seil mitgenommen; aber ſehr bald wurde ich ſo müde, daß ich nicht mehr weiter konnte. In der unbequemſten Stellung verſuchte ich, einen Augenblick auszuruhen. Dann probirte ich, weiter zu ſteigen — es ging nicht.

„Auf!“ rief ich meinen Beduinen zu, und ſie zogen mich langſam in die Höhe, wobei ich natürlicherweiſe immer mit Händen und Füßen nach den Tritten in den Wänden taſtete.

„Waren Sie bis auf dem Grunde?“ fragte mich der älteſte meiner Begleiter, als ich oben angekommen war.

„Nein.“

„Das glaube ich“, erwiederte er, verſchmitzt lächelnd; „es iſt auch keiner da.“

Wir ließen noch etliche Stücke brennendes Papier hinunterfliegen; aber vom Boden ſah man nichts. Ich warf ſogar eine unſerer Pechfackeln hinab; dieſe erloſch unglücklicherweiſe während des Fallens, — kurz, den Grund konnte ich nicht zu ſehen bekommen. Und doch wußte ich ganz gewiß, daß da unten noch ein kleines Zimmer war; ich konnte nur nicht bis dahin gelangen. Mit einer Art Reſpekt hatten die Beduinen meinen Bemühungen zugeſehen. Ehe wir in den hundert Fuß langen Gang krochen, der uns nun wieder hinab nach dem erſten Granitblock bringen ſollte, nahete ſich mir der älteſte der Araber und ſagte mit einer gewiſſen Treuherzigkeit und Ueberzeugung zu mir: „Sie können mir glauben, der Brunnen hat keinen Boden.“

„Er muß aber doch einmal aufhören.“

„Nein; er geht immer weiter, immer weiter.“

„Alles muß einmal ein Ende haben.“

„Alles? Muß?“ ſagte der Alte kopfſchüttelnd, kniete nieder und kroch in den Gang.

Die Glieder thaten mir weh; das Hinabkriechen war gar zu beſchwerlich; ich dachte eben daran, ob wir noch nicht bald an dem Punkte wären, wo es

wieder bergauf ginge, — da hielt mein Vordermann plötzlich an, drehte seinen Kopf, so gut es ging, nach mir um und sprach: „Herr! Wenn ich nun mit einer Leiter in die Luft hinaufsteigen könnte, — immer höher, immer höher, — hätte denn das auch ein Ende?“

„Vielleicht nicht.“

„Nicht wahr?“ versetzte er.

„Hier!“ rief der Vorderste unserer Reihe, denn er war an dem ersten Granitblock angekommen, und es war mir lieb, unterbrochen zu werden; denn ich hatte nun gemerkt, daß der alte Beduine ein Philosoph war, der sich aber die Erde doch noch als unendlicher dachte, wie den Himmelsraum, und wir wären nicht mit einander fertig geworden.

Es war mir schon wohler zu Muthe, als es wieder bergauf ging, und da wir endlich wieder hinaustraten an's Tageslicht und den blauen Himmel und die goldene Sonne erblickten, waren alle überstandenen Beschwerden bald vergessen.

Wir ruheten aus, erquickten uns und labten uns an der wundervollen Aussicht, über Fels und Sand hin, in das gesegnete Thal des Nil.

Erst nach einer Stunde brachen wir wieder auf und stiegen auf den zertrümmerten Treppen hinauf nach der Spitze. Das aber ist erst recht ein beschwerlicher Marsch! Die Stufen sind $2^1/_2$ Fuß hoch; man muß sich einen starken Schwung geben, um hinauf zu kommen, und nur zu bald wird man müde dabei. Denn wohl zu merken: es sind 200 Stufen, die erstiegen sein wollen!

Hier kann man Hülfe brauchen. Die Beduinen steigen mit ihren langen Stäben voran, reichen dem Fremden die Hände und ziehen ihn so hinauf.

Wenn sie einen sehr ungeschickten, ungelenken Reisenden vor sich haben, ziehen Zwei vorn, und Einer drückt und schiebt von hinten, — sie bringen Jeden hinauf.

Wir sind oben! Welche Aussicht! O, wie herrlich, wie wird Einem das Herz so leicht! Das über alle Beschreibung fruchtbare Nilthal, — in scharfer Linie angrenzend die ewige Oede! Denn wo bei der Ueberschwemmung der letzte Tropfen Wasser versinkt, da ersteht der letzte Grashalm! Hinter uns, nach Westen, ist's wüst und leer; da ist kein Leben mehr. Vor uns liegt das Wunderland, das Land alter Weisheit, Sitte und Kunst. Da unten ein ungeheures Trümmerfeld, wo ehemals das gepriesene Memphis stand, — die Rundschau ist wunderherrlich, und die Gedanken, welche durch die Seele ziehen, die Gefühle, die das Gemüth ergreifen, wenn wir von der Spitze dieser Pyramide aus da hinunter blicken und vier Tausend Jahre Geschichte an uns vorübergehen lassen: — wie überwältigend, ja betäubend ist das Alles!

Die Beduinen nannten mir die Namen all' der schmutzigen Dörfer, die da unten lagen auf den Trümmern der Vergangenheit, zeigten mir die Alabaster-Moschee in Kairo, — ich hörte nicht auf sie, — ich träumte, — ich sah den großen Sesostris, den reichen Rampsinit, sah Psammetich und Apries vor mir, — ich sprach mit Osiris, — ich dachte nicht mehr, ich fühlte und genoß.

Leipzig. Verlag von Otto Spamer.

Die Pyramiden von Gizeh bei Sonnenuntergang.

Wie lange ich so dasaß, weiß ich nicht; endlich weckten mich meine Begleiter: es sei Zeit, aufzubrechen, wenn wir zur Nacht wieder in Kairo sein wollten. Mechanisch stand ich auf. Da präsentirte mir der Eine einen kleinen Hammer, den er bisher in dem Gürtel stecken hatte, welcher sein blaues Hemde zusammenhielt. Ich wußte anfangs gar nicht, was ich damit sollte, — ach, ja: ein rechter Engländer geht nicht von hier weg, ohne eigenhändig ein Stückchen Stein abgeschlagen zu haben, das er dann mit in sein Inselreich nimmt, seinen Freunden vorzeigt und ihnen dabei erzählt, das habe er selbst mit seinen Händen in Aegypten auf der Spitze der höchsten Pyramide abgeschlagen. Sie haben schon viel zerbröckelt, diese Reisenden, welche von überall Andenken mitnehmen; — nun, König Cheops hat ihnen zu thun gegeben, sie können noch Jahrhunderte lang abklopfen.

Ich gab den Hammer zurück, ohne eine Ecke abgeschlagen zu haben; wer Steinchen mitnehmen will, findet ja genug, die da oben liegen. Die Beduinen nahmen mehrere und schleuderten sie hinab; auch ich versuchte mich, — keiner von uns konnte weiter als bis etwa zum ersten Viertel werfen; es war unmöglich, einen Stein auch nur bis in die Hälfte der Pyramide hinabzuschleudern.

Was soll ich von dem Heimwege sagen? Hinab ging's schlimmer als hinauf; vor Dschiseh entließ ich meine Beduinen, nachdem ich sie reichlich bezahlt hatte.

Da trat der jüngste derselben, welcher erst Anfänger in seinem Berufe als Wegweiser war und auch noch nicht englisch sprach, vor mich hin und redete mich arabisch folgendermaßen an: „O, mein Gebieter, es ist kein Gott außer Allah, und Muhamed ist Allah's Gesandter, und das Paradies ist Denen bereitet, welche barmherzig sind. Deine Augen haben gesehen die Werke des Riesenkönigs Gan ibn Gan, du bist gedrungen in den Leib der Pyramide und kehrest unversehrt zurück nach der siegreichen Stadt und dem Tempel des Propheten; gelobt sei sein Name. O, so gedenke des Wortes: „Selig sind die, so da gerne geben", und verbirg nicht deine Hand! O Herr, ich habe ein junges Weib daheim und eine betagte Mutter, die da harren auf meine Heimkehr, — willst du mir nicht noch ein Baschisch geben?" — Also das war der langen Rede kurzer Sinn. So viele Worte machte der Bursche, um sich noch ein Extra-Trinkgeld auszubitten. Ich gab's ihm und gab's ihm leichten Herzens, denn ich hatte mich schon daran gewöhnt, daß man in Aegypten von Morgen bis Abend Baschisch geben muß. Ländlich, sittlich, das ist einmal nicht anders.

Es war schon völlig dunkel, als ich mit meinem Eseltreiber und dem Dragoman wieder in Kairo ankam, und der Wirth meinte, ich sei sehr lange geblieben. Aber ich spazierte noch einmal nach der Esbekieh, einer großen, öffentlichen Gartenanlage in der Stadt; setzte mich daselbst vor eines der Kaffeehäuschen, schlürfte meine Tasse Mokka und rauchte träumend eine Wasserpfeife (Nargileh) dazu, bis es einsam um mich ward.

Wie die große Pyramide, so sind der Hauptsache nach alle. Bei der zweiten ist der Gang nach der Grabkammer des Königs so eng, daß man förmlich auf dem Leibe kriechen muß. Belzoni war der Erste, welcher nach den Arabern, und zwar im Jahre 1816, in sie eindrang. Jetzt sind alle geöffnet und untersucht. Die Grabkammer der dritten ist dadurch merkwürdig, daß die Granitblöcke, welche die Decke bilden, in Bogenform ausgehauen sind (S. 104).

Der prachtvolle bräunliche Basaltsarg, von welchem sich Seite 68 eine Abbildung findet, steht jetzt nicht mehr in der Grabkammer; Obrist Howard Vyse hat ihn, als echter Engländer, 1837 mitgenommen, das ehrwürdige Denkmal einer längst vergangenen Zeit ist aber, wie bereits erwähnt, an der spanischen Küste untergegangen.

Was ich in der großen Pyramide gesehen, ist das, was von Gelehrten gewöhnlich betrachtet wird — Lustreisende kriechen nicht hinein, sondern begnügen sich mit der Ersteigung und der Rundschau von oben. Aber es giebt noch mehr zu sehen. Der erste, schief abwärts gehende Gang setzt sich in derselben Richtung noch weiter fort bis zu einer Länge von 320 Fuß, dann folgt ein beinahe wagrechter Gang von 27 Fuß und an diesen schließt sich die Grabkammer, 46′ lang, 27′ breit, $11\frac{1}{2}$′ hoch. Sie zeigt sehr deutliche Spuren der Zertrümmerung, ein Sarg ist nicht mehr vorhanden, und gründliche Forscher nehmen an, daß dieses die Grabkammer Cheops II. (Chnemu-Chufu), des Gründers der großen Pyramide sei, der aber entweder in Folge der Wuth des gegen ihn aufgebrachten Volkes nie hierher begraben worden, oder dessen Leiche wieder herausgerissen worden, wobei denn die noch sichtbaren Zerstörungen vorgekommen. An diese unterirdische Grabkammer schließt sich noch ein wagrechter Gang. Die Königskammer in der Pyramide soll nach obiger Annahme das Grab Schafra's, des fünften und letzten Königs der vierten Dynastie sein, welcher der Vollender der Pyramide gewesen. Im Jahre 1817 räumte ein überaus thätiger und eifriger italienischer Seemann, Caviglia, den sogenannten Brunnen aus, welcher, wie obige Zeichnung deutlich zeigt, in den großen absteigenden Gang mündet.

Ueber der „Königskammer" liegen vier niedrige, nur etwa 3 Fuß hohe Zimmerchen, deren unterstes man das Davison's-Zimmer nennt, da Davison der Erste war, welcher es maß und beschrieb; entdeckt worden war es früher durch einen französischen Kaufmann Meynard. Zuletzt kommt noch das „Campbell's-Zimmer", 8 Fuß hoch, mit schief zulaufender Decke. In der Königskammer öffnen sich drei Fuß über dem Boden zwei Luftzüge, welche — etwa 9 Zoll ins Gevierte — von Süden nach Norden frische Luft zuführen. Wir kennen das Innere dieser großen Pyramide jetzt ganz genau; Oberst Vyse hat sie nach allen Seiten durchbohrt, es scheint sich nichts Neues mehr darin zu finden.

Die zweitgrößte Pyramide enthält das Grab des Königs Chufu (Cheops) I. und ist von Belzoni auf das Genaueste durchforscht worden.

Das Innere eines Felsentempels.

3. Die Felsentempel.

Vorläufiges. — Ein Bild aus alter Zeit. — Die Reise zum Feste. — Der kleine Tempel. — Anblick des großen Tempels. — Größenverhältnisse. — Das Innere des Tempels. — Leben auf dem Strome. — Anno 1868.

Wir haben nun die Wohnungen der Lebendigen und der Todten über der Erde betrachtet, — sehen wir jetzt nach den unterirdischen.

In die Felsen wurden nicht nur Gräber gehauen, sondern auch Tempel und Versammlungssäle, die bei der herrschenden Hitze besondere Annehmlichkeiten gewährten. Die Eingänge dazu waren oft mit Säulen und Statuen geschmückt, alle Wände mit Bildhauerarbeiten und Malereien bedeckt, und der Eindruck des Ganzen war um so mächtiger, als das Unterirdische das Gemüth jedes Menschen ganz besonders erfaßt.

An solchen Tempeln war Aegypten reich; statt aber in eine allgemeine Beschreibung dieser Wunder-Bauwerke einzugehen, besuchen wir lieber ein

einziges, — eines der großartigsten —, und machen wir uns darnach in Gedanken ein Bild von den übrigen.

Wählen wir dazu den „Osiris-Tempel" bei dem heutigen Orte Epsambal (Ebsambol, Ipsamboul, Abusimbel). Es liegt 22 Grad 12 Minuten nördlicher Breite am linken (westlichen) Ufer des Nils, also etwa zwei Grad südlicher als die Südgrenze des eigentlichen Aegypten, in Nubien. Der Tempel wurde also, wie so viele andere in der dortigen Gegend, errichtet zu der Zeit, da das Land Kusch unter ägyptischer Oberherrschaft stand.

Die Unkenntniß heutiger Tage nennt jede altägyptische männliche Statue einen „Osiris" und wirft so alle Götter und Könige durcheinander, nur die Gelehrten lesen in den Hieroglyphen den Namen des Königs, oder in den Abzeichen den Namen des Gottes. Auch der Tempel, welchen wir besuchen wollen, hat mit Osiris nichts zu thun. Die großen sitzenden Figuren am Eingange sind keine „Osiris-Bildsäulen", sondern stellen den König Ramses III. vor. — Auch mit dem in der Nähe befindlichen „Isis-Tempel" hat es eine ähnliche Bewandtniß.

Versetzen wir uns nun wieder einmal in Gedanken um dreitausend Jahre zurück. Es wird genußreicher sein, im frischen Leben zu wandeln, als unter den todten Trümmern der Vergangenheit.

Wir fahren ab von der Insel Philä und steuern nach Süden. Bald ist die Gegend wild romantisch, bald lieblicher. Ein Mal treten die steilen Felsen nahe heran, und der Nil bespült den Fuß der natürlichen Thalwände; ein anderes Mal breitet sich das Thal aus, das Auge schweift über fruchtbare Felder und erblickt erst in bläulicher Ferne die Berge. Gestern sahen wir Felsentempel, deren Eingänge nur wenige Fuß von dem Wasserspiegel entfernt waren; nur ein schmaler Pfad zog sich noch vor ihnen hin; — heute dehnen sich lange Sphinx-Alleen vor uns aus und führen zu entfernten, hohen Pylonen.

Ueberall so, wie es die Oertlichkeit gestattet; aber überall ägyptisch. Obwol wir längst über die Grenze Aegyptens hinaus sind, weht hier doch noch ägyptischer Geist. Die Nubier (oder, wie die alten Aegypter sagten: die Kuschi) hatten sich ihren nördlichen Nachbaren unterwerfen müssen; und nicht das ist der größte Ruhm eines Sesostris, eines Ramses, daß sie Länder eroberten, sondern daß sie ungebildeten Völkern Bildung brachten; daß sie thaten, wie der große Osiris that. Der durch das Schwert erworbene blutige Lorbeer verwelkt, aber nicht der Kranz, welcher das Haupt des Edlen ziert, der ein Volk aus der Barbarei emporgehoben zur Gesittung.

Es wird lebendiger auf dem Strome. Von allen Städten und Dörfern beider Ufer stoßen Schiffe und Schiffchen ab und segeln mit uns hinauf nach Süden. Das macht das große Fest des Ra, d. i. der Sonne, zu dem wir eben recht kommen. Sieh diese prachtvolle, vergoldete Gondel! Das muß ein reicher Mann sein, dem sie gehört! Vielleicht ein Feldherr, oder gar ein

königlicher Prinz! Wie bescheiden nehmen sich dagegen jene Bootchen da drüben aus! Und doch sind auch sie recht nett und gar bunt bemalt.

Aber jetzt wird es lustig! Hier kommt eine große Barke mit Musikanten. Trommeln, Trompeten, Klapperhölzer und Sistren, — welch' ein Lärm! Laß uns zurückbleiben; dort hinten findet sich noch lieblichere Musik. Sieh, in diesem Schiffe sind Männer mit Harfen und Instrumenten, ähnlich einer Guitarre, und Frauen schlagen das Tamburin dazu.

Und nun blicke nach rechts! Sieh dieses Schiff mit dem prächtigen Pavillon in der Mitte, Alles in Roth und Gold; vorn und hinten ein Thürmchen mit schiefem Dach, wie man sonst hier nur die Koffer sieht. — Die ägyptischen Koffer haben die Gestalt eines europäischen Hauses mit schiefem Dach. Die beiden Seiten des Daches sind die Deckel, haben unter eine Angel, in der sie sich bewegen, und legen sich oben fest aneinander. Jeder Flügel dieses dachartigen Deckels hat einen Knopf, mittels dessen er geöffnet und aufgehoben werden kann. — Aber nun versuche einmal, das bunte Segel anzusehen! Das halten die Augen nicht aus! Wie das grelle Gelb und Blau, das Roth und Grün nebeneinander flimmern! Wie die vergoldete Sonnenscheibe oben im Scheine der wirklichen Sonne glitzert!

Wir haben bereits neunzig Stunden Weges zurückgelegt. Der Strom fließt hier von Südwest nach Nordost durch Sandsteingebirge. Drüben im Westen zieht sich ein kleines Thal hin, — siehst du jenen mächtig hohen Felsen? Der ist diesseits des kleinen Thales, und in ihn ist auch ein Tempel gebrochen, welchen wir jedoch heute nicht besuchen wollen. Sechs kolossale Figuren, — drei rechts, drei links — stehen neben dem einzigen, engen Eingange. Dieser führt zu einer Vorhalle, welche etwa dreizehn Schritte lang und halb so breit ist. Sechs mit Köpfen gezierte Säulen tragen die Decke. Von der hintersten, ganz mit Hieroglyphen bedeckten Wand führen drei Pforten — in der Mitte eine größere, und rechts und links eine kleinere, — in das innere Tempelgemach.

Rechts, links und hinten sind Eingänge zu drei Seitenkapellen, und jede dieser drei hat noch einmal drei kleine, nischenartige Nebengemächer.

Doch, wir halten uns hier nicht auf. Wir betrachten den Tempel nur von außen. Die Felswand ist schief behauen; die Statuen stehen in Nischen, deren Rückwand senkrecht ist. Das macht einen ganz eigenen Eindruck, da auf diese Weise die Köpfe der Figuren am hellsten beleuchtet sind, der Untertheil aber immer mehr in den Schatten zurücktritt. Die Statuen mögen etwa 28 Fuß hoch sein; jede hat rechts und links noch eine kleinere von ungefähr $7^1/_2$ Fuß neben sich. Von den sechs großen sind drei mit der doppelten Straußfeder, drei mit der Krone von Oberägypten geschmückt. Die ganze Wand ist mit eingemeißelten Hieroglyphen bedeckt, und der Name des Königs Ramses leuchtet dem Beschauer sogleich über der Eingangspforte entgegen.

Wie die einzelnen Bildsäulen, so steht die ganze Front des Tempels in einer schiefen Nische, denn die glatt behauene Front ist weniger schief als die unbehauene Fläche des Felsens.

Aber nun noch ein Stückchen den Strom hinauf! Jetzt kommt erst die Hauptsache.

Ja, das ist prächtig! Das ist großartig! Auf der andern Seite des Thales ein gelblich-brauner, dunkler Sandsteinfels, senkrecht, glatt zu einer Mauer behauen, und daran sitzen, aus hellem, fast weißem Sandsteine gemeißelt, vier Riesenkönige! Wohl gemerkt! Die Statuen sind angewachsen, denn der helle Sandstein, aus welchem sie bestehen, ist nur eine helle Schicht des dunklen Felsens, und der Bildhauer hat diese verschieden gefärbte Schichtung so trefflich benutzt. — Und was sagst du zu diesen Treppen? Sie sind 150 Fuß lang, denn so lang ist die Façade des Felsentempels. Hier siehst du vier sitzende Bildsäulen des Königs Ramses III.; sie sitzen in einer schiefen Nische, welche unten 34 Fuß vorspringt.

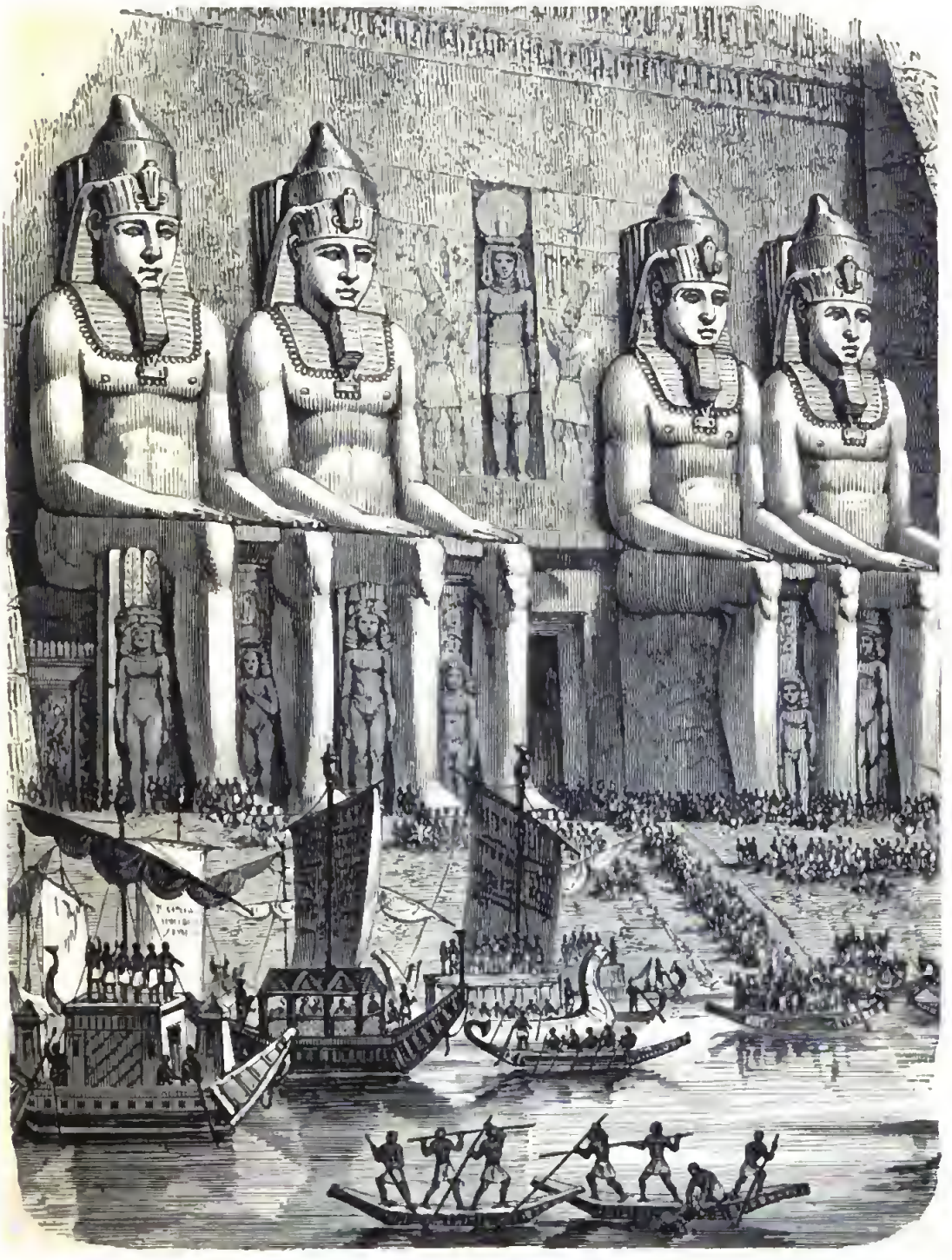
Nun stelle dir vor: Jede Statue ist 74 Fuß hoch, — die Krone allein 16, — der Bart mißt $6^1/_2$, — das Ohr 4, — die Nase $3^1/_2$, — das Auge $2^1/_2$ Fuß; — von einer Schulter zur andern sind 29 Fuß! Das heißt: Jede ist über die Brust so breit, als bei uns ein kleiner Saal lang ist.

Zwischen den Beinen der großen Figuren stehen die Statuen der Kinder des Helden Ramses. In der Mitte zwischen den vier Königsbildsäulen ist der Eingang, — 25 Fuß hoch. Von etwa gleicher Höhe ist Gott Ra, über dem Eingange in einer Nische stehend, die Sonnenscheibe auf dem Kopfe: rechts und links wieder Ramses III., den Gott verehrend. Die Höhe der ganzen Façade ist 114 Fuß.

Treten wir nun in das Innere des Tempels! Er reicht über zweihundert Fuß in den Felsen hinein, besteht aus vier Hauptabtheilungen und im Ganzen aus vierzehn verschiedenen Sälen, — sage: vierzehn Sälen! Ein Grundriß dieses merkwürdigen Tempels findet sich in dem letzten Abschnitte dieses Buches.

Durch einen etwa 22 Fuß langen Gang kommen wir in einen großen Saal, 24 Fuß hoch, 61 Fuß lang, 56 Fuß breit. Die Decke ist blau und roth bemalt, alle Wände sind mit bunten Gemälden bedeckt, welche die Feldzüge und Heldenthaten des Königs darstellen. Hier sieht man Ramses, eine Festung stürmend, — da in seinem Streitwagen wild in das Gefecht jagend, — dort dem Gotte Opfer bringend. Alle Bilder sind mit der größten Sorgfalt ausgeführt. — Acht Statuenpfeiler bilden in der Mitte eine Allee nach der hintern Wand. Die Statuen sind auf's Sauberste ausgearbeitet und sorgfältig gemalt; die Pfeiler sind acht Fuß dick. — An der rechten Seitenwand münden zwei Eingänge in zwei längliche Säle, deren vorderer 41, deren hinterer 51 Fuß tief ist; jeder etwa 13 bis 14 Fuß breit. — Die Rückseite des großen Säulensaals hat drei Ausgänge. Die zwei rechts und links in der Ecke führen jeder in einen langen Saal, von welchem aus wieder nach der äußern Seite zwei andere Säle ausgehen. So besteht der erste Haupttheil des Tempels aus neun verschiedenen Sälen.

Gerade dem Eingange gegenüber führt ein anderer, ungefähr 12 Fuß langer Gang in den zweiten Hauptsaal. Er ist von vier Pfeilern gestützt,



Das Land der Pyramiden. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Felsentempel. Religiöses Fest der Bewohner von Altaegypten.

BSB

Digitized by Google

40 Fuß lang und 27 Fuß breit. — Von seiner Rückwand treten wir durch den einen der drei Eingänge in den dritten Hauptsaal, der ebenfalls 40 Fuß breit, aber nur etwa 20 Fuß tief ist. Von ihm aus gelangt man hinten rechts und links in zwei kleinere Räume, — jeder etwa 10 Fuß in's Gevierte, — in der Mitte führt ein Gang in das Allerheiligste, das noch einmal 25 Fuß lang und 13 Fuß breit ist. Ganz hinten, an der letzten Wand, sind vier sitzende Götterstatuen. Von dem vordersten Eingange kann man durch die vier Haupträume bis zu denselben sehen, — wenn nämlich dieser letzte Saal genügend erleuchtet ist; er geht über 200 Fuß in den Felsen.

Denkst du auch daran, wie viel Kubikfuß Stein hier aus dem Felsen gehauen und fortgeschafft werden mußten? Gegen dreimalhunderttausend! Es kostet zu viel Zeit, alle diese Bilder und die zahllosen Hieroglyphen zu betrachten und zu lesen. Es entgeht uns Vieles, — doch was thut es? Machen wir, daß wir wieder hinaus in's Freie treten, und blicken wir nun über die grandiosen Treppen hinab nach dem Flusse!

Sieh, welch Drängen und Treiben! Zu Tausenden steigen sie die hohen Treppen hinan und wandeln wie Zwerge zwischen den Füßen der Riesen umher. Hier hat sich ein Trupp gelagert; dort an dem Thore drängt und schiebt sich die Masse hinein und heraus, — denn zu den vorderen Räumen hat das Volk Zutritt, nur nicht zu dem Allerheiligsten; — hier finden sich alte Freunde wieder; da kommt eine ganze Prozession mit Pfeifen- und Flötenspiel; dort macht sich die Bewohnerschaft eines fernen Ortes schon wieder zum Aufbruche bereit.

Und welch' ein Leben und welche Mannichfaltigkeit bietet der Strom zu unseren Füßen dar! Welche Massen von Booten aller Art! Hier ist eines mit einem Schwanenhalse; dort hat der Schnabel eines andern die Gestalt einer Schlange; an einem dritten sieht er gar aus wie eine Trompete! Und diese prachtvollen Pavillons! An allen diesen Gondeln, Häuschen, Segeln, Rudern ist auch nicht ein handgroßes Fleckchen, das nicht bunt bemalt wäre — nicht selten recht geschmackvoll. Auch die Vergoldung ist überaus reich angebracht.

Schau hier hin! So eben beginnt eine Wettfahrt. Hei, wie die Barken pfeilschnell durch das Wasser schießen! Und dort drüben siehst du ein Fischerstechen! Plump! Da liegt Einer im Wasser, sein Kamerad zieht ihn jetzt wieder heraus. Musik und fröhliches Jauchzen von allen Seiten! Lust und Freude auf allen Gesichtern! O, du glückliches Volk von Aegypten!

Doch es ist Zeit, wieder einzusteigen und bis zu dem nächsten Dörfchen zu fahren. Das Fest dauert so mehrere Tage; morgen sind wir wieder hier.

So! Nun wirf noch einen Blick zurück auf diese Riesenstatuen! Sieh diese fein ausgemeißelten Gesichter, diese majestätische, erhabene Ruhe in den Gestalten! Wie machen diese Kolosse den Eindruck des Allgewaltigen! Ja, das sind Riesenwerke, bestimmt für die Ewigkeit.

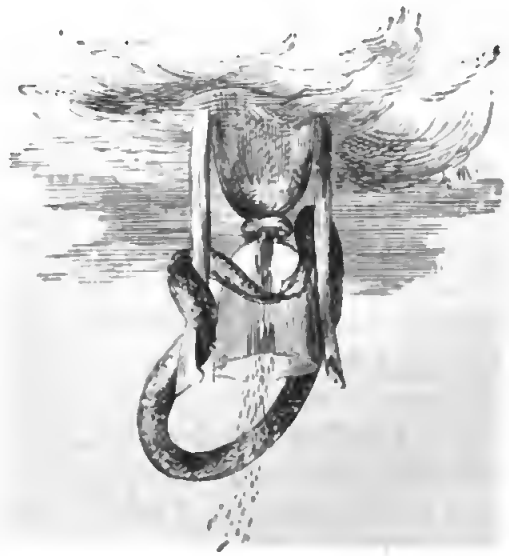
Für die Ewigkeit?

In der großen Sanduhr der Zeit ist ein einzig Körnlein Sand herabgerollt, — dreitausend Jahre sind um, wir schreiben 1868 nach Christi Geburt. Komm' mit mir! Ich zeige dir neunzig Stunden südlich von der Insel Philä ein anderes Bild!

Von den Treppen, von der Anfahrt keine Spur mehr zu sehen. Selbst der Nil fließt nicht mehr, wie zu Rhamses' Zeiten. Die Anhäufung des Schlammes und der in ungeheuren Massen von Westen hergewehte Wüstensand haben sein Ufer verändert. Der Koloß links von der Thür ist durch den Blitz zertrümmert (wie uns eine Inschrift auf dem einen Beine belehrt), die beiden rechts sind zur Hälfte im Sande begraben, nur der äußerste links ist ganz sichtbar, — bis auf die Füße, welche auch längst mit Sand bedeckt sind. Zerschlagen ist, was zerschlagenswerth war, — sei es, um die Steine zu benutzen, sei es, um ein Andenken mit nach Europa zu bringen. Sieh, da oben klettert eben solch' ein Vandale aus Europa umher! Er ist noch anderthalb Fuß kleiner, als des Königs Rhamses Bart. Jetzt setzt er sich auf einen Finger des Königs (— der Daumen mag wol sieben Viertelfuß dick sein —) und zieht ein rothes Buch heraus. Er wird sich wol einen Bleistiftstrich an das Kapitel „Aboo Simbel" machen, damit er zu Hause noch weiß, was er gesehen.

Im Innern des Tempels ertönen ganz andere Stimmen, als vor alten Zeiten, — denn er ist die Zufluchtsstätte der Hirten aus der Nachbarschaft, welche sich mit ihren Herden in die geweiheten Räume flüchten, wenn die räuberischen Maghrebi (die westlichen Beduinen) kommen, Beute zu machen.

So sieht es heute dort aus, und doch ist erst ein einzig Sandkörnlein in der großen Zeitenuhr hinabgerollt.



Steinbrüche von Hadschar Silsilis, dem alten Silsil.

Die Säulen und Träger der ägyptischen Prachtbauten.

Die achtkantige Säule. — Die sechzehnkantige kannelirte Säule. — Die Lotos-Säule. — Die runde Säule. — Geöffneter Kelch als Kapitäl. — Palmenkapitäl. — Die sogenannten Hathorköpfe. — Statuen-Pfeiler.

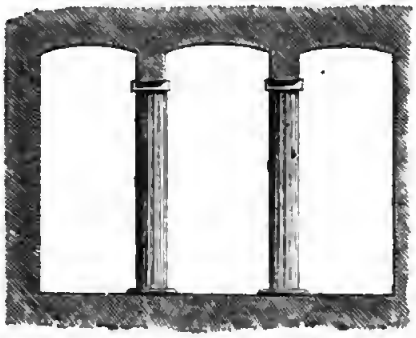
Eine Hauptzierde großer Prachtgebäude sind die Säulen. Sie wurden bei den alten Völkern weit häufiger angewendet als bei uns. In Griechenland war jeder größere Tempel auf allen Seiten von Säulen umgeben, manchmal in doppelter Reihe; und wir Alle kennen die dorischen, ionischen und korinthischen Säulen.

Aber einen noch großartigeren Gebrauch, als die Griechen und Römer, machten die alten Aegypter von den Säulen; nur sind diese ägyptischen Säulen im Ganzen weit weniger bekannt als jene. Und doch sind sie aus verschiedenen Gründen einer genauern Kenntniß wohl würdig. Sie sind an Formen weit mannichfaltiger als die griechisch-römischen; — sie imponiren durch ihre oft staunenswerthe Größe; — sie blenden durch die bunten Farben, mit welchen sie bemalt sind; — sie wurden in weit größerer Zahl angewendet (standen doch ganze Säle voll Säule an Säule); — und endlich zeigen sie uns schon hier und da die Elemente zu den griechischen Säulenformen. — Bei uns sind fast nur die Formen im Gebrauche, welche bei den Hellenen und Römern vorkamen; sehen wir einmal, wie es an den Ufern des Nil aussah. —

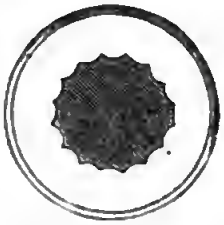
Wir werden dort eine ungeahnte Mannichfaltigkeit, Pracht und Majestät finden.

Die hauptsächlichsten und am meisten vorkommenden Formen ägyptischer Säulen, dieses wichtigsten Schmuckes der Prachtgebäude, sind folgende:

a. Die achtkantige Säule. Sie findet sich am Eingange eines Felsengrabes bei Benihassan. (Siehe Abbildung S. 119.) — Diese Säule ist einfach dadurch entstanden, daß man an dem vierkantigen Pfeiler die Kanten abgemeißelt hat. Sie trägt noch die quadratische Deckplatte.



Sechzehnkantige kannelirte Säulen.



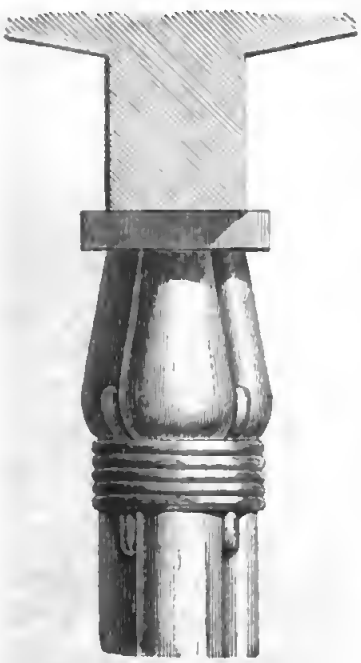
Querdurchschnitt der sechzehnkantigen kannelirten Säule.

b. Die sechzehnkantige Säule entstand, wenn man diese acht Kanten abermals abschnitt. So steht sie im Innern des genannten Grabes.

Sie ruht auf einer flachen, an der Kante abgerundeten, kreisförmigen Basis. Da die Winkel der sechzehn Seiten aber so stumpf sind, daß man die einzelnen Seiten gar nicht unterscheiden könnte, sind diese ausgehöhlt, d. h. die Säule ist kannelirt, wie das in beistehender Abbildung deutlich zu sehen ist.

c. Die sogenannte Lotos-Säule. Sie stellt in ihrer ältesten Gestalt vier zusammengebundene Lotos-Stengel dar, deren Kronen das Kapitäl bilden.

Sie war mit grellen Farben bunt bemalt, sagte dem Geschmacke der Aegypter ganz besonders zu und bildete in ihrer weitern Vervollkommnung den Hauptschmuck der großen Säle, Hallen und Höfe in Tempeln und Palästen. Statt der vier Stengel machte man später acht und dann sechzehn.



Vierstenglige Lotossäule.

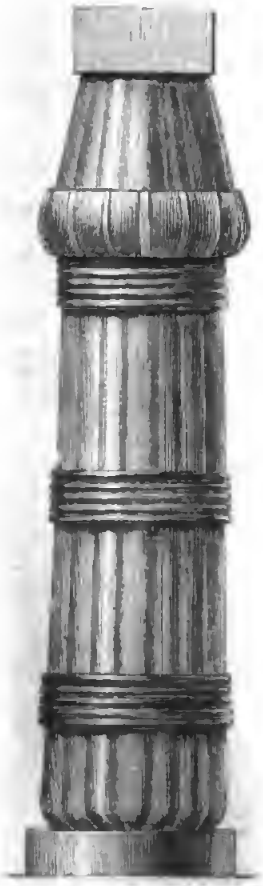
Vielleicht fällt in beistehenden Abbildungen auf, daß die Säulen verhältnißmäßig kurz und dick sind. Das ist eine Eigenthümlichkeit aller ägyptischen Säulen. Die dorischen Säulen haben sechs bis sieben, die ionischen acht bis zehn, die korinthischen durchschnittlich neun untere Durchmesser zur Höhe; die ägyptischen nur fünf, ja es finden sich sogar Säulen, welche nur viermal so hoch als dick sind.

Saulenfuß aus Luxor.

Säule aus Luxor.

Geöffnetes Kelch-Kapitäl mit Blattverzierungen.

Säulen zu Phila.



Sechzehnſtengelige Lotos-Säule.

Statuen-Pfeiler.

Säule mit 4 Köpfen.

d. Um Flächen für bildlichen Schmuck zu gewinnen, behielt man die Form der Säule im Ganzen bei, ließ aber die einzelnen Stengel nicht mehr hervortreten, ſo daß die Säule und das Kapitäl vollkommen rund und glatt wurden, und nun wurde die ganze Säule von oben bis unten mit bildlichen Darſtellungen und Hieroglyphen bemalt. — Die Deckplatte blieb immer quadratiſch und wurde ebenfalls mit einer hieroglyphiſchen Inſchrift — meiſt mit dem Namen des Erbauers — verſehen.

e. Neben den Kapitälen, welche geſchloſſene Kelche darſtellten, kamen nun auch ſolche auf, welche geöffnete Kelche mit Blattverzierungen nachahmten. Die Blätter wurden in Streifen (wie das an einer der vorſtehenden Abbildungen zu ſehen iſt) gelb, blau, roth und grün gemalt. In denſelben Farben die Bänder, welche unter dem Kapitäl die Säule umſchloſſen.

f. Statt des ſoeben beſchriebenen offenen Kelches erſcheint auch oft das Palmen-Kapitäl; dies ſind auf einem runden Schafte auswärts geneigte Palmblätter, natürlich grün bemalt, aus der Entfernung aber an der Geſtalt nicht von der vorigen Form zu unterſcheiden. Auf der Abbildung „Säulenhalle des großen Tempels auf der Inſel Philä", S. 89, ſind ſolche Säulen zu ſehen.

g. Ein namentlich in ſpäterer Zeit außerordentlich beliebter Säulenaufſatz beſtand aus vier Köpfen, über welchen vier Darſtellungen eines Tempels einen Würfel bildeten. Wir nennen dieſe Köpfe gewöhnlich Hathorköpfe und bezeichnen dieſe Säulen als ſolche mit der Hathormaske; allein es liegt durchaus kein Grund vor, hinter dieſen Geſichtern gerade die Göttin Hat-Har zu ſuchen. (Siehe das Kapitel über die Götter Aegyptens.) Es ſind einfach Menſchenköpfe mit dem bekannten geſtreiften Kopftuche; wenn ſie eine beſtimmte Perſon darſtellen ſollen, ſo läßt ſich das etwa dann angeben, wenn man weiß, welchem Gotte der Tempel geweiht war, — mit Zuverläſſigkeit aber nur aus den Inſchriften auf den Säulen ſelbſt. Aus jener Zeit her, da man die Hieroglyphen noch nicht leſen konnte, ſtammt es, daß ſo oft noch jede weibliche Statue eine Iſis, jede männliche ein Oſiris und jedes Geſicht an einer Säule ein Hathorkopf genannt wird.

Dieſe Säulen machen in Tempeln und Tempelhöfen einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Sie ſind, da ſie dem Maler eine glatte Fläche bieten, ſehr bunt und brillant; ernſt und feierlich ſchaut von ihrer Höhe das regungsloſe Antlitz herab.

h. Eine noch größere Verwendung der Menſchenfigur ſehen wir aber bei den ſogenannten Statuen-Pfeilern. Das ſind viereckige Pfeiler, an welche auf der Frontſeite Statuen angelehnt ſind. Wenn alſo dieſe Pfeiler, z. B. in einem Tempelhofe, das Dach einer ringsum gehenden Halle ſtützen, ſo blicken die Statuen nach außen, d. h. alle nach der Mitte des Hofes. Dieſe Bildſäulen ſind mit den Pfeilern aus demſelben Steine gehauen, nur ein Stück, und ſtellen in der Regel einen Gott, den Erbauer des Tempels oder einen königlichen Helden der Vorzeit dar. Der Name iſt in den Hieroglyphen zu leſen.

Grabeingang bei Beni-Haſſan.

4. Die Felſengräber.

Kleine Gräber. — Beſuch eines großen Grabes. — Wo iſt der Sarg zu finden? — Gefahren. — Königsgräber.

Die Felſengräber waren zum Theil Privateigenthum, — für Eine Perſon, oder eine ganze Familie, — oder öffentliche Gräber, in welchen alle Diejenigen beigeſetzt wurden, die ſich nicht ein eigenes Grab machen laſſen konnten.

Jene ſind, wenn ſie nur Einen Sarg aufzunehmen hatten, oft ſehr klein. Bei einem z. B. führt ein Gang 10 Fuß hoch, $2^1/_2$ Fuß breit, 8 Fuß lang in ein kleines Zimmer, welches 12 Fuß hoch, 10 Fuß breit und $2^1/_2$ Fuß tief iſt und dem Eingange gegenüber zwei ineinander ſtehende kleine Niſchen hat. Innen und außen ſind alle Wände (auch die Decke) mit ganz flach erhabenen Figuren und Inſchriften bedeckt, — Alles mattgelb angeſtrichen.

Bei einem andern iſt der Gang, welcher in den Fels führt, auch $2^1/_2$ Fuß breit, aber nur 5 Fuß lang; das kleine Zimmer iſt 6 Fuß tief, 14 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Die Relieffiguren ſind mit bunten Farben bemalt.

So sind die kleinsten Gräber für einzelne Personen beschaffen. Reiche, Vornehme ließen sich aber viele Säle und Gänge in den Felsen hauen und ihren Sarg in irgend eine Ecke so gut verstecken, daß ihn — wie sie hofften, — gewiß nie ein Sterblicher wieder auffinden sollte. Auch wurden noch besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet: man machte in sich selbst zurückführende Irrgänge, mitten auf den Wegen tiefe Schächte, in welche Der unrettbar stürzen mußte, welcher sie nicht kannte, oder sich nicht gehörig vorgesehen.

Doch, komm' mit! Sieh' dir diese Todtenwelt selbst an! Ich führe dich in ein solches Grab dort bei den Trümmern des alten Theben, auf welchen heute neun Dörfer stehen. Hast du ein solches gesehen, so kannst du dir die übrigen denken.

Der Eingang ist 140 Frankf. Fußbreit ($3^1/_2$ Fr. F. sind etwa ein Meter), verengt sich aber von beiden Seiten und ist nach 17 Fuß Tiefe nur noch 90 Fuß breit. So breit ist also der erste Saal; dabei hat er eine Tiefe von 64 Fuß. Ueberlege man wohl diese Dimensionen: der Saal hat eine Fläche von 5760 □Fuß!

Nun folgt ein Gang von 18 Fuß und wieder ein 58 Fuß tiefer Saal, der von 8 Säulen und 4 Pfeilern gestützt wird. Aus ihm kommt man links in mehrere Räume, welche durchschnittlich je über vierzig Fuß lang sind. In der Mittellinie fortgehend, gelangt man durch ein 22 Fuß langes Zimmer in einen Gang, dann wieder in einen Saal mit 8 Säulen und 4 Pfeilern, abermals in einen Gang, nun in den vierten Saal, von etwa 30 Fuß in's Gevierte, gestützt von 4 Säulen, — und durch einen letzten Gang endlich in das hinterste Zimmer, dessen Rückwand schon 322 Fuß von dem Eingange entfernt ist.

Du meinst, wir seien am Ende? Noch lange nicht!

Links können wir von hier nur 31 Fuß weit gehen, aber rechts gelangen wir, nachdem wir wieder 87 Fuß weit durch Zimmer und Gänge marschirt sind, an eine große Treppe, die uns 23 Fuß weit hinabführt. Folgt ein Gang und abermals eine Treppe, wieder ein Gang und die dritte Treppe hinab. Endlich führt uns ein 11 Fuß langer Gang in ein ungefähr 20 Fuß tiefes Zimmer. Aufgepaßt! Gleich am Eingange dieses Zimmers öffnet sich verrätherisch zu unseren Füßen ein über dreißig Fuß tiefer Schacht. Er ist gut $4^1/_2$ Fuß breit; wer Muth hat, kann mit einem Anlaufe darüber springen.

Wir sind glücklich hinüber gekommen, stehen nun an der hintersten Wand und können nicht weiter. Wo ist aber der Sarg?

Laß uns suchen! Betrachten wir die Wände; vielleicht findet sich noch eine Thür. Sieh', auf der rechten Seite öffnet sich ein etwa 6 Fuß breiter Gang. Also hinein! Der führt uns vielleicht zum Ziele.

Wieder sind wir ungefähr 90 Fuß durch Gänge und Gallerien gewandert; wir stehen abermals am Ende eines Zimmers und können nicht weiter. Aber nur den Muth nicht verloren! Ein Sarg muß da sein und wird sich auch finden.

Links führt uns ein weiterer Gang in ein Gemach, das aber keinen andern Ausgang hat, und wir ſind nun wirklich am Ende. Aber der Sarg? — Der iſt nicht da.

Alſo kehren wir um — vielleicht haben wir doch einen Nebenweg überſehen! Vorwärts 30 Fuß, rechts 90 Fuß, links — über den Schacht und die drei Treppen hinauf — 126 Fuß; halt! Da öffnet ſich ja links ein kleiner Gang.

Wir treten ein. Hier iſt ein wahrer Irrgang. Wir machen einen Weg von mindeſtens 600 Fuß, biegen wenigſtens vierzehnmal um eine Ecke, haben treppauf, treppab zu marſchiren, auch hier über einen Schacht zu ſpringen, kommen in denſelben Weg zurück, ohne daß wir umgekehrt wären, haben Gänge und Zimmer auf's Genaueſte unterſucht, aber kein Sarg iſt zu finden.

Jetzt iſt kein Gemach, kein Plätzchen übrig, das wir nicht durchforſcht hätten. Laß uns noch einmal die großen Treppen hinabſteigen bis zu dem Schachte und auch dieſen durchſuchen. — Er hat $4^1/_2$ Fuß in's Gevierte, iſt 31 Fuß tief, — wir laſſen uns mit einer Fackel hinab, der Boden iſt eben und kahl, und kein Sarg iſt da. — Was nun?

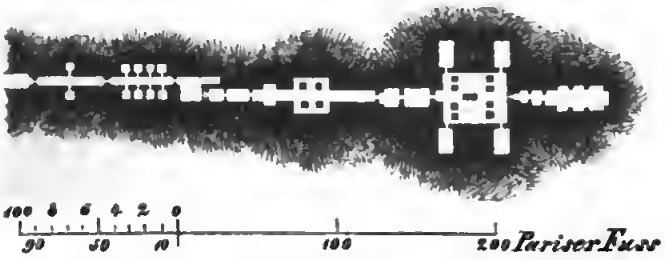
Nur Geduld! Wir finden ihn doch! Langſam laſſen wir uns wieder hinaufziehen, beleuchten die Wände des Schachtes, — 11 Fuß über dem Boden führt ein kurzer Gang ſeitwärts in den Fels. Hier iſt ein Gemach von 10 bis 11 Fuß in's Gevierte, die Decke iſt im Bogen ausgehauen, hinten eine breite ſteinerne Bank, — und auf dieſer Bank ſteht der Sarg.

Wer ſollte den Eingang zu der Grabkammer wol in der Mitte der Seitenwand eines Schachtes ſuchen? Iſt das nicht fein ausgedacht? Ja, die Aegypter wußten ihre Todten ſo zu betten, daß ſie Niemand ſtörte; aber wir Europäer, wir finden ſie doch und nehmen ſie aus ihren Särgen, fahren ſie über das Meer, ſtellen ſie in unſeren Muſeen auf, oder — zerſtückeln ſie auch, — Alles der Wiſſenſchaft zu Liebe!

Die Länge aller Zimmer, Gallerien, Gänge und Treppen dieſes einzigen Grabes beträgt zuſammen wol 1500 Fuß. Nun bedenke: welche Arbeit gehörte dazu, ein ſolches Grab in den Felſen zu hauen, Wände und Boden zu ebnen, Treppen und Säulen zu machen, den Schacht zu brechen! Welchen Aufwand von Kraft erforderte es nur, die ausgebrochenen Steine von der Grabkammer aus dem Schacht hinaufzuziehen und den weiten Weg, die Treppen hinauf, durch Säle und Gänge hinaus an das Tageslicht zu bringen!

Der Beſuch eines ſolchen ägyptiſchen Grabes erheiſcht übrigens große Vorſicht. Man kann ſich förmlich darin verirren und muß dann elendig verhungern. Iſt die Fackel einmal abgebrannt, dann iſt jeder Schritt gefahrvoll; ein Schacht zwiſchen uns und dem Ausgange macht uns die Rettung unmöglich, und ſelbſt wenn kein Schacht hinter uns liegt, wäre es ein Wunder, wenn Jemand aus dieſen Irrgängen in der Dunkelheit zufällig den rechten Weg fände. Iſt es doch ohne beſondere Vorſichtsmaßregeln ſehr ſchwer, ſich bei Fackelſchein herauszufinden!

Aehnlich diesem so eben von uns besuchten Felsengrab sind alle, nur in unwesentlichen Dingen verschieden. Eine klare Vorstellung eines solchen Grabes zu geben, folgt hier der Grundriß desjenigen, in welchem König Rhamses III. beigesetzt ist. Es erstreckt sich 385 Pariser Fuß tief in die Felsen und ist noch sehr gut erhalten. Einer besonderen Erläuterung bedarf der Grundriß nicht, er ist durch sich selbst verständlich.



Maaßstab $^1/_{2000}$.

Bab-el-Moluk. Grab von Rhamses III. (Theben).

Manche Gräber bestehen fast nur aus wagrechten Stollen; andere meist aus schief abwärts gehenden Pfaden und Treppen; wieder andere führen von Schächten in Stollen, von Stollen in Schächte und gehen auf diese Weise sehr tief in die Felsen hinab; hier sind große Säle, 15 bis 20 Fuß hoch; dort nur kleine Zimmer, 7 bis 8 Fuß hoch.

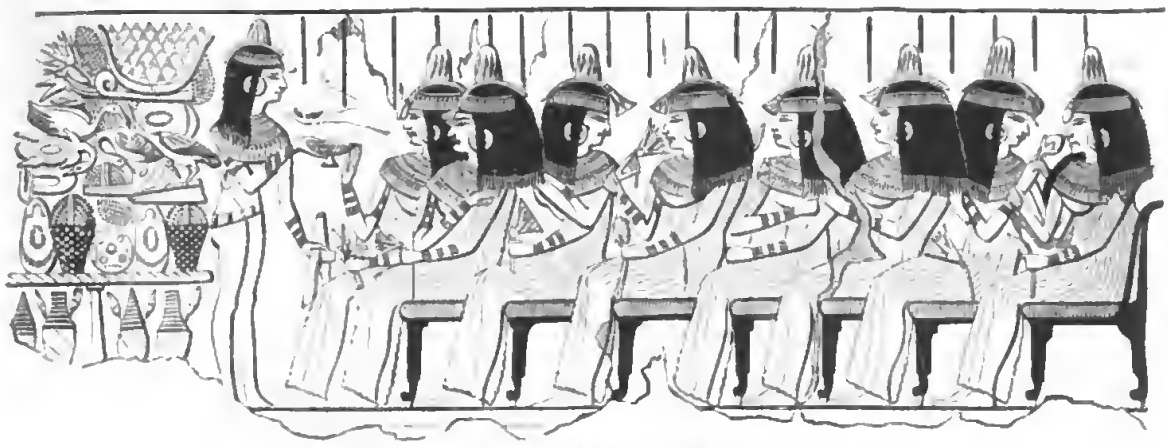
In Unterägypten wurden, da man keine Berge in der Nähe hatte, erst senkrechte Schächte in den Boden gegraben, bis man auf den Fels kam. In diesem legte man sodann seitwärts Gänge und Gemächer zur Aufbewahrung der Särge an. Zu Anfang dieses Abschnittes ist die Abbildung eines Grabeinganges bei dem heutigen Dorfe Beni-Hassan abgedruckt.

In den öffentlichen Gräbern wurden die Särge auf und neben einander in Nischen gestellt; die Zahl der hier versammelten Todten war Legion.

Die Könige zur Zeit des großen Rhamses ließen sich in ein entferntes, abgesondertes Thal begraben; die Araber nennen es Biban-el-Moluk. Diese Königsgräber sind das Herrlichste, was an Katakomben aufzufinden ist.

Prokesch, Ritter von Osten, welcher sie besucht hat, sagt: „Wer auch nur das eine Grab, wozu Belzoni den Gang hat ausräumen lassen, genau schildern wollte, müßte Bände darüber schreiben und würde, wie getreu er auch der Wahrheit bliebe, dem Leser doch ein Träumer scheinen. Diese Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerke tief und tiefer noch in das Leben der Felsen gehauen, diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz und die Unverletztheit der Farben, als wären sie eben erst aufgelegt worden, geht weit über den Maßstab des heut zu Tage Denkbaren hinaus. Der Aufwand von Pracht und Arbeit, von religiöser Gewissenhaftigkeit in Ausführung des Kleinsten wie des Größten, ist so ungeheuer, daß man nicht begreift, wie ein Herrscher, und war er auch der mächtigste von der Welt, auf den Gedanken hat verfallen können, einen ähnlichen Bau anzubefehlen."

Aus einem solchen Königsgrabe ist auch der prachtvolle Alabaster-Sarg geraubt, welcher jetzt im britischen Museum zu London prangt.



Eine Damengesellschaft. (Aus den Gräbern Thebens.)

Wie die alten Aegypter ihre Geschichte und ihr Leben malten.

Malen und Anstreichen. — Unzählige Abbildungen. — Kindliche Darstellungsweise. — Musikalische Abendunterhaltungen. — Steife Damengesellschaft. — 1. Grundton. — 2. Sieben Hauptfarben. — Unterhaltungen der Männer. — 3. Fleischfarbe. — 4. Perspektive. — Spiele im Freien. — 5. Die menschliche Figur. — Porträts. — Aegyptische Kulturentwickelung — 6. Kontur. — Gewerbliches Leben. — Chemische Färberei. — Glasbläser. — 7. Dinge in verschiedener Entfernung. — 8. Dinge dicht hinter oder neben einander. — 9. Größenverhältnisse. — Die großen Könige. — Oeffentliche Arbeiten. — Kriegsleben. — 10. Schattirung. — Die Landschaft. — 11. Hauptansicht. — Perioden ägyptischer Kunst. — Stabilität. — Wappen und Hieroglyphen.

Die im vorigen Abschnitte behandelten Felsengräber liefern dem Alterthumsforscher ein reiches Material zum Studium altägyptischer Sitten und Gebräuche, da an den steinernen Wänden in flachen Reliefbildern das ganze Leben der Bewohner von Aegypten mit seinen kleinsten und unbedeutendsten Einzelnheiten dargestellt ist. Hier sehen wir den König in der Schlacht, dort den Arbeiter, der die Ziegel formt, hier den Priester im Tempel, dort den Schiffer in seinem Boote, hier die Erstürmung einer Festung, dort die Bereitung des Brotes; — Fischfang, Weinbau, Viehzucht, alle Künste und Gewerbe, Nichts fehlt.

Im alten Aegypten wurde viel Farbe verbraucht, sehr viel! An Tempeln und Palästen sind, innen und außen, alle Wände mit jenen bunten Bildern bedeckt; fast alle Säulen sind von oben bis unten bemalt; ebenso die Decken der Säle und Hallen. In den gewöhnlichen Wohnhäusern sind die Wände mit grellen Farben fachwerkartig angestrichen; eine weiße Stubenthür siehst du nirgends; sie ist gelb eingefaßt, der Grund ist roth, und Lotos und Papyrus sind darauf gemalt. Möbel von polirtem Nußbaumholz kennt man hier nicht; bei Vornehmen und Reichen findest du zierlich eingelegte Arbeit von Cedernholz, Ebenholz, Elfenbein, Goldplättchen und dergleichen, bei den Königen namentlich sehr reiche Vergoldung; die gewöhnlichen Hausgeräthe aber sind roth, gelb, blau, — auch grün, weiß und schwarz angestrichen. Eine

Bettlade (das iſt ein Geräth wie ein Sopha, welches nur an einer, kurzen Seite mit einer Lehne verſehen iſt) hat z. B. hellblaue Grundfarbe und iſt zinnoberroth eingefaßt; ein Schemel iſt zwei Finger breit roth und gelb geſtreift, eine Tiſchplatte gelb mit rothen, ſich rechtwinkelig durchſchneidenden ſchmalen Streifen; in der Mitte jedes auf dieſe Weiſe entſtehenden Quadrates iſt ein ſchwarzer Punkt.

Der Aegypter liebt Alles hell und bunt; er ſtreicht an und bemalt Alles, was nur eine Farbe annimmt; Vornehme tragen Halskragen und Armbänder von edlen Metallen und koſtbaren Steinen, — der Geringere trägt ſie von doppelt auf einander geleimtem Kattun, welcher dann bunt bemalt wird.

Die Liebhaberei der alten Aegypter an der Malerei war ſo groß, daß ſie alle nur denkbaren Verhältniſſe ihres häuslichen und öffentlichen Lebens bildlich darſtellten, und ſo iſt es uns möglich geworden, noch nach Jahrtauſenden die genaueſte Kenntniß zu haben von dem Thun und Treiben der ehemaligen Bewohner des Nilthales. Nicht daß uns alte Schriftſteller mit ſolcher Ausführlichkeit berichtet hätten, ſondern wir ſehen in den alten Wandgemälden Alles deutlich abgebildet vor uns und bekommen ſo eine weit lebendigere und richtigere Anſchauung, als ſie uns irgend ein Schriftſteller hätte geben können.

Das Leben im Hauſe, von der Mutter, welche den Säugling nährt, bis zur vornehmen Damengeſellſchaft, — Spiele, Luſtbarkeiten und muſikaliſche Unterhandlungen, — Landbau, Jagd und Vogelfang, — alle Arten gewerblicher Beſchäftigungen, Bäcker, Schreiner, Bildhauer ꝛc., in voller Thätigkeit, — Handwerkszeuge, Hausgeräthe, Kleidungsſtücke, Gegenſtände der Toilette, muſikaliſche Inſtrumente, Spielſachen, Krieger aller Art, die verſchiedenartigſten Waffen, Schlachten zu Land und zur See, — Beſtattung und Einbalſamirung der Leichen, — alles Dieſes haben die Bewohner Aegyptens in zahlreichen Wandgemälden der Nachwelt aufbewahrt.

Allein die ägyptiſche Malerei will verſtanden ſein. Wer ſie zum erſten Male ſieht, kann ſich unmöglich des Lachens enthalten; ſie macht den Eindruck des Verſchrobenen, Unbehülflichen, und viele Bilder ſind dem Uneingeweihten gänzlich unverſtändlich. Doch wer die Grundſätze ägyptiſcher Malerkunſt einmal erfaßt hat, dem fällt Nichts mehr auf, und jedes Bild iſt ihm klar.

Vor Allem merke man: Die Aegypter haben in ihrer Malerei durchaus die Darſtellungsweiſe eines Kindes, das nur die allererſten Schritte in der Zeichnungskunſt gethan hat. In der Kunſt der Ausführung brachten es die Künſtler an den Ufern des Nils zu einer außerordentlichen Vollkommenheit, ſie wußten vortreffliche Farben zu bereiten, die nach Tauſenden von Jahren noch friſch und lebhaft ſind; ſie bedeckten die größten Flächen mit einem ausnehmend gleichartigen Tone, ſo daß auch nirgends ein Fleckchen heller oder dunkler iſt; aber ihre Manier bleibt immer, bis in die ſpäteſte Zeit, dieſelbe.

Suchen wir nun die Regeln ägyptiſcher Malerkunſt an einigen dazu paſſenden, meiſt aus den Felſengräbern des alten Theben herrührenden Wandgemälden auf.

Digitized by Google

Die alten Bewohner des Nilthales waren zwar ein philoſophiſches Volk, ein Volk von Denkern, aber nichtsdeſtoweniger heiter und lebensluſtig, munter und geſellig. Sie hielten z. B. ihre Abendkonzerte wie wir; da wurde auf der Flöte geblaſen, Harfe geſpielt, oder auch zu einem Inſtrumente geſungen, welches die größte Aehnlichkeit mit unſerer Guitarre hat. Einzelne ließen ſich allein hören, oder man führte gemeinſchaftlich ein Stück auf, ſo daß drei, vier Harfen, einige Flöten, etliche Tamburins, eine Guitarre, eine Doppelflöte, eine Lyra, ein Siſtrum und ein Paar Klappern zuſammen wirkten. Auch getanzt wurde häufig, doch nicht wie bei uns. Um ſich zu unterhalten, tanzte man nicht ſelbſt, ſondern ſah tanzen. Rings an den Wänden ſaß die geladene Geſellſchaft, roch an ihren Sträußchen und ſah mit Vergnügen zu, wie in der Mitte des Zimmers junge Mädchen, meiſt Dienerinnen und Sklavinnen, tanzten. Der Tanz ſelber hatte keine Aehnlichkeit mit unſeren Rundtänzen, z. B. dem Walzer ꝛc., ſondern mit dem Ballet.

In gleicher Weiſe kam man Abends (denn am Tage blieb man der Hitze wegen gern zu Hauſe) zu geſelliger Unterhaltung zuſammen.

Das zu Anfang dieſes Abſchnittes ſtehende Bild zeigt eine ſolche „Damengeſellſchaft“. Acht vornehme Damen ſitzen auf reich verzierten Lehnſtühlen neben einander. Ihre Kopftücher ſind mit Franzen bedeckt und werden von einem aus Gold und Edelſteinen beſtehenden Diadem gehalten. Ueber den Scheitel zieht eine Spange, welche mit einer Art Federbuſch gekrönt iſt. Beſonders koſtbar ſind die breiten Halskragen aus Perlen, Gold und Juwelen ſowie die Braeelets, die in reicher Zahl Ober- und Unter-Arm ſchmücken. Die Aegypter gingen in der Regel ſehr einfach gekleidet; ſie verſtanden es aber auch (namentlich die Frauen), ſich mit der größten Pracht zu ſchmücken. — Als Kleider tragen ſie lange, faltige Gewänder von Baumwolle, die aber ſo außerordentlich fein ſind, daß ein ſolches Gewand mit Leichtigkeit durch einen Fingerring gezogen werden kann; wie viel leichter denn durch die großen Ohrringe! Dabei iſt der Stoff ſo durchſichtig, daß er (wie das Bild auch zeigt) die einzelnen Körpertheile erkennen läßt. Unter dieſem durchſichtigen, gazeartigen Gewande trugen die Damen noch ein kurzes, undurchſichtiges. — Eine nicht minder reich geſchmückte Dienerin, an welcher namentlich ein koſtbarer Gürtel zu bewundern iſt, reicht den Gäſten Fächer und Erfriſchungen. Hinter ihr ſteht ein runder, einbeiniger Tiſch, unter welchem vier Blumenvaſen ſtehen; — faſt jede Dame hat ihr Sträußchen in der Hand. Auf dem Tiſche finden ſich neben einander Körbchen, Fächer, Schmuckſachen, Bouquets und andere Dinge. Die Damen im alten Aegypten verſtanden ſich auf den Luxus und den Putz wie die heutigen Pariſerinnen.

Hieran ſchließen wir die beiden erſten Regeln der ägyptiſchen Malerkunſt.

1. Es wird nicht auf einen weißen Grund gemalt, weil die weißen Gewänder und dergleichen ſonſt nicht abſtechen würden. Ehe eine Fläche bemalt wird, bekommt ſie einen hellbläulichen, gelblichen, oder grauen Grundton.

2. Es werden nur sieben Hauptfarben verwendet.

Schwarz (Kopfhaar und Bart, — die Schnur, mit welcher der künstliche Bart hinter den Ohren gehalten wird ꝛc.).

Weiß (viele Gewänder, — die Nägel an den Fingern und Zehen, — die Hornhaut ꝛc.).

Blau (Eisen, — Wasser, — Berge ꝛc.).

Gelb (Sand- und Kalkstein, — rohes Holz, — der Löwe ꝛc.).

Grün (das Krokodil ꝛc.).

Zinnoberroth (die Sonnenscheibe ꝛc.).

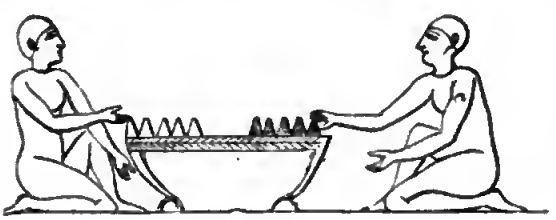
Braunroth (Pferde, Hasen, Antilopen ꝛc., — Baumstämme, — die Iris und die Thränensäckchen in den Augen, — Granit ꝛc.).

Von selbst versteht es sich, daß Dinge, welche in Wirklichkeit eine der sieben angegebenen Farben haben, auch mit dieser gemalt werden; Blätter also grün, die Pupille schwarz, das Gold gelb ꝛc.

Blau, Gelb, Grün und Braunroth kommen hell und dunkel, greller und matter vor. Das Grün des Krokodils ist ein ganz anderes als das einer Palme; es giebt hell- und dunkelgrüne Gewänder u. s. f.

Braun, Grau, Violet und dergleichen Farben kommen in der Regel nicht vor; sie sind den Aegyptern nicht unbekannt, finden sich in späterer Zeit auch hier und da, aber in den Wandgemälden wurden sie nur selten angewendet. Warum das so ist, wird später noch klar werden.

Die Männer liebten besonders das Bretspiel. Sie nahmen weniger Theil an Tanz, Musik und Gespräch, setzten oder knieten sich zu Zwei und Zwei in eine Ecke und spielten da im Bret, wie sich auch heut zu Tage kartenlustige Leute von der übrigen Gesellschaft zurückziehen an ihren Spieltisch.



Bretspiel.

Die Steine waren schwarz und weiß, oder auch schwarz und roth, hatten etwa die Gestalt eines Kegels und waren gewöhnlich aus Holz geschnitzt, bei reichen Leuten aus Elfenbein. Waren die Spieltischchen niedrig, so setzte oder hockte man sich neben sie an den Boden, wie es vorstehendes Bild zeigt; man kniete mit dem einen Beine, setzte sich auf die Ferse und zog das andere Knie gegen die Brust an sich. Vor hohen Tischen saß man auf Stühlen nach unserer Weise. — Das Bretspiel war namentlich auch eine Lieblingsunterhaltung der Könige.

Hier haben wir nun zwei weitere Regeln der Malerkunst beizufügen.

3. Die Fleischfarbe (Hautfarbe) für die ägyptischen Männer ist braunroth, für die Frauen ein mattes, gedämpftes Gelb (also nicht das grelle Gelb, womit z. B. ein Löwe gemalt wird).

Digitized by Google

Wie kam man aber auf diesen sonderbaren Einfall? Sahen denn an den Ufern des Nil die Männer braunroth und die Weiber gelb aus? Nein. Aber da in den ältesten Zeiten Männer und Frauen nicht an der Kleidung zu unterscheiden waren (Beide trugen dieselben Gewänder, und es finden sich in den Wandgemälden unzählige menschliche Figuren, von welchen man, — da alles Unterscheidende verdeckt ist, — durchaus nicht zu sagen vermöchte, ob sie männlich oder weiblich sind, wenn man sie nicht an der Farbe unterscheiden könnte); auch nicht an der Tracht der Haare (diese war eine und dieselbe; in der Regel sind die Haare durch das blaue, oder blau und gelbe Kopftuch ganz verdeckt); auch nicht am Bart (denn die Männer trugen keinen natürlichen und nur ausnahmsweise einen künstlichen); und da auch die Maler vor 5000 Jahren noch nicht verstanden, in der Gesichtsbildung (Physiognomie) das Geschlecht auszudrücken, so blieb Nichts übrig, als einen recht sichtbarlichen, handgreiflichen Unterschied in der Farbe zu machen. Dieser Unterschied mußte ein sehr großer sein, denn der Beschauer eines sechzig Fuß hohen Tempels, oder eines hundert Fuß hohen Pylons mußte doch auch bei den obersten Figuren noch sehen, ob sie Mann oder Frau darstellten. Welche Farben sollte man unter den sieben oben bezeichneten, damals bekannten wählen? Schwarz, Weiß, Blau, Grün, Zinnoberroth waren unbrauchbar; es blieb also gar nichts Anderes übrig, als den sonnverbrannten Mann mit der ihm zunächststehenden Farbe braunroth, die bläßere Frau gelblich zu malen, — wenigstens wußte man sich nicht besser zu helfen.

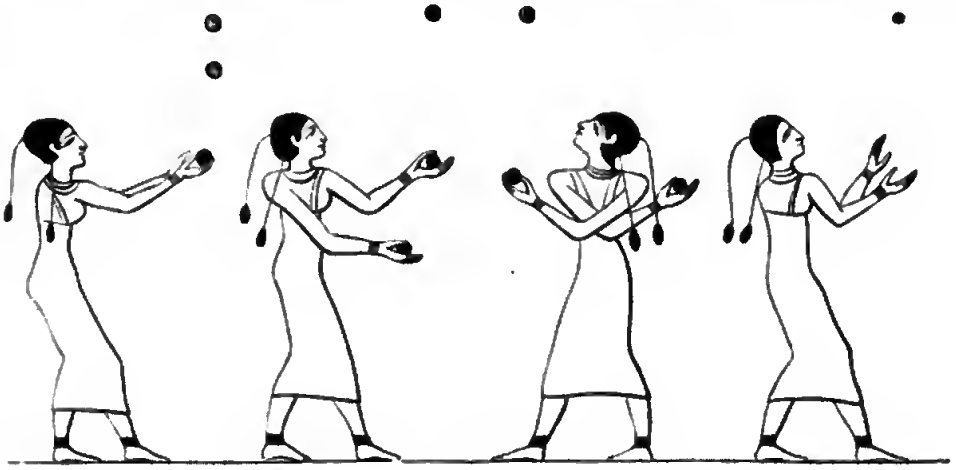
Als sich in späterer Zeit die Zahl der Farben vergrößerte, hätte man allerdings praktischere Fleischfarben anwenden können; allein dadurch wären frühere Bilder unverständlich geworden. Ueber das ganze Land war an Tempeln und Palästen in einer so ungeheueren Masse von bildlichen Darstellungen die Geschichte und Entwickelung von Land und Volk angemalt, daß man, um keinen Wirrwarr zu machen, bei der einmal hergebrachten Weise lieber stehen blieb.

Fremden Völkern gab man eine entsprechende Fleischfarbe; wir sehen Neger schwarz, Perser ähnlich unserer Hautfarbe, Andere etwas gelblicher, oder auch hellbraunroth. Für die Aegypter aber blieb man für alle Zeiten bei dem von den ältesten Gemälden gegebenen Vorbilde. Die Damen auf Seite 123 sind also mattgelb, die Bretspieler Seite 126 braunroth zu malen.

4. Die Perspektive fehlt entweder ganz oder ist in sehr kindlicher Weise behandelt. Vierbeinige Tische, Stühle, Sessel, Bettladen haben in der bildlichen Darstellung alle nur zwei Beine, — gerade wie die Kinder zeichnen. Von einem Hause, einem Tempel, einer Pyramide, einem Obelisken sieht man immer nur eine Seite. Das niedere Tischchen, auf welchem in vorstehendem Bilde die beiden Männer Bret spielen, hat in der Wirklichkeit nicht zwei, sondern vier Beine, aber nur zwei werden gemalt.

Digitized by Google

Von den sonstigen Spielen der Aegypter sind noch folgende zu erwähnen: Das Würfelspiel. Die Würfel waren theils von Knochen, theils von Elfenbein, vollkommen so wie die unserigen, sogar die Anordnung der Augen ist ganz dieselbe. — „Gerade oder Ungerade" war ein sehr beliebtes Spiel. — Auch das bei unseren Kindern häufig vorkommende Spiel, daß sich Zwei auf den Boden einander gegenüber setzen, ein drittes sich in kriechender Stellung so zwischen sie legt, daß es mit dem Gesichte gegen den Boden sieht und nun rathen muß, wie viel Finger ihm über den Rücken gehalten werden, war sehr im Schwunge. Bei uns singen die zwei hockenden Kinder ein Liedchen, trommeln dabei dem dritten auf den Rücken und fragen schließlich: „Wie viel Finger stehen?" Wie die kleinen Aegypter gesungen oder gefragt haben, wissen wir noch nicht, aber abgebildet haben wir das Spiel wiedergefunden.



Ballspielerinnen.

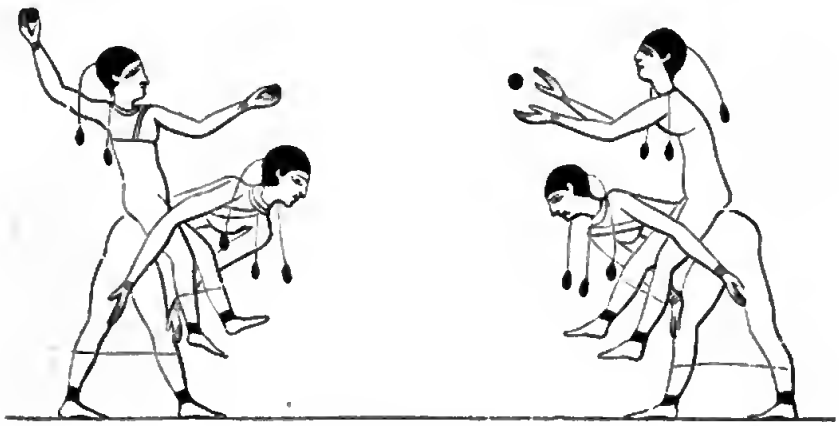
Am Schlusse dieses Kapitels finden sich zwei Mora-Spieler abgebildet. Das Moraspiel besteht in Folgendem: Die beiden Spieler setzen sich einander gegenüber und halten eine geschlossene Hand auf den Rücken. Von dieser öffnen sie eine beliebige Zahl von Fingern, fahren zu gleicher Zeit mit der so halb geöffneten Faust hervor und rufen in demselben Augenblicke die vermuthliche Zahl sämmtlicher ausgestreckten Finger, d. h. es sagt Jeder einige mehr, als er selbst geöffnet hat. — Von Aegypten kam die Mora nach Italien; auch die alten Römer liebten dieses Glücksspiel über die Maßen, und heute noch spielen es die Italiener leidenschaftlich gerne, nur endigt es bei ihnen sehr oft mit Messerstichen; denn nach zehn Minuten oder einer Viertelstunde beschuldigt einer der Spielenden seinen Kameraden des Betrugs, er habe noch nachträglich Finger ausgestreckt oder eingeschlagen; von Vorwürfen kommt es zum Zank, vom Zanke zu Drohungen, und das Ende sind Messerstiche. Die Polizei hat deshalb die Mora verboten; gespielt wird sie aber doch.

Im Freien belustigte man sich hauptsächlich mit Reifspielen und mit Ballwerfen. Namentlich in letzterem Stücke hatten es die ägyptischen

Mädchen sehr weit gebracht. Sie warfen zwei, drei Bälle zugleich, auch mit verschränkten Armen, und machten alle die Kunststücke, welche wir gewohnt sind, von Seiltänzern und dergleichen Künstlern mit Aepfeln oder Messingkugeln ausgeführt zu sehen. Das vorstehende Bild wird dieses noch besser erläutern. Daselbst ist auch das enge, lange Gewand zu sehen, welches Frauen und Mädchen trugen.

Das folgende Bild zeigt noch ein anderes Ballspiel, Reitball. Zwei Mädchen stehen in gebückter Stellung einander gegenüber; zwei andere reiten auf jenen und werfen die Bälle einander zu. Diejenige, welche den ihr zugeworfenen Ball nicht fängt, muß absteigen, nun selbst die Trägerin machen und die aufsitzen lassen, welche ihr bisher als Reitthier gedient hat.

Für Geld ließen sich öffentlich Künstler sehen, welche schwere gymnastische Stücke ausführten, und namentlich Taschenspieler.



Reitballspielerinnen.

Auf den beiden vorstehenden Abbildungen fällt uns sogleich die sonderbare Gestalt der menschlichen Figuren auf. Diese bedarf einer besonderen Erläuterung, und das giebt die fünfte Regel.

5. Menschliche Figuren sind so zu verstehen: der Kopf ist jedes Mal von neben (also im Profil) gezeichnet, das Auge aber von vorn. Genau so würde jedes Kind zeichnen; es vermag nicht, das Gesicht von vorn darzustellen, aber auch nicht, das Auge perspektivisch von neben. Die Brust ist von vorn abgebildet, die Füße sind von neben angesehen; die Hände zeigen immer die ganze Fläche; die Finger sind gleichlang. So erklärt sich das Steife und Eckige in den ägyptischen Figuren ganz einfach; es zeigt uns die Kindheitsstufe der Zeichenkunst. Wird ein Mann dargestellt, welcher sich umdreht, so wird an der Figur gar Nichts verändert, als daß der Kopf nach der andern Seite sieht; die Füße stehen dann z. B. völlig nach links, der Kopf steht völlig nach rechts.

Werden Menschen in lebhafter, heftiger Bewegung dargestellt, so sind die Abbildungen auf Grund des eben Gesagten oft sehr possirlich, wie z. B. bei einem der nachfolgenden Bilder: „Gefangene und gebundene Neger", S 141.

Zuweilen erſcheint die Bruſt übrigens doch ein wenig verkürzt, ſo daß ſie nicht mehr ganz von vorn angeſehen iſt.

Nun darf man aber nicht denken, die ägyptiſchen Maler hätten keine anderen Figuren malen können, als die eckigen, verdrehten, welche wir in den Wandgemälden ſehen. Nein, ſie konnten auch Geſichter von vorn malen, nicht nur im Profil. Bei der Enthüllung von Mumien hat man zuweilen auf der Bruſt eine Tafel mit dem Porträt des Verſtorbenen gefunden. Solcher Porträts finden ſich mehrere in den Sammlungen von London und Paris. Da iſt z. B. das Bild eines jungen Mannes. Es iſt auf eine Tafel von Cedernholz gemalt, zehn Zoll hoch, fünf Zoll breit. Das Geſicht iſt ganz von vorn dargeſtellt; die Schattirung iſt ſehr kräftig, zum Theil in hellen und dunklen Pinſelſtrichen ſo kühn ausgeführt, daß ſie einen ſehr gewandten Maler verräth. Der Hintergrund iſt matt grünlich-grau und nach Bedürfniß auf der einen Seite dunkler, ſo daß der Kopf ſehr gut abſticht. Die Hornhaut der Augen iſt bläulichweiß; ſelbſt der Spiegelglanz auf den Augen, der grell weiße Punkt, fehlt nicht.

Obwol ſich ein ſolches Bild nicht mit den Leiſtungen unſerer Künſtler vergleichen kann, ſo zeigt es doch, daß man vor Jahrtauſenden in Aegypten auch anders, naturgetreuer, richtiger und lebendiger malen konnte, als wir es zu ſehen gewöhnt ſind.

Aber warum kamen ſolche Fortſchritte in der Malerei denn nicht öffentlich zur Anwendung?

Weil der Aegypter überhaupt ein Freund des Bleibenden war, und dazu war er durch die eigenthümlichen Verhältniſſe ſeines Landes gebracht worden. Das Nilthal iſt rechts und links von faſt unzugänglichen, öden und unbewohnten Felsbergen eingeſchloſſen; dahinter liegt nach Oſten das Rothe Meer, nach Weſten die Wüſte. Im Süden iſt es enge, felſig, und läßt beinahe keine Verbindung mit dem Nachbarvolke zu; im Norden ſtößt es an das Mittelmeer. Die Landenge von Suez iſt zum Theil eine faſt undurchdringliche Wüſte. So iſt es ganz natürlich, daß die Bewohner Aegyptens in vorhiſtoriſchen Zeiten lange, lange auf ſich allein beſchränkt waren und mit anderen Völkern ſo ziemlich gar keine Verbindung hatten.

In Folge der Eigenthümlichkeiten ihres Landes — wobei namentlich die regelmäßigen Ueberſchwemmungen eine große Rolle ſpielten, — kamen aber die Aegypter viel ſchneller als andere Völker über die erſten Stufen menſchlicher Kultur, d. i. über das Jäger- und Hirten-Leben, hinweg und widmeten ſich dem Ackerbau, dieſer Grundbedingung feſter Wohnſitze und daraus folgender höherer Kultur. Sie eilten anderen Völkern weit voraus, und als ſie endlich mit dieſen näher bekannt wurden, hatten ſie einen ſolchen Vorſprung vor denſelben, daß ſie nur mit Verachtung auf ſie herabblickten und ſie als rohe, ungebildete Barbaren behandelten. Aegypten war ein Reich in der höchſten Blüte, liebte Künſte und Wiſſenſchaften, hatte den Höhepunkt ſeines Glanzes ſchon erreicht zu einer Zeit, wo Griechenland und Italien noch nicht einmal in der Sage exiſtirten. Als Lykurgos ſeinen Spartanern Geſetze

gab, hatte Aegypten seine schönste, herrlichste Zeit schon tausend, sage tausend Jahre hinter sich. Als man in Rom die ersten, nur mit Stroh gedeckten, armseligen Lehmhütten baute, waren es über zweitausend Jahre, — beinahe dritthalb Tausend Jahre, daß man in Aegypten die ewigen Pyramiden errichtet hatte; Chufu I., der Erbauer der zweitgrößten Pyramide, regierte von 3209—3181 vor Chr. Geburt.

Daher der wohlberechtigte Stolz der Aegypter, ihre Unzugänglichkeit und ihr hartnäckiges Abschließen gegen fremde Bildungs-Elemente, ihr Halten an dem Bestehenden, an dem Hergebrachten.

Als weitere Regel der Förderung des Verständnisses der ägyptischen Malerei knüpfen wir hier noch an:

6. Alle Figuren haben einen scharf gezeichneten Contour, der nicht übermalt wird. Dieser Contour ist immer schwarz, mit Ausnahme, wenn er eine weiße Fläche von einer weißen, eine gelbe von einer gelben, oder eine weiße von einer gelben trennt; dann ist er roth oder rothbraun. Der Contour bei einer männlichen Figur ist also schwarz, bei einer weiblichen roth. Der Grundton der bemalten Fläche gilt dabei immer für weiß. Die Nägel an den Figuren haben also bei einer Frau überall einen rothen Contour, bei einem Manne jedoch einen rothen nur gegen außen, einen schwarzen aber gegen den braunrothen Finger hin.

Diese Regel ist mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt beobachtet worden. Bei dem weiter unten folgenden Bilde „Palmenweiher“ (S. 142) ist z. B. der Contour des mattgelben Weges roth; aber die fünf Stellen, wo das Gelbe an das grüne Gras stößt, sind schwarz. Die äußere Grenzlinie der gelben Umfassungssteine ist roth, die innere schwarz; denn jene ist zwischen Gelb und Weiß, diese zwischen Gelb und Blau.

Bei minder sorgfältiger Arbeit wird an kleinen, unbedeutenden Dingen der Contour weggelassen. Wird der „Palmenweiher“ nicht sehr groß gemalt, so läßt man bei den braunrothen Steinchen, welche auf dem Wege liegen, und bei den einzelnen Blättchen der großen gefiederten Palmblätter den Contour weg.

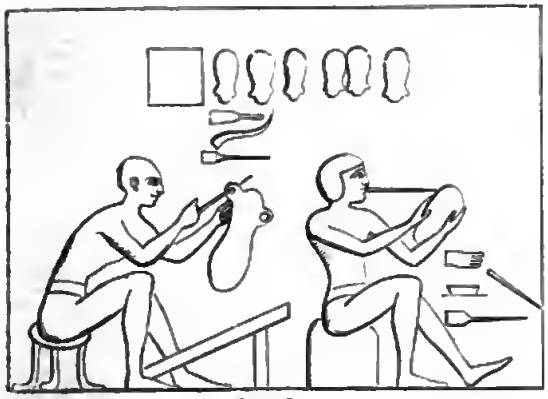
Für Den, welcher die vorstehenden Bilder ausmalen will, sei Folgendes noch bemerkt:

Die Halskragen der Ballspielerinnen sind blau, gelb, roth, Arm- und Beinringe schwarz eingefaßt und blau und grün quergestreift, — die Lederbälle sind gelb oder roth, oder hell- und dunkelblau, — die eng anliegenden, bis unter die Arme reichenden Frauenröcke haben Kattunmuster, z. B. Grund dunkelblau, roth quadrirt, in der Mitte jedes Quadrates ein runder schwarzer Fleck, um diesen kleine weiße Punkte; die Rockträger sind gelb und roth eingefaßt, — Kopfbedeckung mit den Quasten schwarz.

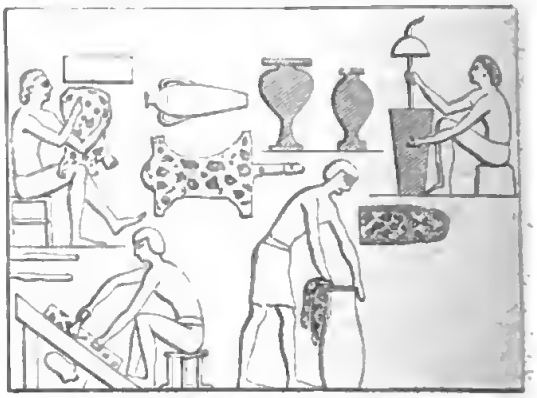
Bei den Mora-Spielern ist das kurze Gewand von den Lenden bis zum Knie gelb zu malen.

Auch das geſchäftliche Leben der alten Aegypter führen uns ihre Wandgemälde auf das Lebendigſte vor.

Der Bäcker knetete ſeinen Teig mit den Füßen, ähnlich wie man im Süden, z. B. ſchon im Württembergiſchen, die Trauben keltert, indem man ſie mit den Füßen tritt. Die Brote waren flach, gewöhnlich von runder, oder länglich-runder Geſtalt, oft mit einem erhöheten Rande, wie zuweilen bei unſeren flachen Kuchen. Feines Gebäck hatte die Geſtalt von Dreiecken, Sternen ꝛc., auch von Blumen, Fiſchen, Kühen, Schafen ꝛc., wie wir Aehnliches bei unſeren Zuckerbäckern finden. Die Brote wurden auf langen Brettern oder auch in niedrigen Körben auf dem Kopfe zu den Kunden getragen.



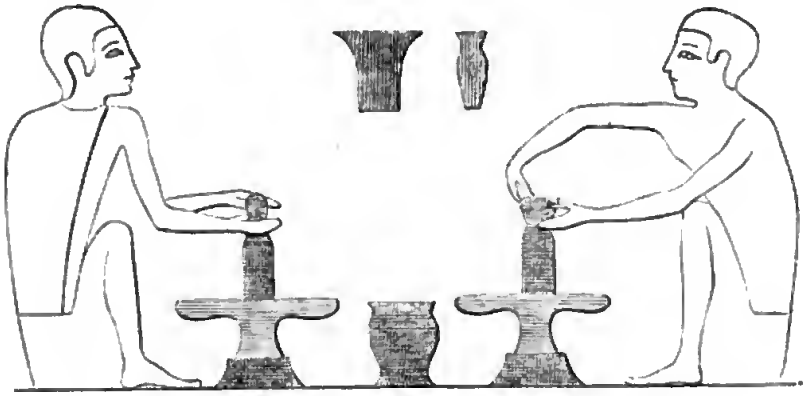
Schuſter.



Kürſchner-Werkſtätte. (Vergl. S. 136.)

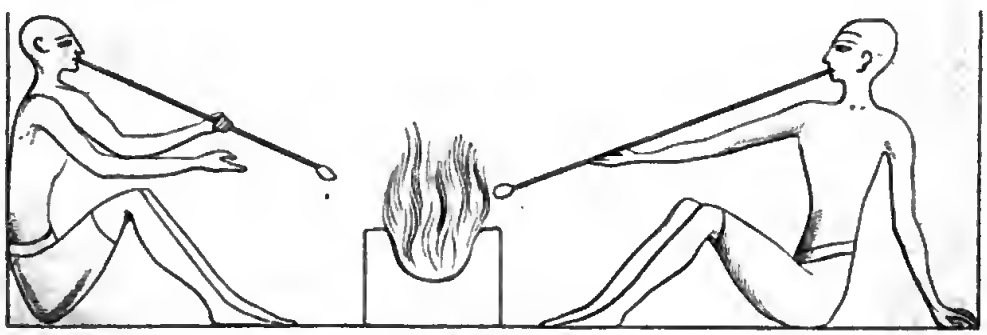
Der Schuſter, d. h. der Verfertiger der ledernen Sandalen, ſaß auf einem niedrigen, dreibeinigen Stuhle und arbeitete mit Ahle, Nadel und Hammer, gerade wie man heutigen Tages unſere Schuhmacher ſieht. Es iſt ſogar auf den Wandgemälden zu ſehen, wie der Arbeiter das Geſicht verzieht, weil die Nadel, mit welcher er den ledernen Riemen annäht, nicht durchgehen will. Auf vorſtehendem Bilde ſehen wir links einen Arbeiter, welcher ſoeben beſchäftigt iſt, Löcher in die zugeſchnittenen Sandalen zu bohren; rechts ſitzt ein anderer, welcher die Form der zugeſchnittenen Sohle prüfend betrachtet. Die Ahle hat er nicht auf den Boden gelegt, um ſich nachher nicht bücken zu müſſen; er hält ſie einſtweilen mit den Zähnen.

Wir ſehen ferner, wie (mit der Spindel) geſponnen, wie gewebt, gewalkt und gefärbt wird, wie aus Flachs und dünnen Lederſtreifen Seile und Stricke gemacht werden, und dergleichen. Ueber das Färben erzählt uns Plinius, die Aegypter hätten eine merkwürdige Weiſe gehabt, die Zeuge bunt zu machen. Sie hätten nämlich die bunten Muſter nicht mit Farbe auf den Stoff gemalt, ſondern das Muſter nur mit verſchiedenen farbloſen Flüſſigkeiten aufgezeichnet, dann ſei das ganze Stück Zeug in einem Keſſel mit Farbeſtoff gekocht worden und — bunt gemuſtert herausgekommen. Der eine in dem Keſſel enthaltene Farbeſtoff habe auf dem Zeuge verſchiedene Farben dargeſtellt, je nachdem dieſes vorher ſo oder ſo getränkt worden. — Das wäre alſo eine chemiſche Färberei geweſen.



Töpfer, an der Scheibe arbeitend.

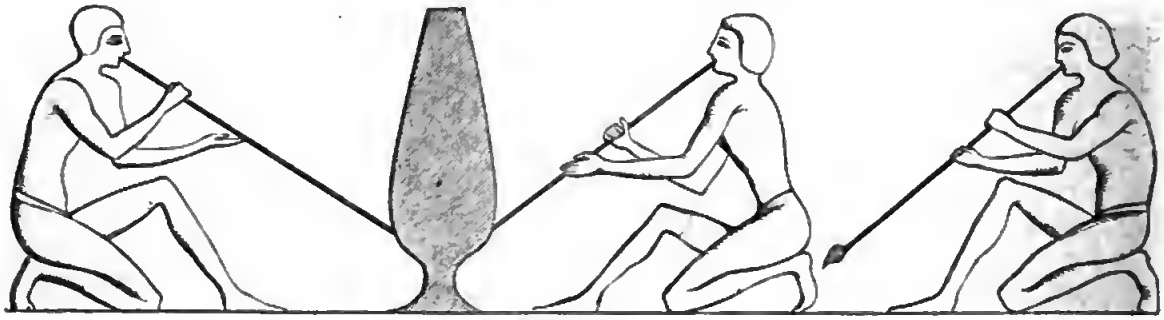
Die alten Aegypter waren in vielen Dingen erſtaunlich weit vorgerückt, und Mancher würde nicht glauben, was von ihrer Kunſt und Geſchicklichkeit geſagt wird, wenn die tauſendjährigen Wandgemälde nicht als unumſtößlicher Beweis vor unſeren Augen ſtänden. Wir wiſſen, daß die Töpfer, Porzellanarbeiter und Glasarbeiter außerordentlich geſchickt waren; man arbeitete mit der Drehſcheibe, glaſirte und bemalte die Gefäße und brannte ſie in einem Ofen, wie wir es thun. Man machte ſehr große Porzellanvaſen, die in bunten Farben mit Blumen, Thieren und menſchlichen Figuren geziert waren. Sehr intereſſant iſt, auf vorſtehendem Bilde zu ſehen, wie der Arbeiter ſeinem Topfe die gehörige Geſtalt giebt. Der rechts ſitzende z. B. drückt mit der linken Hand leicht an den weichen, ſich drehenden Thon und bringt dadurch die Einſchnürung, den Hals des Gefäßes hervor; mit der rechten Hand ſchweift er den Topf am Rande nach außen, indem er den Daumen innen, die andern vier Finger außen ſchief anlegt. Die Arbeit iſt ganz genau dieſelbe, wie wir ſie heute noch bei den Töpfern ſehen.



Glasbläſer.

Von Glas verfertigte man nicht nur Gefäße, ſondern auch falſche Edelſteine; man hatte ſogar Statuetten, welche von gefärbtem Glaſe gemacht waren, dem Nichtkenner aber aus koſtbarem Steine verfertigt zu ſein ſchienen. — Für die Glasbereitung von hohem Werthe war das Natron, welches in reichlicher Maſſe aus den (Seite 32 beſchriebenen) Natron-Seen gewonnen ward.

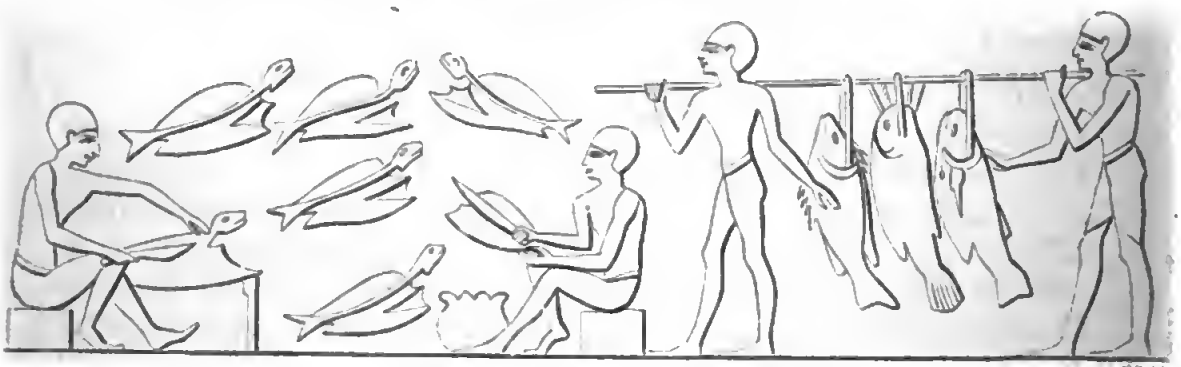
Die größten Glasmanufakturen waren in Theben, ſpäter auch in Alexandria. Noch heute zeigen uns die Wandgemälde den ganzen Hergang des Geſchäftes. Da ſehen wir, wie ein Arbeiter das lange Blasrohr in die geſchmolzene Maſſe taucht, wie es ein anderer an den Mund ſetzt und unten das Gefäß anbläſt, — wie bei uns. Und das war doch lange, lange vor dem Anfange unſerer Zeitrechnung!



Glasbläſer.

Das Glas, Anfangs nur zu Schmuckgegenſtänden verwendet, war theils farblos, theils gefärbt: weiß, gelb, roth, braun, ſchwarz, oft grün, am häufigſten blau; auch wurde es geſchliffen und vergoldet. Glasperlen finden ſich, rund und länglich, in allen Größen und Farben.

Es wäre ermüdend, alle Gewerbe in dieſer Weiſe durchzugehen; darum ſei nur noch erwähnt, daß uns die Wandgemälde gar Manches zeigen, woran wir ohne ſie wahrſcheinlich überhaupt gar nicht gedacht hätten. Wir ſehen z. B., daß die Schreiner koſtbareres Holz in dünnen Tafeln auf geringeres Holz aufleimten, alſo ihre Möbel ganz in unſerer Weiſe fournirten. Wir ſehen bei dem Goldſchmiede Blaſebälge, welche getreten werden und durch eine lange Röhrenleitung den Wind dem Schmelzofen zuführen ꝛc.



Fiſcher.

Aus allen dieſen Umſtänden entnehmen wir die hohe Stufe der ägyptiſchen Kultur in grauеſter Vorzeit.

Nun zu einem neuen Bilde!

Die Fiſche, deren der Nil eine überreiche Menge und zwar in mehr als zwanzig verſchiedenen Arten lieferte, fing man theils vom Ufer, theils von

Kähnen aus. Man gebrauchte hierzu große, aus Bindfaden geflochtene Zugnetze, oder auch Angeln. An letzteren ließ man oft die Ruthe weg, hielt das eine Ende der Schnur in der Hand und warf das andere, an welchem Haken und Köder befestigt waren, in das Wasser. Sehr große Fische pflegte man mit zweizinkigen oder gabelförmigen Speeren zu erlegen. Die geschickte Handhabung dieser Waffe galt sogar als eine ritterliche Kunstfertigkeit des vornehmen Mannes, der im alten Aegypten (wie heute in England) das Fischen und Angeln als angenehmen Zeitvertreib würdigte. Bei dem großen Verzehr von Fischen, die eine Hauptnahrung der alten Aegypter bildeten, ward natürlich der Fischfang von vielen gemeinen Leuten als Broterwerb getrieben, und wer die Kosten für die Anschaffung von Netzwerk nicht erschwingen konnte, mußte sich mit der Angelruthe behelfen. In diesem Sinne unterscheidet schon der Prophet Jesaias (Kapitel 19) zwischen den Fischern, so Angeln auf das Wasser werfen und denen, welche Netze auswerfen, wobei er auch der Netzstricker und Garnwirker erwähnt. — Die gefangenen Fische wurden sogleich mittels eines langen Messers aufgeschnitten und ausgeweidet; sodann trocknete man sie entweder an der Sonne, oder sie wurden eingesalzen. Eine beträchtliche Anzahl von Fischen wurde zu religiösen Zwecken, zunächst zur Fütterung der heiligen Thiere, Katzen, Krokodile, Ibisse u. s. w. verbraucht; an einem gewissen Tage des Jahres war auch Jeder, nach einem religiösen Brauch, gehalten, vor der Thür seines Hauses einen gebackenen Fisch zu verzehren.

Auf vorstehender Abbildung werden gefangene Fische, welchen Stricke durch die Kiemen gezogen sind, an einer Stange hängend herbeigebracht. Zwei Männer sitzen bereits da und sind beschäftigt, die Fische aufzuschneiden und auszunehmen. Wer die ägyptische Malerei nicht versteht, sollte meinen, zwischen den beiden sitzenden Männern flögen fünf sonderbare Geschöpfe in der Luft umher; das sind aber schon *aufgeschnittene Fische, welche am Boden liegen.*

Das führt uns zur folgenden Regel für die ägyptische Malerkunst.

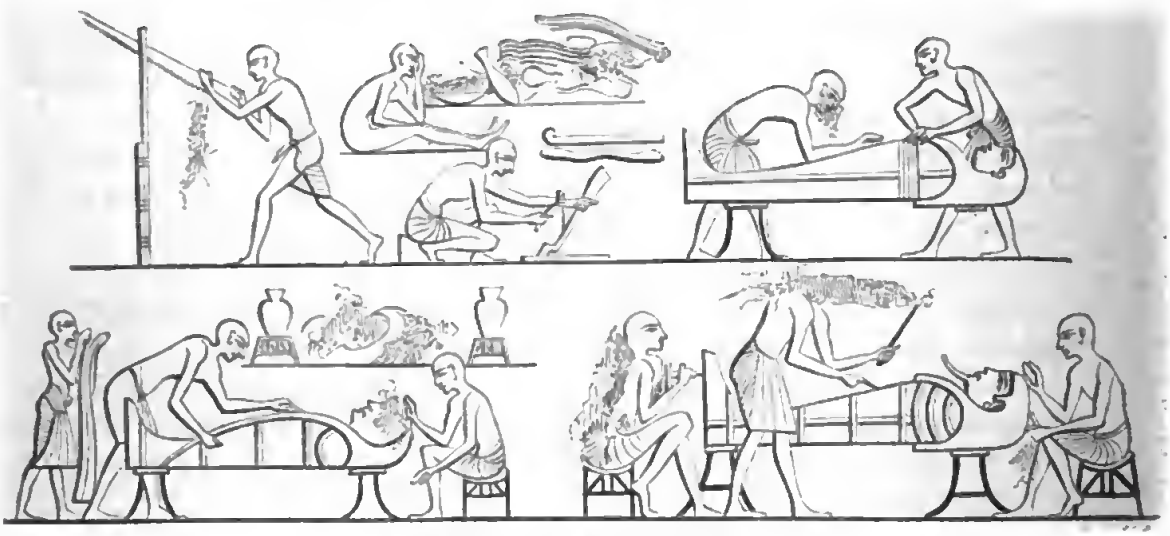
7. Von einander *entfernte* Dinge, solche, welche *hintereinander* sich befinden, werden, wenn sie wichtig genug sind, *übereinander* gezeichnet.

Stellte bei uns ein Maler z. B. die Werkstätte eines Küfers dar, so würde er einen Lehrling, welcher *für ihn unsichtbar* hinter einem Fasse fäße und Reifen schnitzte, auch nicht auf sein Bild bringen. In Aegypten ist das anders; der Beschauer muß wissen, daß da hinten noch Jemand sitzt, und was der thut. Die *übereinander* gemalten Fische auf unserem Bilde liegen also *hintereinander* am Boden.

Noch deutlicher sehen wir diese Art der Darstellung auf dem folgenden Bilde. Es ist abgezeichnet aus einem Grabe bei den Trümmern des alten Theben und zeigt elf Personen, die beschäftigt sind, Mumiensärge anzufertigen.

Zwar ist hier und da schon eine Einzelnheit zerstört, — dem einen Arbeiter fehlt der Kopf, Geräthschaften oder Materialien, welche zwischen den zwei

Vaſen liegen, ſind gar nicht mehr zu erkennen, — das Bild iſt ganz flach erhaben in die Sandſteinwand des Felſengrabes gemeißelt und von ſorgloſen Reiſenden oder gleichgiltigen Arabern zerſtoßen worden, — allein es iſt doch immer noch ſehr intereſſant, zeigt uns die verſchiedenen Arbeiten bei der Sargfabrikation und giebt ein treffliches Beiſpiel zum Verſtändniß der Perſpektive in der ägyptiſchen Malerei. — Die Sargfabrikanten hatten ein ſehr einträgliches und wichtiges Geſchäft, da man in Aegypten mit den Särgen einen großen Luxus trieb. In der Werkſtätte eines vielbeſchäftigten Meiſters ſah man die verſchiedenſten Hantierungen; da wurde geſägt, geſchnitzt, geleimt, angeſtrichen, gemalt ꝛc. Auf nachfolgendem Bilde ſehen wir im Vordergrunde rechts einen Sarg, an welchem drei Männer beſchäftigt ſind; der Eine polirt am Kopfe, der Andere bohrt oder ſchneidet Figuren in das Fußbret, der Dritte ſcheint Verzierungen auf der Bruſt anzubringen.



Werkſtätte eines Sargfabrikanten.

Links neben dieſem iſt ein anderer Sarg, mit welchem zwei Arbeiter in ähnlicher Weiſe zu thun haben; ein Dritter bringt ſchon fertige Leiſten zum Aufheften herbei. Hinter dieſer Gruppe ſtehen auf verzierten Unterſätzen zwei Vaſen, wie man deren vier in jeden großen Sarg that, um die Eingeweide des Verſtorbenen darin zu verſchließen. Wieder hinter dieſen Vaſen ſteht ein Mann, welcher ein Bret durchſägt; ein Anderer hockt auf einem niedrigen Stühlchen am Boden und bearbeitet einzelne Beſtandtheile der hölzernen Särge, wie auch ſchon einige vollendete neben ihm liegen. Noch weiter nach hinten ſitzt einer der Arbeiter auf dem platten Boden, den Ellenbogen auf das Knie geſtützt, den Kopf in die Hand gelegt; er hat ſich, wie es ſcheint, zu ſehr angeſtrengt, ruht nun aus und erholt ſich.

Er iſt unbekleidet, denn im heißen Aegypten kommt es oft vor, daß Diejenigen, welche ſehr anſtrengende Arbeit haben, ſich die Erleichterung verſchaffen, die Kleider ganz und gar abzulegen.

Zur Linken dieses sitzenden Mannes steht das Leimpfännchen, liegen verschiedene Leisten ꝛc.

Die Figuren links stehen in fünf verschiedenen Entfernungen von dem Beschauer; der Maler stellt sie in fünf Stufen *übereinander* dar. Diese Art der Darstellung ist uns zwar sehr auffallend, dem Aegypter war sie aber leicht verständlich, und Derartiges finden wir überall in den ersten Versuchen der Zeichenkunst. Auch unsere *altdeutschen* Gemälde behandeln die Perspektive in ähnlicher Weise.

Nach dem Gesagten kann die Abbildung der Kürschner-Werkstätte (vergl. S. 132) nicht mehr unverständlich sein. Pelze dienten den Aegyptern zum Schmucke und wurden namentlich von den Oberpriestern bei Ausübung ihres Amtes getragen, wie das z. B. Seite 63 bei dem Todtengerichte zu sehen ist.

Hingegen werden

8. *dicht hinter oder neben einander stehende gleichartige Dinge nicht über einander* gestellt. Man zeichnet die vorderste Figur ganz aus und zieht dann links (oder rechts) mit der linken (oder rechten) Seite gleichlaufende Linien, wie das an einer später folgenden Abbildung „*Aegyptische Bogenschützen*“ (Seite 203) zu sehen ist. Hier stehen neun Mann neben einander, und an der Perspektive ist eigentlich wenig auszusetzen; die Figuren verlieren nur alles Leben dadurch, daß sie zu gleichmäßig sind.

Auf diese Weise werden stets militärische Aufzüge und dergleichen dargestellt. Wir finden sie auch auf der Abbildung Seite 81: „*Transport eines Kolosses.*“

9. Das richtige *Größenverhältniß* der einzelnen Figuren wird *gar nicht*, oder *fast* gar nicht beachtet, wenn der Beschauende das ungefähre Verhältniß von selbst weiß.

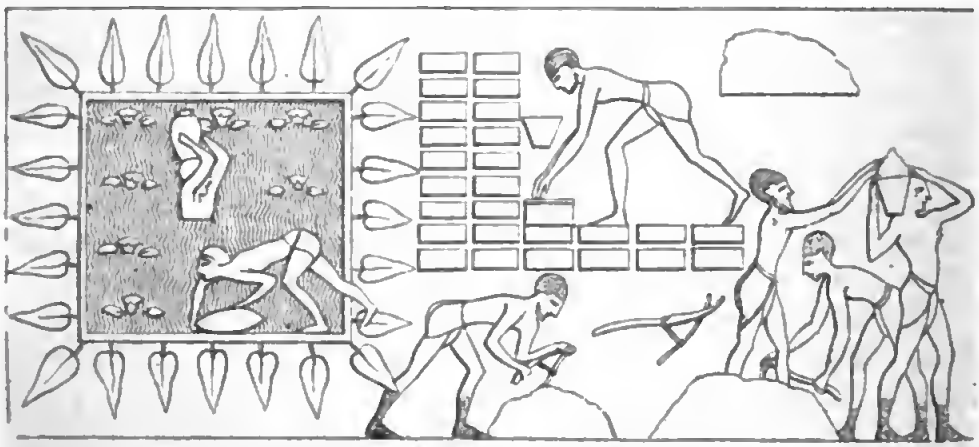
So sehen wir z. B. ein Haus, dessen Thüre halb so groß ist als das ganze Gebäude; dabei steht ein Mann, weit höher als die Thüre, fast so hoch als das Haus. Ja, es kommt vor, daß die Menschen höher sind als die Häuser. Das thut aber Nichts; das Bild verstand doch Jedermann und verstand es vollkommen richtig.

Eine ausgezeichnete, hervorragende Person, also z. B. der König, wird größer gemalt als die übrigen Menschen. Auf den Bildern, welche den *Sohn der Sonne* bei einem feierlichen Aufzuge darstellen, ist der König doppelt, ja dreifach so groß wie seine Begleiter. Natürlich ist nun auch der Wagen größer, in welchem er steht, und sind es die Pferde, welche diesen Wagen ziehen. Diese letzteren sind so hoch, daß die königlichen Fächerträger mit ihren langen Fächern bequem unter dem Bauch der Thiere durchgehen können.

Man vergleiche im obigen Bilde „*Fischer*“ die Größe der aufgeschnittenen Fische mit der der unaufgeschnittenen und mit der der Fischer selbst.

Wie über die gewerbliche Thätigkeit, ſo geben uns auch über öffentliche Arbeiten die Wandgemälde die ſicherſte und gründlichſte Aufklärung. Die Darſtellungen ſind ausführlich und in den Einzelnheiten genau; für uns beſteht nur die einzige Schwierigkeit: ſie zu verſtehen. Darum ſollen hier noch einige Abbildungen ſpeziell erläutert werden.

Nachſtehendes Gemälde iſt aus dem Grabe eines königlichen Baudirektors (aus Theben) genommen. In dieſem Grabe finden wir alle die Arbeiten dargeſtellt, welche unter der Aufſicht und Leitung des Verſtorbenen ausgeführt wurden — Paläſte werden erbaut, Obelisken aufgerichtet, Sphinxe behauen u. ſ. w., unter Anderem auch durch Kriegsgefangene Ziegel verfertigt. Links liegt ein viereckiger, mit einem Grasrande eingefaßter Weiher, in welchem Waſſerpflanzen ſtehen. Schattige Bäume umgeben ihn von allen Seiten.



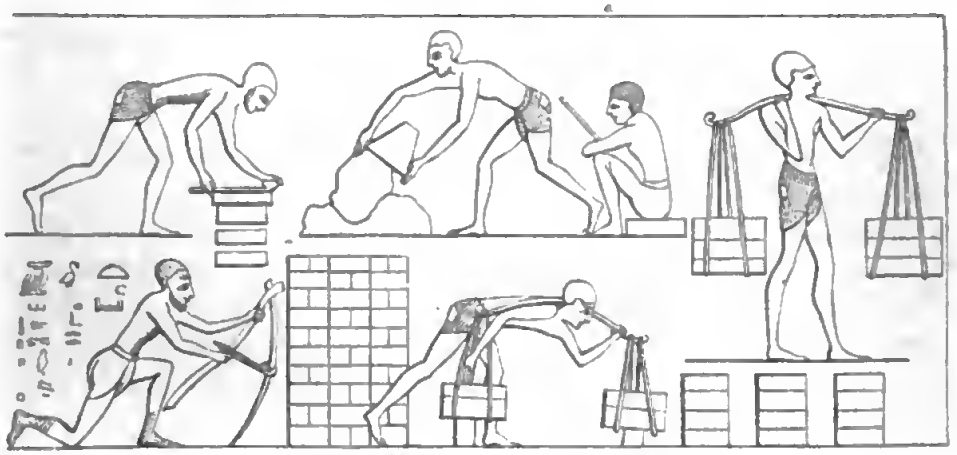
Ziegelſtreichende Kriegsgefangene. Erſte Hälfte.

Hier wird das Waſſer geholt, um die Lehmerde aufzuweichen; ein Arbeiter bückt ſich und ſchöpft mit einem Kruge, ein anderer iſt ſogar in den Weiher geſtiegen und kommt ſo eben, mit einem gefüllten Kruge auf der Schulter, wieder heraus. Rechts davon wird im Vordergrunde der Lehm geknetet und bearbeitet. Iſt er weich genug, ſo wird er in große Gefäße gebracht und (auf der Schulter) den Arbeitern hingetragen, welche mit der Form die Ziegel daraus machen. Dieſe werden ſodann in Reihen neben einander auf den Boden gelegt und an der Luft getrocknet, wie das im Hintergrunde, rechts von dem Weiher, zu ſehen iſt. Dabei liegt auch noch ein Haufen zum Ausſtechen der Ziegel fertig bereiteten Thones. — Weiter ſehen wir im Vordergrunde des Bildes ſchon vollſtändig trockene, auf einander geſetzte Steine, dahinter einen Mann, welcher ſeinen Kübel mit weichem Lehme ausſchüttet. Hier ſitzt auch ein ägyptiſcher Aufſeher mit dem Stocke in der Hand. Endlich ſehen wir noch zwei Arbeiter beſchäftigt, die getrockneten Steine fortzutragen.

Wir haben hier vier verſchiedene Nationen. Der Gefangene, welcher zunächſt am Weiher den Thon mit einer Hacke bearbeitet; der andere, welcher ſeinem Leidensgefährten hilft, den Kübel auf die Schulter zu heben, und endlich der dritte, welcher ganz im Vordergrunde an den aufgeſchichteten Ziegeln

kniet, ſind unverkennbar Hebräer. Sie ſind beſtimmt zu erkennen an ihrer Geſichtsbildung, tragen einen ſchwarzen Backenbart und ſind auf der Bruſt ſtark behaart. Alles dieſes iſt natürlich auf dem großen Original-Gemälde viel deutlicher zu erkennen als auf einer kleinen Nachbildung. Die Hautfarbe iſt graugelb.

Die Gefangenen, welche Waſſer holen, der, welcher an dem Weiher Ziegel zum Trocknen auflegt, und derjenige, welcher den Kübel mit Thon trägt, ſind mattgelblich gemalt. Alle dieſe Sieben haben weiße Schürzen; die Uebrigen haben gelbe Lendentücher und eine blaßrothbraune Hautfarbe. Sehr beſtimmt unter allen Perſonen auf dem ganzen Bilde tritt hervor der braunrothe ägyptiſche Aufſeher mit ſeinem weißen Lendentuche und braun-rothen Stock.



Ziegelſtreichende Kriegsgefangene. Zweite Hälfte.

Zu weiterem Verſtändniſſe ſei auch hier noch das Bild Seite 81: „Transport eines Koloſſes", erläutert und zugleich bei jeder Figur die Farbe angegeben, welche ſie im Original-Gemälde hat.

Der Grundton iſt mattgelb. Der weiße Koloß mit ſeinem blauen Kopftuche und ſchwarzen Barte iſt auf eine braunrothe, ſchlittenähnliche Schleife geſtellt. Auf dieſe iſt er mit (braunen) Seilen an einem (ſchwarzen) eiſernen Ring befeſtigt. Die Seile ſind mit braunrothen Hölzchen zuſammengedreht und ſo angeſpannt. Zur Schonung der Bildſäule ſind vorn, hinten und oben am Arm (ſchwarz und weiße und braunroth und weiße) Stückchen Pelz untergelegt. Von der Schleife gehen nebeneinander vier (braune) Seile aus, welche durch vier Doppelreihen von Arbeitern gezogen werden.

Auf den Knieen des Koloſſes ſteht der Oberaufſeher, welcher den Transport leitet, Alles überblickt und mit den Händen den Takt angiebt, damit die Mannſchaft in gleichem Schritte marſchirt. Ein Unteraufſeher ſchlägt mit zwei (rothbraunen) Hölzern aufeinander, um den Takt weithin hörbar zu machen. Vorn auf der Schleife ſteht ein Burſche, welcher aus einem (gelben) Kruge auf den für dieſen Transport beſonders hergerichteten Boden Waſſer gießt. An jedem der vier Stricke ziehen einundvierzig Männer, deren vorderſter

das Ende des Taues über die Schultern genommen hat. Die vier Reihen sind nebeneinander; die sonderbaren Ecken, welche die Seile machen, sind nur Folge der obigen Regel unter 7. Der den Takt schlagende Bursche steht natürlich auch auf ebener Erde. Zur Rechten des Kolosses, also ganz im Vordergrunde, gehen drei Männer, welche je zwei Gefäße mit vorräthigem Wasser tragen. (Stricke und Querhölzer sind braun.) Diesem folgen drei andere mit einem eingekerbten Balken. (Es ist das keine Säge, — Farbe hell-braunroth.)

Das Original dieses Bildes findet sich in einer Grotte zwischen Beni-Hassan und Scheik-Abadeh. Dort sieht man noch fünfzehn weitere Personen dem Kolosse folgen; sie tragen zum Theil Stöcke und sind also zur Aufsicht und Nachhülfe da. Auch sechzig Sänger, von welchen jeder in der einen Hand einen Palmenzweig, in der andern ein Bananenblatt hält, sieht man noch bei dem Aufzuge.

Auch das Kriegsleben des Volkes stellen uns die Wandgemälde ausführlich dar. Die Truppen marschiren auf, der König besteigt seinen Wagen, das Heer zieht aus. Man schlägt ein Lager auf; hier ist des Königs Zelt, da stehen die Wagen, dort die Pferde, Alles in größter Ordnung und militärischer Pünktlichkeit. Der Feind naht, die Schlacht beginnt, der König ist überall, wo der Kampf am gefährlichsten ist; mitten im Getümmel steht er auf seinem Wagen, schießt seine Pfeile ab und schlägt die Feinde mit dem Tem zu Boden. Nach der Schlacht werden die Verwundeten weggetragen, die Gefangenen gebunden fortgeführt. Auch Festungen werden gestürmt, Leitern an die Mauern und Thürme gelegt, die Angreifenden werden herabgestürzt, Pfeile fliegen hinüber und herüber ꝛc. Wir sehen auch eine Seeschlacht und wie dabei die feindlichen Krieger in das Wasser gestürzt werden.

Nach Beendigung des Krieges werden die Gefangenen in die Bergwerke oder zu den Steinbrüchen abgeführt; die Unterworfenen bringen dem siegreichen Sohne der Sonne den bestimmten Tribut und noch vielerlei kostbare Geschenke; ein Schreiber macht das Verzeichniß aller dieser Schätze und der Sieger hält seinen Triumphzug.

Alles Das sehen wir oft und vielfach abgebildet. Nachfolgende Gruppe gehört zur Darstellung der Heldenthaten des Königs Rhamses III. und ist aus dem großen Felsentempel bei Abu Simbel abgezeichnet. Sie stellt den Transport gefangener und aneinander gebundener Neger dar und ist uns ein sehr interessantes Beispiel zu einer weiteren Regel der ägyptischen Malerei.

10. Schattirung giebt es bei den Wandgemälden nicht. Kommen aber auf einem Bilde Dinge vor, welche dieselbe Farbe haben und sich theilweise decken, so wird (weil der bloße Contour nicht hinreichend wäre, dem ferner stehenden Beschauer das Bild deutlich und klar zu machen) der eine Gegenstand dunkel, der andere hell gemalt.'

Auf nachfolgendem Bilde könnte man unmöglich die einzelnen Figuren von einander unterſcheiden, — eine feine weiße Zwiſchenlinie verſchwindet ja in der Entfernung, — wenn nicht abwechſelnd der eine Neger tief ſchwarz, der andere nur dunkelgrau wäre. Ebenſo ſind die Pantherfelle theils grell, theils mattgelb.

Bei der oben ſchon angeführten Reihe Bogenſchützen (ſiehe Abbildung S. 203) ſind der erſte, dritte, fünfte, ſiebente und neunte dunkel, der zweite, vierte, ſechſte und achte hell rothbraun. Auf dem Bilde Seite 81: „Transport eines Koloſſes", iſt von den zwei und zwei gehenden Männern immer der eine hell, der andere dunkel.

Gruppen gefangener und gebundener Neger.

Dabei iſt nicht beſtimmt, ob der nähere oder entferntere Gegenſtand hell oder dunkel iſt; das iſt manchmal ſo, manchmal anders und hängt ganz von der Willkür des Malers ab; natürlich richtet er ſich dabei auch nach den übrigen auf ſeinem Bilde dargeſtellten Dingen.

Aber alles Das muß man wiſſen, um die ägyptiſche Malerei zu verſtehen. — Wenn man einen hellen und einen dunklen Mann neben einander abgemalt ſieht, darf man nicht glauben, auch hier verſchiedene Menſchenraſſen und Völkerſchaften zu ſehen, ſondern nichts Anderes, als die einfache Beobachtung einer Regel der ägyptiſchen Malerkunſt.

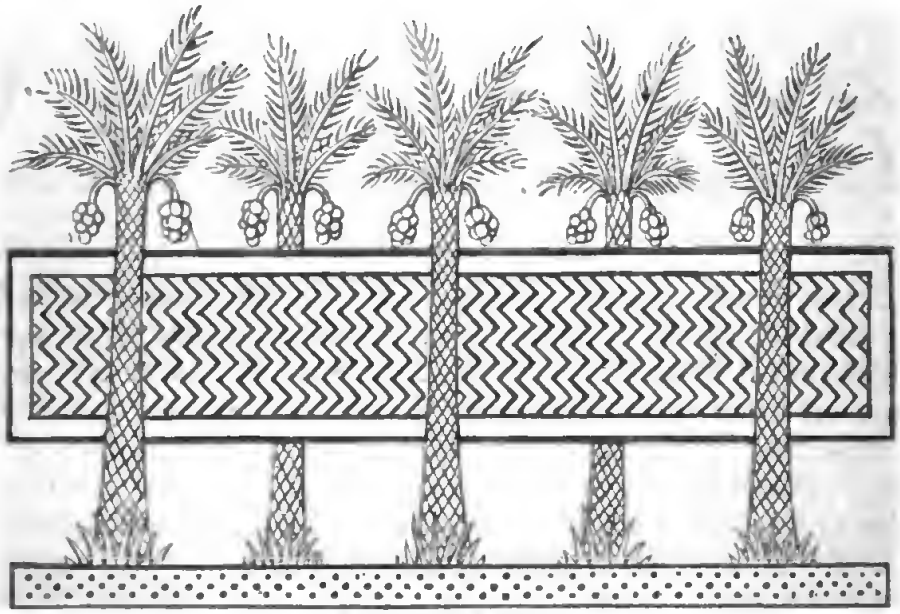
11. Alles wird nach ſeiner Hauptanſicht gezeichnet, — ein Tiſch von der Seite, der auf ihm liegende Halskragen von oben; — ein an der Rückſeite eines länglich-runden Teiches ſtehender Mann ſieht aus wie Einer, der auf einem blauen Sacke ſteht. Bei der ägyptiſchen Malerei kommt es hauptſächlich darauf an, ein ganz beſtimmtes, deutliches Bild der darzuſtellenden Dinge zu geben; darum verſucht der Maler, ſie alle ſo darzuſtellen, wie ſie einzeln ſind, während wir ſie malen, wie ſie ſich in ihrer Zuſammenſtellung ausnehmen.

Der Boden — Wieſe, Weiher, Weg ꝛc. — wird alſo von oben angeſehen und dargeſtellt; was ſich vom Boden erhebt, das Aufrechte alſo, von neben.

Vollſtändig deutlich wird dies bei Betrachtung des Bildes „Weiher mit Palmen“ werden.

Der Künſtler malt den Weiher, ein längliches, rechtwinkeliges Viereck, fünfmal ſo lang als breit; eingefaßt mit gelbem Sandſtein. Das Waſſer wird hellblau; die regelmäßigen Zackenlinien, welche die Wellen bedeuten, werden dunkelblau. — Nun ſtehen aber dieſſeit des Weihers drei und jenſeit deſſelben zwei Palmbäume. Alſo werden vor dem Weiher drei und hinter ihn zwei Palmen gemalt. Da ſie ungefähr gleich hoch ſind, werden ſie auch gleich hoch dargeſtellt. Sie ſtehen auf gelbem Sandboden; in dem Sandboden liegen viele Steinchen; unten an den Stämmen wächſt Gras. Alles iſt genau da.

Wir lächeln freilich über dieſe Malkunſt und fragen wol: „Iſt hier ein Stück blaues Zeug von Baum zu Baum geſpannt?“ Aber der Remen-Kemi, dem dieſe Darſtellungsweiſe geläufig iſt, ſieht ſogleich einen Weiher zwiſchen Palmen.



Weiher mit Palmen.

Und das blieb immer ſo? Die Aegypter ſind gar nicht fortgeſchritten in ihrer Kunſt?

Doch! Wir können ſehr gut verſchiedene Perioden unterſcheiden. In der älteſten Zeit erſcheinen Bauten, Bildhauerarbeiten, Malerei, Alles höchſt einfach. Später werden die Bauten verziert; bei den Statuen- und Reliefbildern bemerken wir ein kräftiges Hervortreten der Muskeln; die Arbeiten der Maler ſind ſorgfältiger und ausführlicher. Der höchſten Stufe der bildenden Kunſt erfreute ſich das Land zur Zeit der achtzehnten Dynaſtie, alſo etwa 1600 vor Chr. Geb. Die großartigſten, herrlichſten, impoſanteſten Werke der Baukunſt, der Skulptur und der Malerei ſtammen aus dieſer Periode.

Zur Zeit des Königs Psametik (also 650 vor Chr. Geb.) wissen die Künstler ihren Werken viel Grazie in der Form zu geben; die Einzelnheiten sind sehr ausgeführt, zeigen eine hohe Vollendung der Technik; aber das Großartige, das Erhabene fehlt. Unter den Ptolemäern beginnt die Vermischung des Griechischen mit dem Aegyptischen; die Einheit des Styls geht verloren. Unter den Römern endlich sinkt die ägyptische bildende Kunst auf ihre letzte, tiefste Stufe herab.

Wer diese verschiedenen Kunst-Epochen deutlich anschauen will, bedarf dazu nur eines Besuches der ägyptischen Sammlungen im Louvre in Paris, oder im britischen Museum in London, oder in Berlin. Da betrachte man z. B. im Berliner Museum dem Eingange gegenüber die Kolossal-Statue links. (Von der rechts ist nur der Sitz und das rechte Bein echt, das Uebrige ist restaurirt.) Das ist der große Rhamses! Welche Würde! Welche Majestät in der Haltung, im Gesichte, in dieser erhabenen Ruhe! Das ist ein Werk aus der schönsten, besten Zeit.

Nun gehe man aus dem Vorhofe des Museums hinein in den sogenannten „historischen Saal". Dem vierten Fenster gegenüber liegt ein Sphinx aus der Zeit der Perserherrschaft. Er ist so über alle Maßen geschmacklos, daß man nicht glauben würde, seine Heimat sei auch an den Ufern des Nil, wenn die Inschrift des Fußgestells nicht alle Zweifel darüber höbe.

Aber trotz aller Verschiedenheiten in der Ausführung zeigt die ägyptische bildende Kunst doch einen bleibenden Grundcharakter, der nie verändert wird. Am auffallendsten ist das bei der Malerei, und ganz natürlich ist die Frage: „Wie kommt es, daß die Aegypter, — ein Volk, das Jahrtausende lang gemalt und so viel gemalt hat, — sich nie von der alten, ungeschickten Form zu einer freieren, schöneren erheben konnte?"

Das hängt mit dem ganzen Entwickelungsgange ägyptischer Bildung zusammen. Es ist oben schon gezeigt worden, wie und warum die alten Bewohner des Nilthals allen anderen Völkern um das Mittelmeer in der Bildung weit voraneilten, und daß ganz naturgemäß daraus ein wohlberechtigter Stolz entstand, der aber hier und da so weit ging, überhaupt Nichts von auswärts aufnehmen zu wollen. Dazu kam noch, daß auch im Lande selbst nicht leicht durch irgend einen genialen Kopf eine neue Bahn gebrochen werden konnte; denn der Sohn mußte das Geschäft seines Vaters treiben, und selbst die Tochter durfte nur wieder in dasselbe Geschäft heirathen.

Diese Einrichtung stimmt freilich nicht mit unseren Begriffen von persönlicher Freiheit überein; allein so thöricht, wie sie uns auf den ersten Blick vielleicht erscheint, war sie denn doch nicht. Der Krieger erzog seine Söhne von Jugend auf nur zu Kriegern; sie wurden geübt im Laufen, Springen, Schießen, Lanzenwerfen, Fechten, Ringen; sie wurden abgehärtet, und da sie es gar nicht anders wußten, da ihnen der Gedanke gar nicht kam, daß sie eigentlich auch ein anderes Geschäft treiben könnten, so bildeten sie sich selbst bereitwillig für ihren künftigen Beruf aus und gaben jedenfalls einmal tüch-

tigere Soldaten, als wenn wir heute unsere junge Mannschaft einziehen, von welcher ein Theil durch Studien blödsichtig, ein anderer durch Stubenluft und Gebücktsitzen schmächtig und schwächlich, ein dritter ungeschickt und unbeholfen, ein vierter verweichlicht ist 2c.

Wir würden uns gegen ein Gesetz, welches uns zu dem Berufe des Vaters zwingen wollte, mit aller Kraft stemmen; in Kemi war die Sitte zum Gesetz geworden, und Sitte ist es auch bei uns, daß meist der älteste Sohn den Beruf des Vaters ergreift. Auf dem Lande fragt in der Regel Niemand darnach, was für Anlagen und Fähigkeiten der Sohn hat; es versteht sich von selbst, daß er Bauer wird, wenn der Vater ein Bauer ist; und daß der Sohn des Wirthes dereinst die Wirthschaft des Vaters übernimmt, das versteht sich auch von selbst.

So verstand es sich bei den Aegyptern auch von selbst, daß die Knaben eines Malers wieder Maler wurden. Von Kindesbeinen an lernten sie mit Farben umgehen und zeichnen, — natürlich in der Manier des Vaters. Sie hatten Uebung vollauf, kein Kunstgriff und kein Kunstgeheimniß wurde ihnen vorenthalten, — es waren ja die eigenen Kinder des Lehrmeisters; daher brachten sie es zu einer großen Vollendung in der Technik, aber der Geist der Arbeit blieb immer derselbe; den hatten sie gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen.

Bewohner des Nordlandes.

In einem Königsgrabe des Thales Biban el Moluk findet sich in gemalten Reliefbildern dargestellt, wie die Vertreter verschiedener, wahrscheinlich unterworfener Völker dem Könige von Aegypten vorgeführt werden. Hierneben ist eine Probe dieser höchst merkwürdigen Darstellung, welche schon von Gelehrten aller Nationen kopirt und studirt worden ist. Die Zahl der abgebildeten Repräsentanten der Völkerschaften beträgt sechzehn; der hierneben verkleinert wiedergegebene ist der zweitletzte. Er hat röthlichblondes Haar, Bart und Haarlocke von gleicher Farbe. Die Federn auf dem Kopfe sind rosenroth, der auf der linken Schulter mit einer Schleife gehaltene Mantel ist hellblau mit dunkelblauen und rothen Verzierungen, die Arme und Beine sind tätowirt, die Iris in den Augen ist hellblau, die Hautfarbe ist die der Kaukasier, also was wir gewöhnlich Fleischfarbe nennen. Die Unterschrift heißt: Bewohner von Ta Mah, d. i. Nordland.

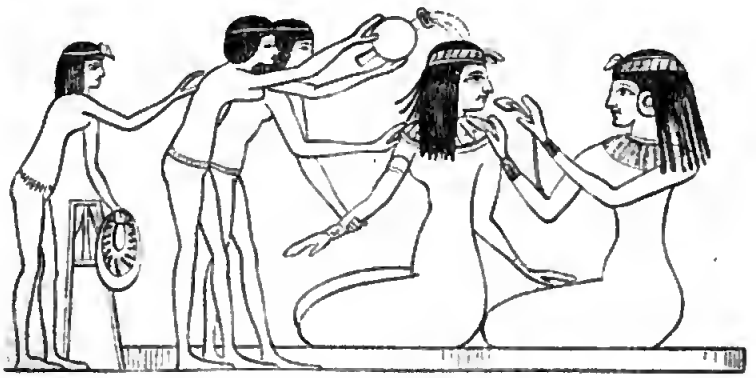
In dem (auf Seite 122 besprochenen und in seinem Grundrisse wiedergegebenen) Grabe des großen Rhamses III. findet sich unter Anderem auch dargestellt, wie dieser König mit der goldenen Weihrauchschale vor dem Bilde seines Gottes räuchert und aus einer kleinen Flasche den Opfertrank gießt.

Der König trägt einen breiten, prachtvollen, vielfarbigen Halskragen, einen gleichen Gürtel mit vorn herabhängender Schärpe in Gold und bunten Farben, ein durchſichtiges Gewand und darüber einen ebenfalls durchſichtigen weiten, faltigen Mantel, dazu vergoldete Sandalen. Die Falten der weißen Kleider ſind durch rothe Linien angedeutet.

Rhamſes III., opfernd.

Bei dem folgenden Bilde ſehen wir die Toilette einer ägyptiſchen Dame. Eine Dienerin gießt ihr Oel auf das noch ungeordnete Haar, eine andere zieht ihr den ſchönen Kragen zurecht, eine dritte bringt einen anderen Kragen zum Anprobiren herbei, und eine vierte hält der gnädigen Frau eine wohlduftende Blume unter die Naſe. — Ueberall dieſelbe Manier, fortlaufend durch Jahrtauſende. Und konnten denn die ägyptiſchen Künſtler gar nicht anders malen? — Doch! Aber bei der Malerei hatte das Feſthalten an der alten Manier noch einen ganz beſonderen Grund.

Alle öffentlichen Gebäude waren mit bildlichen Darſtellungen bedeckt, und man konnte von einer einmal bekannten, allgemein verſtandenen Form nicht abweichen, ohne Verwirrung und Irrthum zu veranlaſſen.



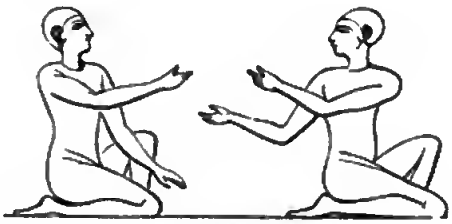
Toilette einer ägyptiſchen Dame.

Wir haben Aehnliches in unſeren Wappen. Der Frankfurter Adler verdankt ſeine Form einer Zeit, da man ihn noch nicht beſſer zeichnen konnte; er hat dieſe Allen verſtändliche Form aber behalten. Meißelte nun heute ein Steinmetz einen wirklichen Adler, d. h. das naturgetreue Bild eines

Adlers, über eine Hausthüre, ſo würden die Leute ſtehen bleiben und fragen: „Was ſoll wol der Falke bedeuten?“ — „Das iſt ja ein Rabe“, würden Andere ſagen. — „Nein es iſt ein Geier! Was der Bauherr nur damit ausdrücken wollte?“ Und käme dieſer nun und ſagte lachend: „O, ihr Thoren! Das iſt ja euer Adler!“ — dann würde man allgemein den Kopf ſchütteln und ſagen: „So ſieht der Frankfurter Adler nicht aus. Ja, das iſt wol ein Adler, aber man macht ihn nicht ſo. Wie ſollte man ein Wappen verſtehen, wenn es Jeder nach ſeiner Laune machen wollte?“

Das führt uns ſchließlich noch auf den innigen Zuſammenhang der Malerei mit den Hieroglyphen, der Bilderſchrift Aegyptens, bei der natürlich keine Figur auch nur im Geringſten verändert werden durfte, weil ſonſt der Leſer ihre Bedeutung nicht erkannt haben würde. In dem folgenden Kapitel über die Hieroglyphen ſehen wir z. B., daß ein blauer Halbkreis einen Berg vorſtellte, ganz entſprechend den Leiſtungen eines Volkes, das mit ſeiner Kunſt noch auf der erſten Stufe der Kindheit ſteht. Hätte nun in ſpäterer Zeit ein Maler einen Berg dargeſtellt, wie er wirklich ausſieht, ſo hätte alle Welt rathlos vor dem unverſtandenen Bilde, vor dem unbekannten Buchſtaben geſtanden. „So macht man nicht Felſen, nicht Waſſer, nicht Land, — was iſt es denn?“ Und hätte nun der Maler erklärt, daß das Bild ja ganz deutlich einen Berg darſtelle, daß ein Berg genau ſo ausſehe, — dann würde man ihm erſtaunt geantwortet haben: „So macht man aber keinen Berg.“

Schreitende Beine, aufgehobene Arme, eine reichende Hand, eine Löwenpfote, fließendes Waſſer, Ruderarme ꝛc. alles das waren Dinge, welche jedes Mal genau gleichmäßig dargeſtellt werden mußten, wenn man ſie erkennen ſollte. Und ſo hielt die ganze Malerei an der einmal hergebrachten, allgemein verſtändlichen Manier feſt.



Mora-Spieler.

Papyrus.

Die Hieroglyphen.

Was Hieroglyphen sind. — Lese- und Schreib-Regeln. — Schwierigkeit der Entzifferung. — Papyrus. — Hieratische Schrift. — Demotische Schrift. — Doppelsprachige Inschriften.

Die Schrift der alten Aegypter bestand aus Bildern wirklicher Gegenstände: Berg, Haus, Hase, Arm ꝛc. Es war also sehr leicht, Wörter wie Sonne, Baum, Löwe, Kopf und dergleichen zu schreiben und zu lesen; ganz anders war es aber mit Wörtern wie: der, roth, ich, schlafen, auf, und, vier, sehr u. s. f. Hier mußte man sich in anderer Weise helfen.

Die Regeln für das Schreiben und Lesen dieser ägyptischen Bilderschrift, von uns Hieroglyphen-Schrift genannt, sind nun folgende:

1. Man kann die Hieroglyphen von links nach rechts, von rechts nach links und von oben nach unten schreiben. Beim Lesen fängt man da an, wohin die Köpfe oder Vorderseiten der Figuren sehen. Bei der Gruppe *a* (Name des Gottes Seb) liest man von rechts, weil Gans und Fuß dahin sehen. Bei *b* (Name des Gottes Eah) wird von links gelesen, weil der Arm dahin deutet. Die Gruppe *c* (Name des Königs Psametik) wird von oben nach unten gelesen. Der erste Buchstabe ist das Quadrat, der letzte unten der Henkelkorb.

2. Jedes Hieroglyphenbild kann alle die Wörter bezeichnen, welche dieselben Konsonanten enthalten, als sein Name.

Obelisk, Maein, bedeutet also nicht blos einen Obelisken, sondern auch den Gott Amun, weil dieses Wort dieselben Konsonanten **m n** enthält.

Berg, Tou, bedeutet auch to = voll.

Buchrolle, Zoome, bedeutet auch zom = mächtig.

Henkelkorb, Kot, bedeutet auch Kat = Klugheit.

Mund, Hro, bedeutet auch haro = zu, ehrai = gegen, here = ruhen.

Ob man nun Henkelkorb, oder Klugheit, ob man Mund, oder zu, oder gegen, oder ruhen lesen soll, das muß der Zusammenhang sagen. Für den Aegypter hatte das auch nicht die geringste Schwierigkeit; wie wir, wenn uns z. B. die Gruppe „Dr Mud schnt" vorkäme, das erste Wort gewiß nicht dar, auch nicht dir, das letzte sicherlich nicht schneiet und nicht schonet lesen würden; sondern Jeder, dem die deutsche Sprache und Schrift geläufig ist, wird ohne Besinnen lesen: „Der Mond scheint."

3. Viele Wörter werden so geschrieben, daß man jeden Laut durch ein besonderes Zeichen ausdrückt. Es bedeutet dann jedes Hieroglyphenbild den Anfangsbuchstaben seines Namens.

Fuß, Pat, bedeutet P.

Arm, Amahe, bedeutet A.

Hase, Uose, bedeutet U.

Schlange, Set, bedeutet S.

Hand, Tot, bedeutet T.

heißt sot, d. i. **reden.**

(Riegel und **Quadrant)** S K heißt Suki, d. i. Krokodil.

4. In der Regel werden die Vokale nicht mitgeschrieben; dies geschieht nur, wo ein Mißverständniß möglich wäre. Vor Allem ist es also nöthig bei Eigennamen, wenn diese nicht so häufig vorkommen, daß man sie mit Sicherheit aus den Konsonanten allein lesen kann; wie z. B. Isi, Pascht u. s. w.

Die Zahl der Hieroglyphen beträgt über 600; davon sind etwa 20 A, 17 D, 18 S, 15 K ꝛc. Man darf aber diese verschiedenen Zeichen für denselben Laut nicht nach Belieben anwenden; es giebt im Aegyptischen eine

feste Orthographie, wie im Deutschen. Und so wie ich z. B. nicht Fahter schreiben darf, sondern Vater (obwol beide Formen ganz gleich lauten), so kann ich Suki (Krokodil) nicht Schlange (Set = S), Henkelkorb (Kot = K), sondern muß es Riegel, Quadrant schreiben.

Nur einige wenige Fälle giebt es, in denen zwei Schreibarten zulässig sind, wie wir ja auch Eidechse und Eidere schreiben.

„Wie kann ich aber wissen", wird man fragen, „ob ich nach Nr. 2 sämmtliche Konsonanten, oder nach Nr. 3 nur den Anfangsbuchstaben nehmen soll? Wann muß ich den Berg für Berg, oder voll, und wann für T lesen?"

Antwort: Dafür giebt es gar keine, Alles umfassende, jeden Fall bestimmt entscheidende Regel; hier hilft nur die Uebung. Die Gruppe: Hase, Strich, Leier heißt uon = U, Strich (Wasser) = N, von zwei Zeichen nur die dritten sämmtliche Konsonanten = nofre (allgütig) — Hase Leier = Nfr; es werden also Anfangsbuchstaben, von dem gelesen.

Das scheint nun allerdings unendlich schwer zu sein, und in der That ist es für Jemanden, der die ägyptische Sprache nicht kann, absolut unmöglich, Aegyptisches zu lesen. Das Französische kann man lesen, ohne zu verstehen, was man liest; bei dem Aegyptischen ist dieses gar nicht denkbar. Dem Eingeborenen jedoch, dem Rem-en-Kemi, machte das Lesen seiner Schrift durchaus keine Schwierigkeit. Bei den Tempeln und Palästen waren alle Wände mit Bildern und Inschriften bedeckt, desgleichen Wände und Decke der Gräber; alle Seiten der Obelisken von oben bis unten trugen Inschriften; auf den Särgen, an den Fußgestellen der Bildsäulen ꝛc., überall sah man Hieroglyphen; überall, wohin man blickte, war Stoff zum Lesen, und wie von alten Schriftstellern versichert wird, ist im ganzen Volke Niemand gewesen, der nicht lesen und schreiben konnte; auch der gemeine Mann las, was an den öffentlichen Denkmälern stand, und es war durchweg Gebrauch, Namen und Geschäft des Einwohners über die Hausthüre zu schreiben.

5. Erleichtert wurde das Lesen dadurch, daß man hinter jeden

Mannsnamen das Bild eines Mannes .

Frauennamen das Bild einer Frau . .

Kindesnamen das Bild eines Kindes . . d. h. eine menschliche Figur, welche den Finger in den Mund steckt (denn im alten Aegypten haben die Kinder eben so gut am Finger gelutscht, als heut zu Tage bei uns),

ferner hinter jedem

Pflanzennamen das Bild einer Pflanze . .

Sternnamen das Bild eines Sternes . . .

Städtenamen das Bild eines Stadtplanes . u. s. w. setzte.

Diese Zeichen waren natürlich auch ganze Wörter und wurden mit gelesen, wie wir ja auch sagen: der Herr M., die Frau N., der Vogel Strauß, die Stadt Jerusalem u. s. f.

heißt also (von links gelesen) G—R—M—N—K—S und ist, wie die folgende Figur zeigt, ein Mannesname, nämlich Germanikus, wird also gelesen: Der Mann Germanikus.

Königsnamen werden in einen Ring eingeschlossen, welcher zu lesen ist „Ran", d. h. Rameus, oder genannt.

heißt (von oben gelesen) Efte Ra, Ran Meues (M—R—S), d. i. der Sohn der Sonne, Namens Menes.

6. Die Mehrzahl bezeichnet man durch drei Striche hinter dem betreffenden Bilde. heißt also Schlangen.

In Vorstehendem sind die Hauptregeln für das Lesen und Schreiben der Hieroglyphen enthalten; im einzelnen Falle kommen natürlich noch besondere Schwierigkeiten hinzu. So werden z. B. oft die Buchstaben B und P, P und F, D und T, R und L ꝛc. mit einander verwechselt. Für Erp (Wein) wurde in einigen Provinzen Elp gesprochen, für Ra (Sonne) La u. s. f.; geschrieben wurde aber das Wort überall gleich. Aehnlich wie etwa der Kölner die Worte „ist" und „gegen" ganz anders ausspricht als der Schwabe.

Nicht minder erschwert wird das Lesen dadurch, daß viele der einzelnen Dinge verschiedene Namen hatten, wie auch wir für dasselbe Ding Gaul, Pferd, Roß sagen, und daß man nun wissen muß, welchen Namen man gerade nehmen muß. Die Gans z. B. hieß Opt und auch Sarin, konnte also bedeuten: , , und .

Da das Zeichnen der Hieroglyphen viele Zeit kostete, führten die Priester zu ihrem Gebrauche nach und nach bestimmte Abkürzungen ein, welche dieselbe Bedeutung hatten wie die Hieroglyphen, aber nur den Gelehrten verständlich waren, auch im gewöhnlichen Leben und öffentlich nie gebraucht wurden.

Wir nennen diese Schrift die hieratische oder Priesterschrift.

Ungefähr um das Jahr 600 vor Chr. Geb. wurde die Schrift dadurch vereinfacht, daß die Priester systematisch Abkürzungen der Hieroglyphenbilder bearbeiteten und dabei zugleich die Zahl der einzelnen Bilder auf einen Theil der bisherigen beschränkten, indem sie alle entbehrlichen strichen.

Diese Schrift nennen wir demotische oder Volksschrift. Sie besteht aus ungefähr 150 Silbenzeichen und 200 Lautzeichen (Buchstaben) und wurde die Geschäftsschrift, die Schrift des täglichen Verkehres. In ihr sind von jener Zeit an alle Verträge, Briefe, Gerichtsverhandlungen, Kaufkontrakte u. s. w. geschrieben. Die Hieroglyphen blieben aber auch noch fernerhin die Schrift der Denkmäler; sie wurden auch in späteren Zeiten noch auf Tempel, Obelisken, Bildsäulen, in die Gräber und auf die Särge geschrieben.

Das Verhältniß der drei Schriftarten ist deutlich erkennbar an folgenden Beispielen:

Hieroglyphen.	Hieratisch.	Demotisch.	Bedeutung.
			P
			R
			O
			M

Das Hieratische ist der Uebergang von den Hieroglyphen zum Demotischen.

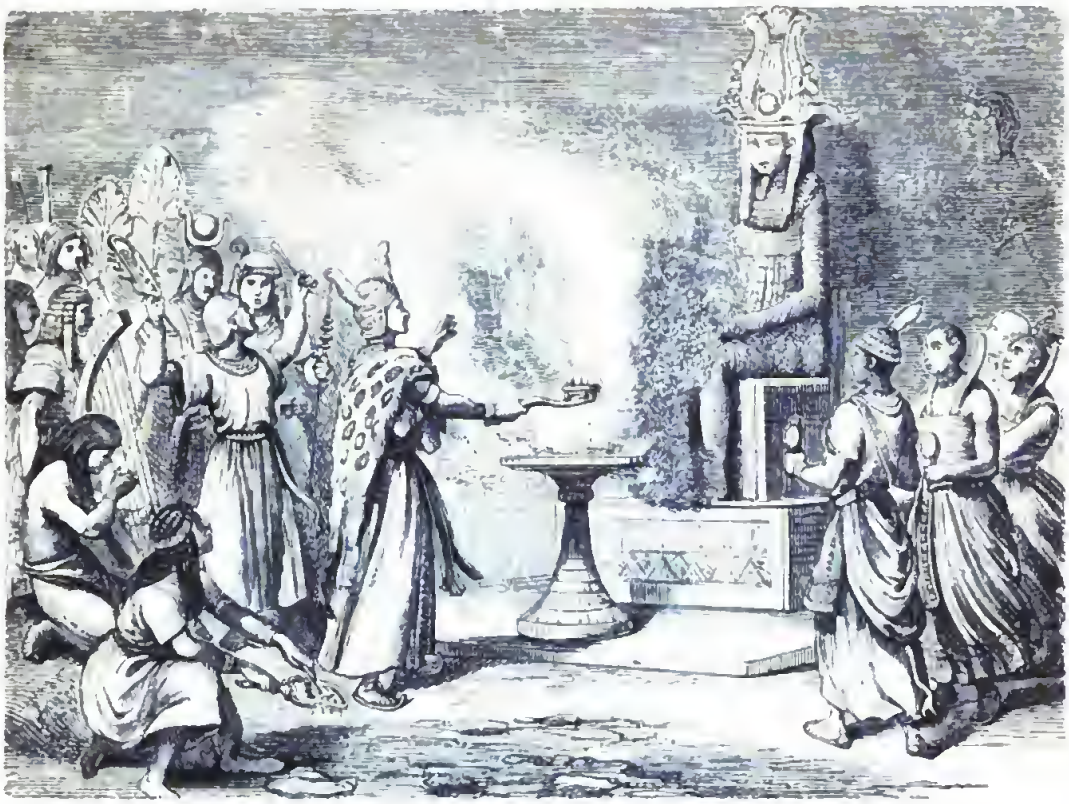
Die Hieroglyphen wurden in Stein gemeißelt, mit Farben an die Wände, auf Kisten, Särge und dergleichen gemalt, gewöhnlich mit Tinte, die aus Schilfkohle bereitet wurde, mittels eines zugespitzten Schilfröhrchens auf Leinwand und Papyrus geschrieben.

Der Papyrusschilf wuchs in Unterägypten an sumpfigen Ufern des Nils, an Kanälen und Seen. Er hat einen dreieckigen, kahlen Stengel, der über 15 Fuß hoch wird, und eine armsdicke, quer liegende Wurzel, die ehemals gegessen wurde, weil sie einen süßen Saft enthält. Man schnitt den Stengel durch und löste die Haut zwischen Mark und Rinde in langen Streifen ab. Diese Streifen wurden, mit Nilwasser benetzt, so auf große Tische aufgelegt, daß sie mit den Rändern einander bedeckten. Durch den in ihnen enthaltenen

Zuckersaft klebten sie aneinander fest. Die so entstandenen sehr großen Bogen wurden, so lange sie noch feucht waren, gepreßt und dann an der Sonne getrocknet. — Sollte das Papier stärker werden, so legte man über die erste Lage der Streifen noch eine zweite, diese dann aber quer. Der einzelne Streifen ist etwa $2^1/_2$ Zoll breit.

Im Jahre 1799 fanden die Franzosen bei Raschid in Unterägypten einen Stein mit einer dreifachen Inschrift; oben in Hieroglyphen, darunter in demotischer Schrift, unten griechisch. In der Nähe von Raschid stehen noch Trümmer der alten Königsstadt Saïs, und es ist wahrscheinlich, daß der Stein in einen Tempel dieser Stadt gehört hat. Der griechische Text, welchen man ja vollständig lesen und verstehen kann, sagt, daß der König Ptolemäos V. dem Lande große Wohlthaten erwiesen, unter Anderem die Steuern vermindert, rückständige Steuern ganz erlassen und bei seinem Regierungsantritte eine allgemeine Amnestie gewährt habe; daß die Priester darauf beschlossen hätten, ihm zu Ehren in jedem Tempel seine Bildsäule aufzustellen und ihm alljährlich ein besonderes Fest zu feiern; und endlich, daß in jedem Tempel ein Stein aufgestellt werden solle, auf welchem dieser Beschluß in Hieroglyphen, in demotischer Schrift und in griechischer eingegraben sei. Jetzt hatte man also eine Hieroglyphen-Inschrift mit griechischer Uebersetzung, und jetzt konnte man mit Erfolg an die Entzifferung der bis dahin räthselhaften Bilder gehen. Mit dem größten Fleiße und mit dem größten Erfolge haben nun die Gelehrten aller Nationen sechzig Jahre lang auf diesem Grunde weiter gebaut, und wenn es auch noch nicht gelungen ist, jede Gruppe sicher zu erklären, und wenn sich auch die Zahl der Bildergruppen durch neue Entdeckungen fortwährend vermehrt, so weist doch jedes Jahr einen reichen Schatz neuer, fest bestimmter Wörter auf.

Am 15. April 1866 hatte Professor Dr. Lepsius, dieser unermüdliche und treffliche Berliner Aegyptolog, bei einer Forschungsreise nach der Landenge von Suez das Glück, einen noch vollkommen gut erhaltenen Stein aufzufinden, der ebenfalls ein Dekret in Hieroglyphenschrift nebst griechischer Uebersetzung enthält. Es ist weit größer als das von Raschid, — der griechische Text füllt allein 76 Zeilen —, und nun ein kostbarer, unbezahlbarer Prüfstein, ob Das, was wir bis jetzt erforscht und gefunden zu haben glauben, auch richtig ist. Dieser Fund giebt der Hieroglyphen-Entzifferung eine neue, feste Grundlage.



Opfernde Priester.

Die Götter Aegyptens.

1.
Die Götter selbst.

Die Neteru. — Die Viereinigkeit. — Innenweltliche Gottheiten. — Der Jaro. — Helden als Götter. — Opferung. — Welche Götter am meisten verehrt wurden.

Das Wort Gott, ägyptisch Neter, hatte in dem alten Kemi eine ganz andere Bedeutung als bei uns, oder bei den Griechen und Römern. Neter war das Erhabene, das Ehrwürdige; der Himmel, die Sonne, die Erde, der Nil waren Neteru, ebenso die fabelhaften Helden vergangener Zeiten, die Begründer und Ordner des Staates; ja jeder König wurde Neter, wenn er in der That war, was er sein sollte, der Beschützer und Versorger des Landes; auch ihm wurden Altäre errichtet, gerade wie ein guter Sohn vor dem Bildnisse seines Vaters tagtäglich betete und auf einem kleinen Altare opferte.

Uranfänglich waren vier untrennbare Götter:

1. Die Materie, der Stoff, aus dem Alles geworden. Die Welt mit Allem, was in ihr ist, ist aus diesem Stoffe entstanden; aber der Urstoff selbst kann nicht entstanden sein, er ist unerschaffen. Das ist die Göttin Net.

2. Der Geist, der in der Materie wirkt und lebt. Das ist Gott Nef. — Nef und Net sind untrennbar mit einander verbunden; die Materie ist gar nicht denkbar ohne die Kräfte, welche in ihr wirken; ebenso giebt es keine Kraft, ohne einen Stoff, an welchem sie haften könnte. Durch Gott Nef und aus der Göttin Net ist Alles entstanden, was da existirt.

3. Der Stoff nimmt einen Raum ein; da die Urmaterie nicht erst geschaffen worden ist, sondern von jeher existirt, so muß der unendliche Raum gleichfalls unerschaffen, ewig sein. Das ist die Göttin Pascht. Sie umfängt Alles, in ihr ruht Alles, entsteht und vergeht Alles.

4. Was da ist, ist im Raume, und was geschieht, geschieht in der Zeit. Auch die Zeit ist ohne Anfang und Ende, nicht entstanden, nicht geschaffen. Die ungetheilte Zeit, die Ewigkeit, ist Gott Sebek.

Geist und Stoff, Zeit und Raum lassen sich nicht trennen. Nef und Net, Sebek und Pascht sind die vier ersten, größten Götter, durch welche, aus welchen und in welchen Alles entstanden ist; sie aber sind nicht entstanden; sie sind unerschaffen, unvergänglich, untrennbar, — sie sind Eins.

Aber wie das ist, wie man sich diese Vereinigung vorzustellen hat, das weiß kein Mensch, das ist Keinem klar, das ist amun, d. h. verborgen, geheimnißvoll. (Am = nein, nicht; un = offen.) Amun ist die unbegreifliche Vereinigung der vier ersten Gottheiten, ist selbst der höchste Gott; Amun ist die große Viereinigkeit, bestehend aus Nef und Net, Sebek und Pascht, — Amun ist Alles in Allem.

Ein Theil der formlosen Materie nahm Gestalt an und wurde die Welt. Diese bildete sich also in der Viereinigkeit als ein Theil derselben, und zwar in Gestalt einer Kugel, blieb aber auch fernerhin noch von Amun umschlossen.

Der Theil des Gottes Nef, welcher in der Welt wirkt, der innenweltliche Schöpfergeist, heißt Gott Ment. Er schuf zuerst das Urfeuer, die Urwärme, Gott Ptah. Ohne Wärme ist weder Thier-, noch Pflanzen-Leben möglich; ohne Wärme keine Verdunstung, also auch keine Scheidung des Wassers von dem Trocknen; die Wärme war nothwendig zum Werden aller Dinge.

Nun, durch den Einfluß des Ment und die Wirkung des Ptah schied sich die ungeordnete, gemischte Weltmasse, die als Kugel im Schoße Amun's ruhte; das Feinere stieg auf die Oberfläche, zog sich da zusammen und bildete ein festes Gewölbe, den Himmel, — die Göttin Pe. Das Gröbere setzte sich im Mittelpunkte fest, verdichtete sich da und wurde die Erde, — Göttin Anuke.

Die Aegypter hatten also nicht einen Gott des Himmels, welcher Sonne, Mond und Sterne regierte, — sondern der Himmel selbst, das blaue Gewölbe, war eine Gottheit. Sie hatten keinen Gott der Erde, der die Pflanzen wachsen ließ, die Thiere ernährte, die Geschicke der Menschen lenkte, — sondern die Erde selbst, auf der wir leben, war eine Göttin.

Aus dem Theile der Urmaterie, der noch zwischen Himmel und Erde schwebte, bildeten Ment, der Schöpfergeist, und Ptah, das Urfeuer, nach

und nach zwei große Weltkörper, — die Sonne, Gott Ra, und den Mond, Gott Eah. Man darf sich aber Ment hierbei nicht als eine Person vorstellen; er ist nur die dem Stoff inwohnende Kraft, wie die Kraft, welche in dem Magnetstein wirkt, indem sie das Eisen anzieht. Ptah ist nicht ein Gott des Feuers, sondern nur die Alles durchdringende Wärme selbst.

Als Sonne und Mond nach und nach entstanden waren, konnte auch von einer Zeiteintheilung die Rede sein, denn mit und durch Gott Ra zugleich entstanden zwei Göttinnen: Sate, der Tag, die erleuchtete Welthälfte, und Hathar, die Nacht, die dunkle Welthälfte. (Die letztere Göttin heißt nicht, wie oft geschrieben und gesprochen wird: Ha-thor, sondern ihr Name ist ein aus Hat und Har zusammengesetztes Wort.) Bei den Aegyptern waren also Tag und Nacht nicht von Ewigkeit her da, selbst bevor die Sonne noch entstanden war, wie das in der jüdischen Schöpfungsgeschichte der Fall ist. Daselbst heißt es: „Es wurde Tag, es wurde Nacht," aber erst am vierten Tage schuf Gott, der Herr, die Sonne. Die Aegypter hingegen sagten: „Bevor die Sonne entstanden war, konnte auch nicht Tag sein."

Die Gottheiten, welche wir bis jetzt betrachtet haben, sind also

I. Amun,

der Viereinige, Unbegreifliche, bestehend aus:

1. Gott Nef, — Geist, Urgeist,
2. Göttin Net, — Materie, Stoff,
3. Gott Sebek, — ungetheilte Zeit, Ewigkeit,
4. Göttin Pascht, — unendlicher Raum.

II. Die innenweltlichen Gottheiten.

Diese sind:

1. Gott Ment, — Schöpfergeist,
2. Gott Ptah, — Urfeuer, Wärme,
3. Göttin Pe, — Himmelsgewölbe,
4. Göttin Anuke, — Erde,
5. Gott Ra, — Sonne,
6. Gott Eah, — Mond,
7. Göttin Sate, — erleuchtete Welthälfte, Tag,
8. Göttin Hathar, — dunkle Welthälfte, Nacht.

Ein weiterer Gott war der Jaro, der Nil, der unter verschiedenen Namen verehrt wurde, je nachdem man ihn so oder so betrachtete. Als die Quelle alles Lebens nannte man ihn z. B. Gott Akom; da er durch sein schlammiges Wasser, welches die Erde bedeckt und den Stoff zu allem Werdenden giebt, ein Bild der Net ist, heißt er Göttin Netpe ꝛc.

Zu den Göttern Aegyptens gehörten weiter die Helden der Sagenzeit. Während jene Götter durchaus nichts Menschliches an sich haben, sind diese nur Menschen, Menschen ganz und gar.

Unter ihnen leuchtete besonders hervor die Familie des großen Königs Osiri. — Zu ihr gehören:

Osiri, der König. Er gründete den Staat und lehrte unter Anderem die Menschen den Weinbau. — Seine Gemahlin

Isi, die Königin. Sie ist die Begründerin des Getreidebaues.

Osiri's Geschwister heißen:

Harueri, d. i. Har, der Aeltere.

Set, welcher die Waffen erfand, die Menschen ihren Gebrauch lehrte und sich dadurch die Würde eines Gottes des Krieges erwarb.

Nebthi, die Beschützerin der Familie. Sie lehrte die Menschen Häuser bauen und ist die Göttin des Familienglückes.

Kinder von Osiri und Isi waren:

Har, der unter der entstellten Form Horus bekannter ist,

Anta, eine Tochter, von den Griechen Bubastis genannt, und ein erst kurz nach Osiri's Tode geborener Sohn, der ebenfalls Har hieß, zum Unterschiede von seinem Bruder aber

Har-pe-Kroti, = Har, das Kind, genannt wurde. (Aus Harpekroti entstand der griechische Harpokrates.)

Noch andere Helden aus der Sagenzeit wurden göttlich verehrt; man baute ihrem Andenken Tempel, errichtete ihnen Altäre und opferte vor ihrem Bildnisse, d. h. man betete zu ihnen und goß Milch, Oel oder Wein auf ihren Altar. Bei größeren Feierlichkeiten wurde auch geräuchert und gesungen.

Es ist nun sehr natürlich, daß die verschiedenen Götter desto mehr verehrt wurden, je faßlicher sie dem Volke waren. **Ptah**, das Urfeuer, die Wärme, wurde weit häufiger verehrt, als **Ment**, der Schöpfergeist; denn Wärme, Feuer war etwas viel Anschaulicheres, als die schaffende Kraft, die nur in ihren Wirkungen sichtbar wurde. Und noch mehr Tempel errichtete man dem Gotte **Ra**, der Sonne, denn diese sah man klar und hell am Himmel stehen, und ihr segnender Einfluß war Jedem deutlich; auch der Ungebildetste staunte die Sonne an und fühlte sein Herz von Dank gegen sie durchdrungen. Daß ohne den warmen, hellen Sonnenschein keine Pflanze wachsen, mithin auch keine Thiere und Menschen leben könnten, das war Jedem einleuchtend, und deshalb verbreiteten sich die Bildsäulen des Gottes Ra über das ganze Land.

Am meisten jedoch wurden diejenigen Gottheiten angebetet, welche selbst Menschen gewesen waren; denn diese standen natürlich dem Volke am allernächsten, sie waren Allen verständlich. Von Osiri und Isi sprach man überall; was sie für das Land gethan, wußte Jeder und konnte auch Jeder würdigen. Es gab fast keine einzige Stadt, die nicht dem großen Osiri einen Tempel erbaut hätte; weit seltener waren die Tempel für den Gott Eah (Mond) und noch seltener die der Göttin Net (des Urstoffes).

Der König vor dem Gotte Sebek.

2.
Darstellung der Götter.

Verschiedene Art der Abbildung. — Die Unterscheidungsmerkmale. — Bildsäulen. — Die Sphinxe. — Thiergestaltige Götterbilder. — Sogenannter Thierkultus. — Der Hapi.

Wollten die Aegypter ihre Götter abbilden, so wäre dies hinsichtlich der menschlichen Götter ganz einfach gewesen, man hätte sie nur recht getreu abgemalt, — wenn sich hier nicht zweierlei Schwierigkeiten erhoben hätten. Denn erstens war die Porträtirkunst damaliger Zeit noch nicht sehr weit vorgeschritten, und zweitens wußte ja Niemand, wie Osiri, Harueri, Set und Nebthi, die vor 25,000 Jahren gelebt haben sollten, ausgesehen hatten. Uns ergeht es ganz ähnlich, wenn wir Moses, Jesus, Paulus und andere große Männer der Vergangenheit abbilden wollen; wir kennen ihre Physiognomie nicht, und selbst wenn es einem Alterthumsforscher gelänge, eine alte Büste, oder eine Abbildung eines solchen Mannes aufzutreiben, und wenn der Maler so die wirklichen Züge wiedergeben könnte, wäre damit immer noch nicht geholfen, denn der Beschauer, welchem ja doch unmöglich die Gesichter aller Helden und Weisen, aller Propheten und anderer berühmten Männer der Vorzeit bekannt sein können, wüßte immer noch nicht, wen er vor sich hätte.

Wie helfen wir uns in solchem Falle? Wir zeichnen eine Figur, wie — nach unserer Vorstellung — der Betreffende etwa ausgesehen haben kann, und schreiben dazu, wer es sein soll. Wir malen z. B. einen alten

Mann mit großem Barte, in altjüdischer Tracht, und schreiben dann nach Belieben darunter: Moses oder Saul, oder Samuel, — denn es kann ein Jeder von ihnen sein, und ausgesehen hat Keiner so. Gerade so machten es die Aegypter auch; sie zeichneten einen Mann mit der Königskrone, gaben ihm in die linke Hand den königlichen Hirtenstab, in die rechte die Peitsche, und schrieben dazu: Das ist der große Osiris. Der Thron hieß Os, das Auge: Iri; man setzte zu dem Königsbilde also einen Thron und ein Auge, und Jedermann las Osiri. Die Form Osiris ist ja nicht die altägyptische, sondern die durch die Griechen entstellte.

Osiri.

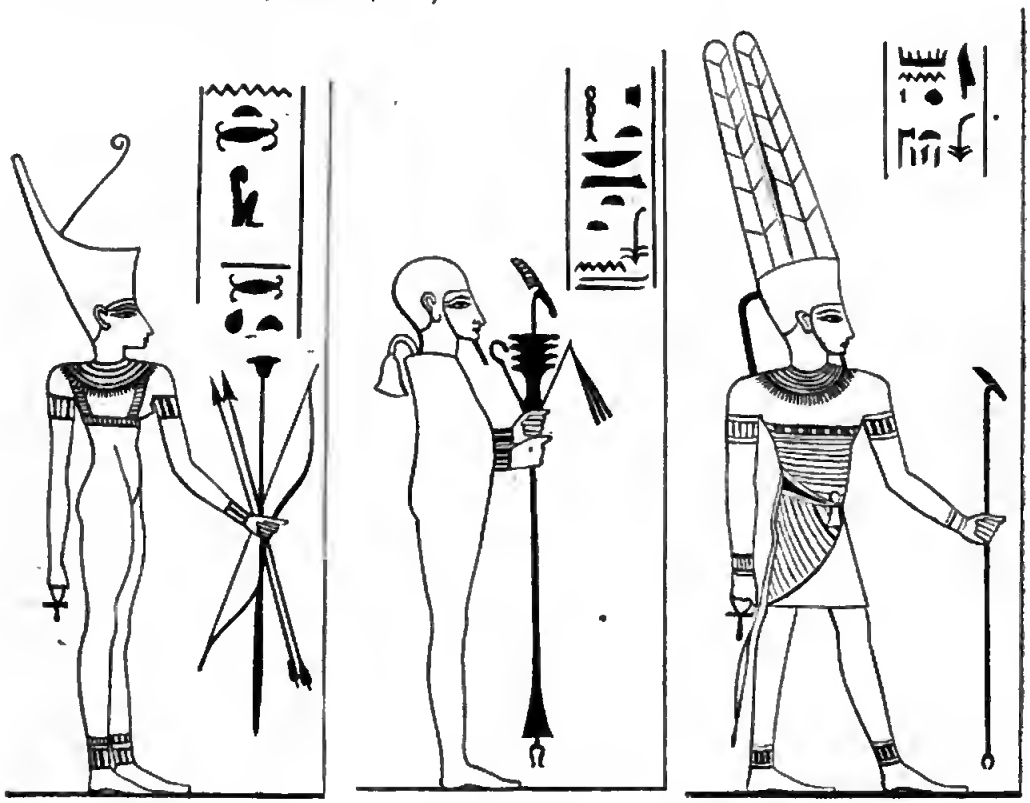
In nebenstehendem Bilde trägt Osiri die weiße Krone von Oberägypten, rechts und links (nicht vorn und hinten) mit einer Straußfeder geschmückt, dem Buchstaben für Wahrheit und Gerechtigkeit

Isi.

und dem Abzeichen der Göttin Masi oder Me. — Wollte man Isis abbilden, so malte man eine Frau mit dem Kopfschmucke einer Königin, oder auch mit einer Krone, und schrieb ihren Namen dazu: Der Thron, Os, gab den Konsonanten S für den Namen Isi (Isis ist auch die griechisch entstellte Form); dann setzte man noch dazu den Berg = T, d. i. der wirkliche Artikel: Ti, und ein Ei, welches ebenfalls dazu diente, weibliche Personen zu bezeichnen. Auch setzte man kurzweg der weiblichen Figur nur einen Thron auf den Kopf, wie dies namentlich bei Statuetten geschah. Beides ist in vorstehender Abbildung zu sehen.

Gerade so bildete man Nebthi ab, nur war sie durch einen Hausplan mit darauf stehendem Becken, welches Beides sie statt des Thrones auf dem Kopfe trug, oder nebst Berg und Ei neben sich stehen hatte, gekennzeichnet, das heißt: Es stand ihr Name dazu geschrieben. — Die Sage von den merkwürdigen Schicksalen Osiri's und Isi's ist ausführlich erzählt S. 169—180.

Wie aber sollte man die anderen Götter darstellen, welche nicht Menschen waren? Himmel, Erde, Mond und Sonne hätte man noch in irgend einer verabredeten und Allen verständlichen Art zeichnen und malen können; wie aber den viereinigen Amun, — den Urgeist, — den Urstoff? — wie die Ewigkeit, Gott Sebek, — den unendlichen Raum, Göttin Pascht, — wie die Wärme, Gott Ptah?



Net. Ptah. Amun-Ra.

Man zeichnete eben auch Menschen und schrieb die Namen dazu, gerade wie wir unseren rein geistig gedachten Gott auch als Menschen in Gestalt eines ehrwürdigen Greises darstellen, obwol wir wissen, daß er gar keinen Körper hat. Net, der Urstoff, war weiblich, also malte man eine Frau und schrieb den Namen dazu, wie hier oben zu sehen ist. Die beigesetzten Hieroglyphen sind: N, T, Weberschiffchen (das ebenfalls Net hieß), Frau, N, Weberschiffchen, T (weiblicher Artikel), Ei. Der Name steht also dreimal da. Die Göttin trägt die rothe Krone von Unterägypten; der Maler hätte ihr eben so gut die von Oberägypten aufsetzen können; alles Derartige ist vollkommen gleichgiltig, gerade wie der schöne Halskragen, die bunten Rockträger, die Arm- und Beinringe und Waffen und Scepter in der Hand. Das Henkelkreuz in der Rechten heißt Anch = Leben und wird oft (nicht immer) den Göttern in die Hand gegeben, ihr ewiges Leben anzudeuten. Wesentlich ist nur, daß die Figur eine Frau ist und ihr Name dabei steht.

Vor Ret steht hier Ptah, Urfeuer, Wärme, — es ist ein Mann, und oben liest man die Buchstaben: Quadrat = P, Berg = T, Schlinge = H.

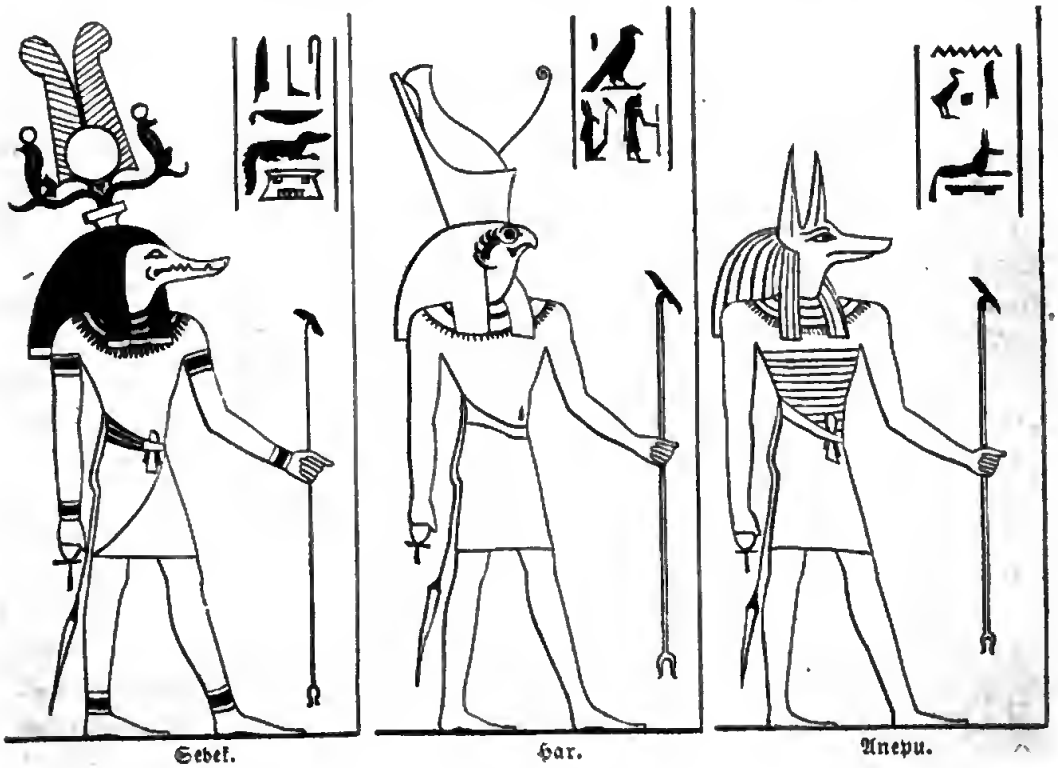
Vor Ptah steht ein anderer Gott. Er trägt eine goldgelbe Krone mit zwei hohen Pfauenfedern, den künstlichen Bart, welcher mit einer Schnur an den Ohren befestigt ist, einen vielfarbigen Halskragen, kostbare Arm- und Bein-Ringe, einen prachtvollen Brustpanzer, bunten Gürtel, gelbes Lendentuch (nach hinten) und weiße Schürze (nach vorn), Henkelkreuz und Scepter; die Hautfarbe ist hellblau. Dazu geschrieben ist „Amun — Ra, Suten Neteru", d. h. Amun — Ra, König der Götter. Das ist also die Sonne. Durch den vorgesetzten Namen Amun darf man sich nicht beirren lassen; dieser kommt bei verschiedenen Göttern vor, z. B. Amun — Nef, der verborgene Geist, Amun — Ra, die unbegreifliche Sonne. Auch erkannte man in der Sonne ein Abbild des viereinigen Amun, dessen Stelle sie gewisser Maßen in der Welt vertritt; sie war eine sichtbare Verkörperung der Urgottheit, denn sie erleuchtet, erhellt (Geist), wärmt, erzeugt (Materie), schafft Tag und Nacht, regelt also die Zeit und trennt den Weltraum in die helle und dunkle Hälfte (Pascht), sie repräsentirt also den ganzen Amun. — Hellblau mit gelber Krone und den zwei Pfauenfedern ist übrigens nur Ra dargestellt und so auch ohne beigeschriebenen Namen zu erkennen.

Sehr oft kam es vor, daß man nicht die ganzen Namen hinschrieb, sondern nur den Anfangsbuchstaben, und daß dieses Bild gewisser Maßen ein Symbol des Gottes wurde. Bei einer nämlichen Figur bedeutete der Ibis = **Ch**ib: das ist **Ch**onsu (= der Regler des Monates, der Mond, Gott Eah), — eine Gans = **S**arin: das ist **S**eb, — ein Krokodil = **S**uki: das ist **S**ebek (die ungetheilte Zeit, die Ewigkeit). Bei einer weiblichen Figur bedeutete das Wasserbecken die Göttin Netpe, die Straußfeder: Masi ꝛc. Um eine männliche Person als Gott Seb zu bezeichnen, schrieb man also entweder beide Konsonanten des Namens daneben, wie Seite 147: S B, oder nur das S, die Gans, oder man setzte diese auf den Kopf der menschlichen Figur; dann wußte Jedermann: das ist **S**eb, der Nil, als Regler des Jahres, der durch seine genau wiederkehrende Ueberschwemmung die drei Jahreszeiten (Flut, Fruchtbarkeit, Trockuung) hervorbringt.

So also wurden die Götter dargestellt, — gemalt und in Stein gemeißelt, und es ist dabei ganz einerlei, ob man die Namensbezeichnung neben oder oben auf dem Kopfe anbringt. Ja, es findet sich, daß der Kopf ganz weggelassen und statt seiner das Namenszeichen hingesetzt ist. Eine Menschenfigur, welche statt des Kopfes eine Straußfeder auf dem Rumpfe stehen hat, ist Masi; hat sie ein Weberschiffchen statt des Kopfes, so ist sie Net; eine Götterbildsäule mit einem Widderkopfe ist Nef (der Geist), mit einem Krokodilskopfe ist Sebek (die Ewigkeit) u. s. f. Wenn man also solche Bilder und Statuen sieht, muß man nicht denken, die weisen Aegypter hätten solche Mißgeburten zu Göttern gemacht. Man darf jedoch nicht an einen Gott Krokodil, oder Gott Widder, Gott Gans, Gott Löwe, Gott Schlange denken,

so wenig als irgend ein vernünftiger Mensch an eine Göttin Wasserbecken, oder an eine Göttin Straußfeder denken wird. Wer an einer weiblichen Bildsäule mit dem Kopfe einer Löwin opferte, der opferte der Göttin Pascht; er dachte nicht an ein solches Zwittergeschöpf, auch an keinen Menschen, sondern an den unendlichen Raum, an das unbegrenzte All, in dem die Welt mit Himmel und Erde, mit Sonne und Mond schwebt, das aber weiter geht, weiter, weiter, — das eben unendlich und unfaßbar ist.

Daß an gar kein Thier gedacht ist, geht schon daraus hervor, daß wir überall die Menschenfigur und menschliche, d. h. ägyptische Kleidung finden.



Sebek. Har. Anepu.

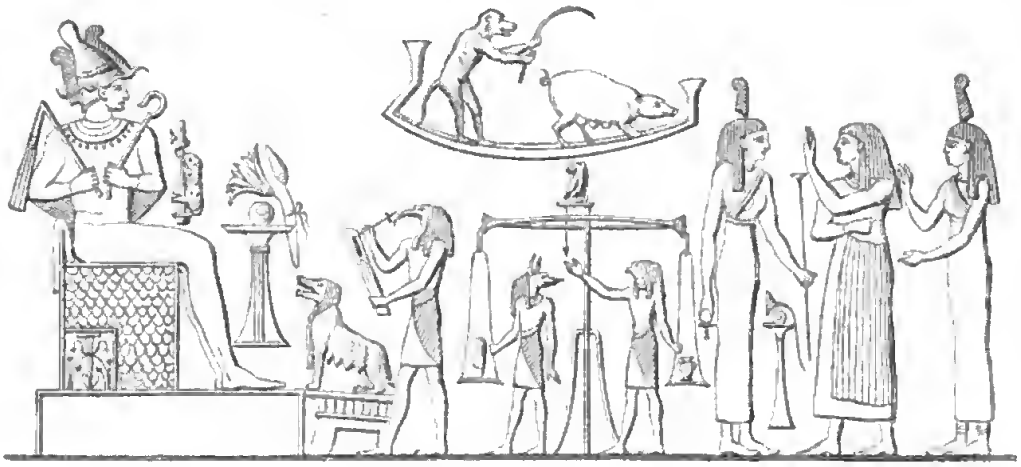
Die Bildsäule des Gottes Sebek (Seite 157) und die hier vorstehende Abbildung desselben Gottes tragen königlichen Kopfputz und das allgemein gebräuchliche Tuch um den Kopf. Man konnte sich doch kein so aufgeputztes Krokodil denken! Deutlich steht aber auch noch geschrieben: Schleier, Fuß, Blatt, Henkelkorb, d. h. S, B, E, K, und dann folgt noch einmal das Suki.

Neben Sebek steht Har (von uns gewöhnlich Horus genannt), der Sohn des großen Osiri. Er trägt hier die Doppelkrone von Oberägypten und Unterägypten und ist sogleich kenntlich an dem Sperberkopfe. Vor Har sehen wir hier noch den von den Griechen so genannten Anubis, einen Sohn der Nebthi, welcher durch den Schakalskopf gekennzeichnet ist; auch steht sein eigentlicher Name dabei geschrieben: N, E, P, U (Wellen, Blatt, Quadrat, Vögelchen), und dazu ist noch einmal der Schakal abgemalt. Wahrscheinlich hieß der Gott Anepu.

Zu den thiergestaltigen Götterbildern gehören auch die Sphinxe. Diese sind kolossale Steinbilder aus Granit, Sand- oder Kalkstein, welche oft ganze Alleen an den Eingängen der Tempel bilden (Seite 91), stellen in der Regel einen liegenden Widder dar (wie Seite 77) und sind alsdann ein Bild des Gottes Nef, des Geistes. Man könnte diese Sphinx-Alleen demnach etwa so übersetzen: der Gottesgeist führt oder begleitet in den Tempel, oder: der Gottesgeist bewacht, umlagert den Tempel, hütet seinen Eingang.

Zuweilen sind die Sphinxe auch liegende Löwen; dann stellen sie Gott Ra vor. Es wäre also sehr thöricht, bei den Sphinxen an wirkliche Widder oder wirkliche Löwen denken zu wollen; an das Thier dachte in Kemi Niemand; das war nur ein Sinnbild, oder — noch genauer ausgedrückt: es war nur ein Buchstabe. In vielen christlichen Kirchen sehen wir eine Taube an der Decke, an der Kanzel, oder am Altare angebracht, — geschnitzt, gemalt oder vergoldet. Wer darf aber der christlichen Religion zum Vorwurfe machen, ihr Gott habe Vogelsgestalt? Die Taube soll den heiligen Geist bedeuten. — — Wer kennt nicht das Osterlämmchen? Gemalt, in Stein gehauen kommt es tausendmal in Kirchen, Kapellen und anderwärts vor. Darf aber Jemand den Christen vorhalten, dieses Thier sei ihr Gott? Und selbst, wenn eine gläubige Seele vor dem Osterlämmlein niederkniet und Herz und Hand im Gebet erhebt, betet sie doch nicht das Thier an, sondern ihren Heiland, den Stifter ihrer Religion, der hier sinnbildlich unter der Gestalt eines Lammes dargestellt ist. Gerade so und nicht anders verhält es sich mit den ägyptischen thiergestaltigen Götterbildern, sie wurden durchaus nicht als Thiere behandelt. So hat z. B. der Löwensphinx oft das gewöhnliche Kopftuch der Aegypter übergehängt, ja auch zuweilen den gebräuchlichen Halskragen umgelegt, — ein Beweis, daß Niemand dabei an einen wirklichen Löwen dachte. So sehen wir auch, wenn unser Osterlämmchen eine Fahne trägt, daß es sich hier um kein wirkliches Lamm handelt. Manchmal hat der Löwensphinx auch ein Menschengesicht (wie Seite 166); es ist das nur ein Mittel, dem Beschauer sogleich deutlich zu machen, daß hier von keinem Thiere, sondern von der Personifikation einer Gottheit die Rede ist.

Die Sphinxe sind viel mißverstanden worden. Man sagte: „Der Löwenkörper bedeutet die Stärke, das Menschenhaupt die Weisheit"; man nannte das hinten herunterhängende Kopftuch einen Schleier und fabelte von Geheimniß und verborgener Weisheit; die Griechen ahmten die Sphinxe ohne jegliches Verständniß nach, setzten sie aber, während die ägyptischen lagen, gaben ihnen schöne Mädchengesichter, große Brüste und mächtige Flügel. Auch bei uns werden noch Sphinxe dargestellt, denen man dann wol zuweilen ein Tuch über das Haupt giebt, so daß von dem Kopfe gar Nichts zu sehen ist, eben weil man ein Geheimniß durch sie andeuten will. Nichts von all' dem war bei den ägyptischen Sphinxen — sie waren Widder, manchmal mit vergoldeter Sonnenscheibe auf dem Kopfe, seltener kamen sie vor als Löwen, nur zum Theil mit dem Menschengesichte.



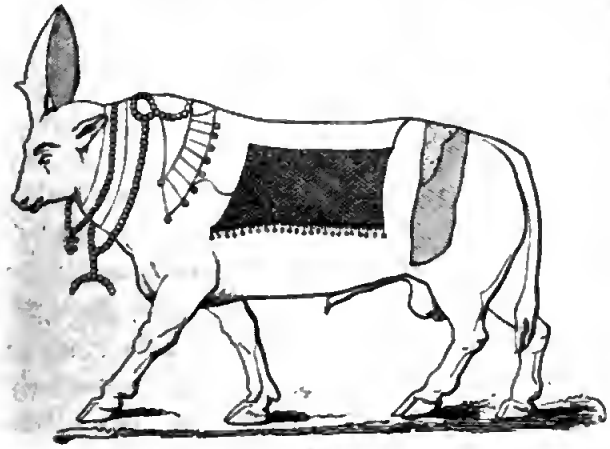
Das Todtengericht.

Zu den vielfach mißverstandenen Abbildungen gehört auch die Darstellung des Todtengerichtes vor dem großen Osiri, wie es sich das Volk in Aegypten dachte. Diese Darstellungen finden sich sehr häufig auf Wandgemälden und Papyrusrollen und sind der Hauptsache nach alle ganz gleich, nur in unwesentlichen Nebendingen verschieden. Auf vorstehendem Bilde sehen wir links Osiri in derselben Tracht (wie Seite 158) auf dem Throne sitzen. Vor ihm steht ein kleiner Altar mit Blumen und Früchten. Rechts wird die Seele des Verstorbenen durch Wahrheit und Gerechtigkeit — zweimal die Göttin Masi mit der Straußfeder — eingeführt. In der Mitte steht die Waage, auf welcher von Har und Anepu des Verstorbenen Herz (abgebildet als kleines Gefäß) mit Wahrheit und Gerechtigkeit (der Straußfeder auf der anderen Wagschale), abgewogen wird. Taati (Thot) steht dabei und schreibt den Richterspruch auf. Hat der Verstorbene auf Erden nicht tugendhaft gelebt, so muß die Seele in einen neuen Körper fahren, ein zweites Leben durchmachen, und dieses wird so oft wiederholt, bis sie vollkommen gut und rein ist. Hatte sich ein Mensch sehr grober Sünden schuldig gemacht, so wurde seine Seele in einem Thierkörper auf die Erde zurückgeschickt, um da geläutert zu werden. War ein Mensch z. B. stolz und hoffährtig, so kam seine Seele in einen Hund, der gestoßen und getreten ward, und mußte so die Demuth lernen. Auf vorliegendem Bilde wird eine Seele, geleitet von einem Affen, in einem Schiffe als Schwein wieder auf die Erde geführt, um dort in dieser Hülle zu lernen, was sie als Mensch nicht gelernt hatte.

Vor dem Richter Osiri sitzt auf einem Eingangsthor eine Hündin. Die Griechen erkannten darin ein fürchterliches Ungeheuer und schufen danach ihren Kerberos, den Höllenhund mit drei Köpfen. Die spätere Zeit glaubte, es sei ein Nilpferd, bestimmt, nach dem Richterspruche Osiri's die Bösen zu verschlingen, und nannte das Thier den „Fresser des Amenti," der Unterwelt. Ja, man hat sogar ein Nilpferd mit Krokodilskopf herausstudirt. Die Bedeutung aber ist folgende: Die Göttin Hathar, eigentlich die dunkle Welthälfte, die Finsterniß, erhielt, — weil das Grab, das gewisser-

maßen als die Pforte der Unterwelt betrachtet werden kann, finster ist, — den Beinamen: Wächterin der Unterwelt, und weil Hathar weiblich ist, so steht kein Hund, sondern eine Hündin da. Es wird also hier bildlich ausgedrückt: Durch die Nacht des Grabes führt der Pfad vor den ewigen Richter. — Freilich ist nicht jedes Bildchen auf einer Papyrusrolle so deutlich gezeichnet, daß man sogleich und unzweifelhaft die Hündin erkennt; aber in den meisten Fällen ist das Bild durchaus nicht zu verkennen und zeigt keine Spur von einem Nilpferde oder Krokodile.

Da Osiri das Amt eines Richters über die Verstorbenen verwaltete, so erhielt er den Beinamen Api oder Hapi (beide Schreibweisen kommen in den Hieroglyphen vor), d. h. der Richter; Osiri und Api wurde zusammengezogen in Osirapi, was also nichts Anderes heißt, als Osiri, der Richter, woraus aber die Griechen einen ganz neuen Gott Sarapis machten, der dann auch bei den Römern unter dem Namen Serapis als Gott der Unterwelt auftritt.



Hapi (nach einer Bronce-Statuette).

An diesen Osirapi knüpft sich ein Gebrauch, der zu vielem Aberglauben Veranlassung gab.

Statt der steinernen Sinnbilder hielten die Aegypter auch zuweilen hier und da lebendige. Statt ein Krokodil oder einen Menschen mit Krokodilskopf in Stein zu meißeln, hielten sie in einem geschützten großen Becken ein lebendiges Suki, das heißt: den lebendigen Anfangsbuchstaben des Gottes Sebek. Statt nun vor dem Bilde des großen Sebek Milch, Oel oder Wein auf den Altar zu gießen, konnte man auch das Suki füttern; das war aber keine Verehrung des Thieres, sondern eine Huldigung, welche man dem Gotte Sebek, d. h. der Ewigkeit, darbrachte.

Auch bei uns kommen zuweilen noch lebendige Sinnbilder vor. Hier und da wird bei Osterprozessionen das oben erwähnte Lämmchen, mit Blumen und Bändern geschmückt, lebendig mitgeführt.

Am bekanntesten war der schwarze Stier, den man in Memphis als Sinnbild des Osirapi hielt; er ward auch Hapi oder Api genannt, welchen Namen dann die Griechen in Apis verwandelten. Schon aus diesem Namen sieht man, daß es sich hier um kein Thier, sondern um ein Sinnbild handelte.

Uebrigens ist es ganz natürlich, daß nicht Jeder aus dem Volke im Stande war, die Religion der gelehrten Priester in ihrer ganzen Reinheit

aufzufaſſen, daß hier und da mancher Aberglaube ſich geltend machte und daß Dieſer und Jener nicht fähig war, in den Geiſt einzudringen, ſondern an der Form hängen blieb; ebenſo iſt nicht zu verwundern, daß bei dem gemeinen Volke die eigentliche Bedeutung, der Sinn mancher Feierlichkeit vergeſſen und der Gebrauch ohne Sinn und Verſtändniß nur dem Herkommen gemäß mitgemacht wurde. Eine Vergleichung mit den Verhältniſſen und Zuſtänden unſerer Gegenwart ſoll Alles deutlicher machen.

Hier liegt eine Bäuerin im Gebete auf den Knieen vor einer Bildſäule der heiligen Maria und bittet um die Geneſung des kranken Kindes. Und auf daß ihr Gebet ſicherer erhört werde, verſpricht ſie der Mutter Gottes zwei große Wachskerzen und eine neue Krone. Das iſt alſo ſchon eine Verwechſelung des Bildes mit dem, was es darſtellen ſoll; denn die Wachskerzen und die Krone ſchmücken nur das Bild. Aber noch mehr! Wenn das Gebet vor der Maria am See nicht hilft, geht die Mutter des kranken Kindes zur Maria vom Berg und klagt dieſer ihr Leid. Hier iſt alſo unwiderleglich klar, daß das ſteinerne Bild angebetet wird und nicht ein und dieſelbe Mutter Gottes, im Bilde dargeſtellt am See und auf dem Berge. Das iſt eben die Schwachheit des ungebildeten Volkes, welches ſich nicht von dem Bilde zum Geiſte erheben kann. Aber ſolches liegt nicht im Weſen der chriſtlichen Religion; und wenn es auch tauſendmal vorkommt, daß von der Unvernunft eine Statue angebetet wird, darf man doch nicht ſagen, das Chriſtenthum habe Götter von Holz und Stein.

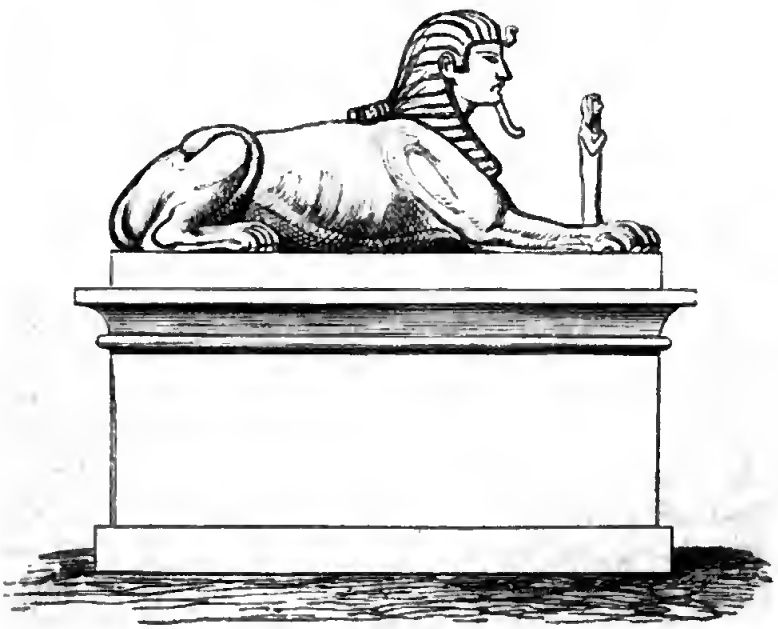
Gerade eben ſo war es in Aegypten. Dem gemeinen Volke ging manche Bedeutung verloren, und Dieſer und Jener, der in Unwiſſenheit aufgewachſen, kam wol hin und opferte der heiligen Schlange und dachte gar nicht daran, und wußte nicht einmal, daß dieſe nur das Sinnbild des viereinigen, unerſchaffenen Amun iſt. Die Fremden aber, welche nach Aegypten kamen, verſtanden natürlich den Sinn der Verehrung der Thiere gar nicht; ſie wußten nur, was ſie mit ihren Augen ſahen, und ſo entſtand die verkehrte und ungerechte Anſicht, die Religion der alten Aegypter ſei ein roher Thierdienſt geweſen.

Und wie auch heut zu Tage ein Hülfsbedürftiger von einem Heiligenbilde Wunder verlangt und das wunderbegierige Volk Tauſenderlei zu erzählen weiß, daß hier und da der Heilige in Wirklichkeit geholfen, Blinde ſehend und Lahme gehend gemacht habe, obwol jeder Vernünftige weiß, daß es nicht wahr iſt, weil es nicht wahr ſein kann, — gerade ſo verlangte nicht nur das niedere Volk in Aegypten Wunder von Hapi, ſondern es wußte auch viele Beiſpiele aufzuführen, wo er die Gebete erhört hatte, obwol auch da jeder Gebildete wußte, daß das Aberglaube ſei. Man ſtellte dem Thiere eine Frage und warf ihm Futter vor; fraß es, ſo war das eine bejahende oder günſtige Antwort; nahm es aber Nichts, ſo war die Antwort verneinend oder ungünſtig. Ebenſo brachte man Bitten vor das Thier. „O Hapi,“ fleht eine Mutter, „mein Kind iſt krank, keine Kunſt kann ihm die Geſundheit

wiedergeben; so hilf du ihm!" Mit diesen Worten wirft sie dem Thiere sein Lieblingsfutter vor. Der Stier beriecht die Speise und läßt sie sich wohlschmecken. Getröstet geht die Mutter nach Hause; sie hat ja ein günstiges Zeichen bekommen. Stirbt der Knabe aber dennoch,—so ist Hapi nicht daran schuld; es ist dann irgend Etwas versehen worden, denn auf Hapi kann man sich verlassen.

Dem Stiere Hapi wurde am meisten abergläubische Verehrung gezollt, und das hing mit einer Einrichtung der Zeitrechnung zusammen. Alle 25 Jahre hatte der Mond an demselben Tage des Jahres von 365 Tagen in derselben Stunde wieder dieselbe Gestalt. Daher begannen die Aegypter alle 25 Jahre einen neuen Abschnitt in ihrer Zeitrechnung, und um diesen Anfang einer neuen Periode öffentlich kund zu thun, wurde alle 25 Jahre ein neuer Hapi eingeführt. Wenn der alte nicht schon gestorben war, wurde er jetzt getödtet, und ein neues Thier, das die Priester natürlich schon vorher ausgesucht hatten, wurde unter vielen Feierlichkeiten in den ihm bestimmten Tempelraum gebracht, der alte Hapi wurde aber einbalsamirt und in einem großen Felsengrabe beigesetzt. (Siehe Serapeum, Seite 17 und Seite 31.)

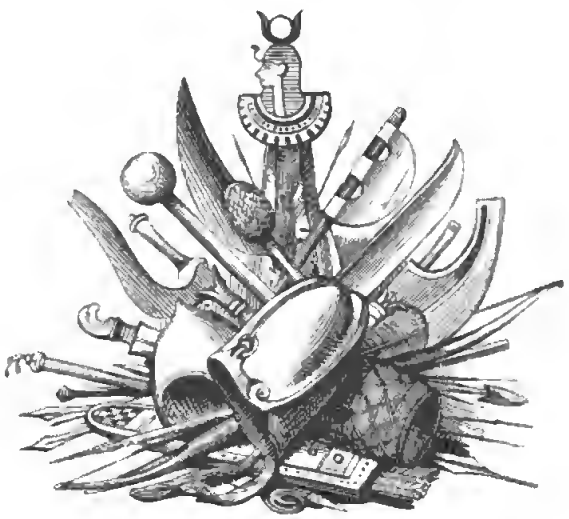
Zum Hapi wurde stets ein schwarzer Stier mit einer weißen Bläße (d. h. einem Flecken, etwa in Gestalt eines umgekehrten Dreiecks) auf der Stirne gewählt. Wenn griechische Schriftsteller von 29 Kennzeichen erzählen, die der Hapi habe an sich tragen müssen, so gehört das zu den unzähligen Fabeln, die zum Theil aus Mißverständnissen entsprungen sind, und die man vielleicht auch absichtlich den griechischen Reisenden aufgetischt hat.



Löwen-Sphinx mit Menschenkopf.

Das

Land der Pyramiden.



II.

Sagen und Geſchichtliches.

Mit andachtsvollem Sinne,
Mit Ehrfurcht laßt uns wallen
Im Geist nach jenen alten
Ehrwürd'gen Tempelhallen.
Hier lehrten fromme Prieſter
In fernen Zeiten ſchon,
Hier herrſchte mild und weiſe
Der Sonne großer Sohn.
Doch heut' iſt's öd und ſtille,
Der Tempel wüſt und leer,
Und fremde Geſtalten ziehen
Im Bettlergewand daher.

Osiris und Isis.

1.
Des Osiris Geburt, Leben und Tod.

Verkündigung. — Isis. — Set. — Osiris' Auszug. — Seine Rückkehr. — Des Bruders Verrath. — Der verhängnißvolle Sarg.

Vor vielen tausend Jahren war Aegypten noch nicht der herrliche Paradiesgarten, prangend im Schmucke üppigster Vegetation und bevölkert von Millionen glücklicher Bewohner; der Boden war zum größten Theile noch unangebaut, die Menschen waren roh und wild und nährten sich von Schilf, Gras, Fischen, Seethieren und Menschenfleisch.

Aber es sollte anders werden, so war es beschlossen.

An den Ufern des Nil lag eine kleine Stadt Tape. Eines Tages, so erzählt die Sage, vernahm man eine Stimme aus der Höhe, die verkündete laut: „Der Herr der Welt tritt hervor an das Licht!" Und aus dem Tempel des Gottes Amun tönte es, von unsichtbaren Lippen gesprochen: „Der große König Osiris ist geboren!"

Und wohl verdiente Dieser solche Verkündigung, denn er wurde der größte Wohlthäter seines Volkes. Unermüdet zog er im Lande umher, lehrte die Menschen Ackerbau und Viehzucht und gewöhnte sie an mildere Sitten, erfand den Pflug und führte den Obstbau und die Kultur des Oelbaums ein, lehrte die Bereitung des Weines und des Bieres, gründete Städte, führte Gesetze ein, errichtete Werkstätten, in welchen Waffen zur Bekämpfung wilder Thiere und Geräthe zur Bearbeitung des Bodens angefertigt wurden und ward der Erfinder des Gesanges und der Musik.

Ihm treu zur Seite stand seine Gemahlin Isis. Unter den wilden Pflanzen des Feldes fand sie Weizen und Gerste, lehrte die Menschen den Getreidebau, und Osiris erfand das Brodbacken. Auch das Lieblingsinstrument der Aegypter, das Kemkem (von den Römern Sistrum genannt, eine Art Triangel, siehe Seite 180), ist eine Erfindung der Isis.

Bald dehnte sich die kleine Stadt Tape, d. i. Theben, aus, schmückte sich mit Tempeln und Palästen und wuchs mit der Zeit empor zur hundertthorigen Hauptstadt des Landes, und mit ihr gedieh und erblühte ganz Aegyptenland in reichstem Segen.

Da ließ eines Tages der König seine Gemahlin, seinen Sohn Har und seinen Bruder Set vor sich kommen und sprach: „Ihr seht, mein Volk ist glücklich und bedarf meiner persönlichen Anwesenheit nicht mehr; so will ich denn hinausziehen, auch anderen Völkern zu bringen, was sie gut und glücklich macht. Du, meine Isis, bist die Königin des Landes und bekleidest die höchste Würde während meiner Abwesenheit; aber auf deine Schultern, mein Bruder Set, lege ich die ganze Last der Regierung und die Sorge für mein Weib und mein Kind. Thue also, daß du ehrlich vor mir bestehest, wenn ich dereinst wiederkehre!"

Darauf versammelte er tüchtige Handwerker und Ackersleute, Krieger, Musiker und Sänger um sich und zog mit diesem bunten Heere zuerst nach Aethiopien. Hier ließ er große Dämme errichten, den Lauf des Flusses zu regeln und die Einwohner durch seine mitgebrachten Aegypter in Ackerbau und Viehzucht, Gewerken und Künsten unterrichten. Von Aethiopien ging er nach Arabien, von da nach Indien und durchwanderte so ganz Süd- und West-Asien. Auch nach Europa kam der gute König, und wohin er kam, brachte er Ordnung, Gesetz und Recht mit, überall machte er die Menschen glücklicher und besser. Darum ward er mit seinen Begleitern fast aller Orten freudig empfangen und mit Jubel begrüßt. Sein Ruhm eilte ihm voraus und ebnete ihm die Pfade; nur hier und da war er genöthigt, sich den Weg mit der Schärfe des Schwertes zu bahnen. Nirgends vertrieb er die eingeborenen Könige, nirgends erzwang er Steuern und Tribut; er kam, unterrichtete und belehrte die Völker, pflanzte Weinstöcke und Oelbäume, ließ da und dort auch wol nach Bedürfniß einige von seinen erfahrenen Begleitern zurück, dann zog er weiter.

So verging Jahr auf Jahr, und an den Ufern des Nil tauchte allmälig die Furcht auf, ob der so innig Verehrte wol je wiederkehren werde. Set wurde rücksichtsloser gegen Isis, herrschte in unumschränkter und willkürlicher Weise und machte Miene, die Krone ganz für sich zu behalten, statt sie, — wenn Osiris nicht wiederkehren sollte, — an dessen Sohn Har zu übergeben, wie das Gesetz befahl. Um sich aber das Gelingen seines schlechten Planes zu sichern, um nöthigenfalls der Gewalt mit Gewalt begegnen zu können, warb er sich mit großem Geschick eine mächtige Partei im Lande, deren Wohl und Wehe von ihm allein abhing. Menschen, die unter seinem

Bruder nicht zu dem geringsten Hof- oder Staats-Dienste gekommen wären, setzte er in Amt und Würden ein. „Ich will's mit Euch versuchen", sagte er. „Freilich, wenn mein Bruder zurückkehrt, dann ist's vorbei mit Euch." Solchen, die keines Vertrauens würdig waren, gab er Stellen, in welchen sie leicht veruntreuen konnten. Erfuhr er dann einen Betrug, so sprach er: „Ich will Euch verzeihen; aber wehe Euch, wenn Osiris Etwas davon erfährt!"

Die Lotosblume. Rechts von den Vögeln das bekannte Nilschilf, Papyrus genannt.

Auf diese Weise bildete er sich nach und nach einen Anhang, der bereit war, Alles für ihn zu thun; denn Jeder fühlte: wenn Set stürzt, so stürzen wir Alle; wenn er heute die Regierung an Osiris oder an Har übergiebt, so ist es in wenigen Wochen mit unserer Herrlichkeit für immer vorbei.

Jetzt war Set sicher, daß ihn seine Freunde gegen alle Ansprüche seines Neffen mit größter Ergebenheit vertheidigen würden, und er sah getrosten Muthes der Nachricht von dem Tode seines Bruders entgegen. Daß dieser je zurückkommen werde, wagte außer der treuen Isis in ganz Aegypten vielleicht Niemand mehr zu hoffen; denn es waren schon viele Jahre verflossen, ohne daß man auch nur das Geringste von dem guten Könige erfahren hätte.

Da, ganz plötzlich, verbreitete sich die Nachricht: „Der König ist heimgekehrt; er ist schon gelandet!“ Mit Windesschnelligkeit flog die freudige Botschaft über das ganze Land; Einer rief sie dem Andern zu; Freude und Jubel erscholl aller Orten; man bereitete Feste vor für den feierlichen Einzug des Allgeliebten; jedes andere Geschäft wurde vergessen; denn nur ein Gefühl belebte Aller Herzen, das der lebhaftesten Freude über das unerwartete Erscheinen des längst todt Geglaubten.

Osiris' Reise vom Meere bis Theben war ein ununterbrochener Triumphzug; auf blumenbestreuten Pfaden zog er in seine Hauptstadt ein. Alles jauchzte; von allen Seiten ertönte der Jubelruf: „Heil unserem Vater: Heil dem großen Osiris!“

Set merkte nun wohl, daß sein Stündlein gekommen. Die Herrlichkeit des Regierens war vorbei, und die Ehre, welche man ihm bisher aus Furcht erwiesen hatte, konnte leicht in offene Verachtung, ja Beschimpfung umschlagen. Auch er eilte seinem Bruder entgegen und wünschte ihm heuchlerisch Glück zu der frohen Wiederkehr; aber noch an demselben Tage versammelte er seine Genossen um sich und sprach zu ihnen: „Liebe Freunde, Ihr habt gesehen und gehört, in welchen Freudentaumel die Rückkehr meines Bruders ganz Aegypten versetzt hat. Wir sind wol die Einzigen, welche nicht aufrichtig mit einstimmen können in den Jubelruf; denn was uns bevorsteht, ist nichts Gutes. Ich weiß nur zu wohl, daß ich aus Freundschaft für Euch manchmal nachsichtig war, und daß Ihr Euch Vieles erlaubt habt, was nur meine Liebe zu Euch übersehen konnte. Das ist nun vorbei! Osiris wird ein strenges Gericht halten. — Und doch ist mir nicht bange meinetwegen; denn ich bin sein Bruder. Aber wenn ich bedenke, daß meine Freunde ihrer Würden und Aemter entsetzt, öffentlich entehrt, vielleicht zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in die Bergwerke geschickt werden sollen, — dann blutet mir das Herz. Seht, wenn ich daran denke, dann möchte ich wünschen: Wäre der König doch nie, nie zurückgekommen!“

Da umringten ihn alle seine Anhänger und drangen in ihn: „Was sollen wir thun? Rathe Du uns! Hilf uns!“

„Ich weiß es nicht! Laßt mich! Es giebt kein Mittel; — Ihr seid Alle verloren.“

Nun ward viel hin und her gesprochen und berathschlagt; jeder Plan ward alsbald wieder verworfen, denn Set blieb dabei: „Alles ist vergebens; der König ist streng und unerbittlich.“

„So wollen wir hingehen“, rief endlich Einer in Verzweiflung, „wollen uns dem Könige zu Füßen werfen und ihm Alles bekennen. Vielleicht sieht er gnädig auf unsere Reue und vergiebt uns.“

„Feiger Thor!“ sprach Set verächtlich. „Kannst Du Deine Stunde nicht abwarten? Willst Du Dich vor der Zeit dem Rächer ausliefern? Kann denn Osiris nicht vielleicht noch vorher sterben? Dann seid Ihr von aller Schuld und Strafe frei.“

Stolz verließ Set den Saal. Betroffen blickten die Umstehenden einander an. Ja, wenn der König in den nächsten Tagen stürbe, dann wäre ihnen Allen geholfen. Still ging Jeder heim und überdachte das Wort in seinem Innern. Am nächsten Tage und am folgenden wurde viel gelaufen, hierhin und dorthin, viel im Geheim gesprochen mit Diesem und Jenem, und ehe die Sonne noch dreimal aufgegangen war über den östlichen Bergen, war der verderbliche Bund geschlossen; Set und zweiundsiebzig Genossen hatten einander zugeschworen, den König umzubringen; dann sollte Isis mit ihrem Sohne entfernt, verbannt und Set förmlich zum Könige ausgerufen werden.

Fest auf Fest folgte in Theben; Osiris verblieb nur wenig Zeit, sich um die Regierung zu bekümmern. Sogar die Königin Aso kam von Aethiopien hergereist, den Allverehrten in seiner Hauptstadt zu begrüßen.

Set hatte unterdessen bei passender Gelegenheit die Höhe seines Bruders gemessen und den schönsten Sarg gekauft, welcher genau diese Länge hatte. Den rechten Sarg zu finden war nicht schwer, denn es gab der Sarg-Niederlagen in Theben viele. Der Aegypter beschäftigte sich, wie wir wissen, oft mit dem Gedanken an seinen Tod, und wer es konnte, kaufte sich bei Lebzeiten seinen Sarg, ließ ihn sich nach Gefallen ausschmücken und eben so sein Grab, die „ewige Wohnung" genannt. Ein schöner Sarg war eine Gabe, die am Geburtstage oder bei jedem andern Feste mit freudigstem Danke von Jedermann angenommen wurde. Set ließ nun den erkauften Sarg noch auf das Reichste mit Gold, Elfenbein, eingelegtem Holze, mit Schnitzwerk und Malereien verzieren und dann in sein Haus bringen.

Bald darauf nahm die Königin Aso Abschied und reiste, eine kleine Strecke von Isis begleitet, nach Aethiopien zurück. Isis aber kehrte nicht sogleich wieder heim, sondern hielt sich noch eine Zeit lang in Kest, oder Koptus auf, einer Stadt, die etwa sechs Meilen unterhalb Theben am Nil lag.

Während ihrer Abwesenheit lud Set seinen Bruder und die Großen des Reiches zu einem Festmahle ein, mit welchem auch er die Wiederkehr des Vielgeliebten feiern wollte. Bei diesem Mahle fanden sich auch sämmtliche zweiundsiebzig Verschworene ein. Man saß zechend und scherzend bis spät in die Nacht beisammen. Wollte sich einer der Gäste entfernen, so entließ ihn Set, wenn es keiner der Verschworenen war; Osiris aber ward stets durch die dringendsten Bitten zurückgehalten. Endlich war Niemand mehr anwesend, der das Verbrechen hätte stören können.

„Ich möchte", sprach Set, „Euch gerne ein bleibendes Andenken geben an diesen schönen Tag, an welchem mir es nach so langer, langer Trennung wieder einmal vergönnt war, meinen theuern Bruder zu bewirthen. Seht", fuhr er fort und führte die Gesellschaft in einen anstoßenden Saal, „hier habe ich einen Sarg anfertigen lassen, der gewiß Jedem von Euch Freude machen wird. Wohlan, Ihr sollt darum loosen, und wer der Glückliche ist, der mag ihn nehmen als Erinnerung an das heutige Fest."

Alle traten hinzu, bewunderten nicht nur die Kostbarkeit der Gabe, sondern auch die herrliche Arbeit; Set holte elfenbeinerne Würfel herbei, und nun versuchte Einer nach dem Andern sein Glück. Die Gewinnenden waren diejenigen, welche mit beiden Würfeln die gleiche Zahl von Augen warfen. Es mußten also alle Zweiundsiebzig würfeln und dann Diejenigen, welche — wie wir sagen — einen Pasch getroffen, nochmals ihr Glück gegeneinander probiren, bis zuletzt nur noch Einer einen Pasch warf. Das war die gewöhnliche Art in Aegypten, Etwas zu verloosen, und war allerdings bei einer Gesellschaft von 72 Personen sehr langweilig; aber wann waren auch so viele beisammen? Wenn ihrer sechs, oder sieben zusammen waren, so traf vielleicht schon bei dem ersten Gange nur ein Einziger mit beiden Würfeln eine gleiche Augenzahl, und das Loos hatte schnell entschieden.

„Haltet!" rief nach einigen Minuten einer der Mitspielenden. „Es ist doch thöricht, dem blinden Zufalle die Entscheidung zu überlassen. Wie, wenn nun Einer den Sarg gewinnt, der ihn gar nicht gebrauchen kann? Es wäre doch Schade, wenn er unbenutzt bleiben sollte. Ich schlage Euch eine andere Art der Entscheidung vor, die nicht minder unparteiisch ist. Versuchen wir's, wem der Sarg paßt, und der bekomme ihn. Wem die Natur zufälligerweise die rechte Größe gegeben hat, der soll der Glückliche sein."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und Einer nach dem Andern stieg in den Sarg, Alle drängten sich herbei; aber er paßte Keinem. Natürlich! Es war ja vorher verabredet, daß nur diejenigen den Versuch machen sollten, welche sehr merklich zu klein, oder zu groß waren. Aber anscheinend drängten sich Alle begierig hinzu, bis endlich wieder Einer mahnend die Stimme erhob und mit dem Tone der Zurechtweisung in das Getümmel hinein rief: „Aber Ihr Freunde, mir will es scheinen, als gebühre dem Könige doch der Vorrang."

„Ja, ja", ertönte es von allen Seiten, „der König soll's zuerst versuchen!" Und bescheiden trat Jeder zurück.

Osiris stieg ein, legte sich, — da sprangen die Verräther hinzu, warfen den Deckel auf den Sarg, schlugen die bereit gehaltenen Nägel ein, gossen noch siedendes Blei nach, — kein Mensch vermochte den Sarg mehr zu öffnen.

Das war am 17. des Monats Athir, im 28. Regierungsjahre des großen Osiris.

Set's Tod. (Seite 179.)

2.
Horus, der Rächer.

Der vermißte König. — Was im Schilfe gefunden ward. — Die Zerstückelung des Leichnams. — Zwanzig Särge. — Philä. — Isis' Milde. — Aso. — Set's Tod. — Die Mysterien.

Noch in derselben Nacht trugen die Verschworenen den Sarg an den Nil, warfen ihn in's Wasser und kehrten einzeln und auf verschiedenen Wegen nach ihren Wohnungen zurück. Am andern Morgen vermißte man den König und fragte zuerst bei Set nach ihm. Dieser stellte sich höchlichst erstaunt und versicherte, sein Bruder sei gesund und wohlgemuth um Mitternacht von ihm weggegangen; erbot sich jedoch, sogleich Erkundigungen bei den übrigen Festgenossen einzuziehen. Alsbald wurde auch ein Eilbote nach Koptus gesandt, die Königin von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Noch an demselben Tage kam Isis an. Ihr Jammern und Klagen, ihre Thränen vermehrten noch die allgemeine Aufregung. Mit Blitzesschnelle hatte sich ja in der Hauptstadt und von dieser aus nach allen Winden die Trauerbotschaft verbreitet: „Der König ist verschwunden." Allen war es, als hätten sie einen lieben Vater, einen treuen Bruder, einen theuren Anverwandten verloren; die Wehklage erscholl in jedem Hause. Aber mit der Trauer vereinigte sich die Entrüstung, der Ruf nach Rache; denn das war Allen klar, daß hier ein dunkles Geheimniß, vielleicht ein scheußliches Verbrechen vorliege. Wäre Osiris bei der Heimkehr von dem Festmahle

eines plötzlichen Todes gestorben, so hätten ihn seine Begleiter doch nach dem Palaste gebracht; ja, hätte er sich selbst, — was nicht anzunehmen, — ganz allein auf dem Rückwege nach seiner Wohnung befunden, — den Leichnam würde man doch haben finden müssen. Er war also absichtlich von bösen Menschen weggeschafft worden. Wer konnten diese Schändlichen sein? Wer in ganz Aegypten konnte Vortheil von dem Tode des vielgeliebten Königs ziehen?

Von nichts Anderem sprach man; an nichts Anderes dachte man. Jeder theilte hier und dort seine Gedanken mit und ließ sich die Vermuthungen der Anderen sagen. Der Verdacht bekam eine bestimmte Richtung; bald waren Alle auf der rechten Spur.

Set heuchelte die tiefste Betrübniß; aber die argwohnsvollen Blicke der trauernden Königin machten ihn befangen, vor ihrem Scharfblick bangte ihm; die tausend Fragen, welche von allen Seiten an ihn gestellt wurden, brachten ihn in Verlegenheit. Er beurlaubte sich, denn — — er hatte eine große Jagd veranstaltet, die sich nicht leicht verschieben lasse. So ging er weiterem Verhöre aus dem Wege; sechsundzwanzig seiner Genossen begleiteten ihn, die Uebrigen mußten in der Hauptstadt zurückbleiben, um zu beobachten, was da vorgehe.

Der Sarg schwamm unterdessen den Nil hinunter und blieb endlich im dichten Schilfe des Ufers sitzen.

Das Nilschilf, welches wir Papyrus nennen, wurde von den Griechen Byblos genannt. Erzählte nun ein griechischer Schriftsteller, der Sarg sei den Nil hinabgeschwommen und in Byblos (d. h. im Papyrus-Schilfe) wiedergefunden worden, so konnte der Leser wol mißverstehen: in der Stadt Byblos. Auf diese Weise ist wahrscheinlich die mit den sonderbarsten Ausschmückungen gezierte Erzählung bei Plutarch entstanden, der Sarg sei bis zur Stadt Byblos in Phönizien geschwommen. — Es fand sich übrigens in Unterägypten selbst ein am Meere liegender Ort dieses Namens, und ebenso eine gleichbenannte Nil-Insel bei Saïs. — Aegyptische Nachrichten über das Leben Osiris' sind bis jetzt nicht aufgefunden.

In dem Schilfe sahen am Wasser spielende Kinder die prächtige Kiste, erzählten ihren Eltern davon, und alsbald wurde Nachricht nach Theben geschickt. Isis eilte herbei, ließ den Deckel sprengen und erkannte ihren unglücklichen Gemahl. Laut weinend stürzte sie über die Leiche. Entsetzen ergriff alle Umstehenden.

Die Königin reiste nun mit dem Sarge, der ihre Liebe barg, ab. Da sie aber nicht weit von Butos (im Altägyptischen Pteneto) war, wo ihr Sohn Har erzogen wurde, beschloß sie, diesen — jetzt ihr einziges Gut — zu besuchen. Der Sarg wurde in dem Dickicht eines Waldes verborgen, und Isis eilte, ihr geliebtes Kind an das Herz zu drücken.

Unglücklicher Weise aber kam Set bei dem Umherstreifen auf seiner Jagd an den heimlichen Ort und fand hier die Leiche seines Bruders wieder,

die er längst im Meere glaubte. Sogleich rief er seine Genossen zusammen. „Seht her!“ sprach er. „Der Leichnam des Königs ist gefunden. Wehe uns! Jetzt kann uns nur unverbrüchliches Zusammenhalten retten, Treue in Noth und Tod und festes, entschiedenes Handeln.“ Damit zog er sein Schwert, zertheilte die Leiche in kleine Stücke, gab jedem seiner Schuldgenossen eines davon und sagte: „Das ist das Siegel unseres Bundes auf Leben und Tod. — Nun gehet hin, suchet Eure Freunde auf, dinget, werbet, theilet Waffen aus; jetzt müssen wir ein Heer rüsten und der Gewalt mit Gewalt entgegentreten.“

Die Verschworenen zerstreuten die ihnen überlieferten Stücke des Leichnams in die Umgegend und zogen dann umher, unter lockenden Versprechungen Theilnehmer für ihre Pläne zu werben.

Als Isis von Butos zurückkam, fand sie zu ihrem großen Schrecken den Sarg leer. Trostlos irrte sie umher, den Todten zu suchen; siehe, da fand sie eine abgehauene Hand. Verzweiflungsvoll nahm sie diese Reliquie zu sich und durchwanderte nun weinend und klagend die ganze Umgegend, die theuren Ueberreste aufzusuchen. Bald fand sie das Haupt, — einen Arm, — sie wurde nicht müde, sie rastete nicht, kein Schlaf erquickte sie, keine Ruhe gönnte sie sich, — endlich hatte sie von den sechsundzwanzig Stücken doch fünfundzwanzig wiedergefunden. Das noch fehlende war in den Nil geworfen und da von den Fischen verzehrt worden.

Die Königin ließ nun so viele kostbare Särge machen, als große Städte im Lande waren, — mehr als zwanzig, einen genau wie den anderen. In den einen wurde die zerstückte Leiche gelegt, in die anderen kamen lebensgroße Puppen. Darauf wurden die Priesterkollegien der genannten Städte zusammengerufen; Isis stellte die Särge vor sich hin und sprach: „Ich übergebe euch hier den todten Osiris. In einem dieser Särge liegt sein wahrer Leichnam; nehmet sie mit Euch; begrabet sie in Euren Tempeln; errichtet dem großen Todten Altäre und opfert ihm; sei Jeder von Euch überzeugt, daß er den echten, wahren Leib Osiris' bewahre, so wird er Euch Allen Segen bringen.“

So geschah es. Jede größere Stadt hatte ein Grab Osiris' und rühmte sich, den wirklichen Leichnam des großen Königs zu besitzen.

Das blieb lange so. Nach und nach, im Laufe der Zeiten, bildete sich jedoch immer fester die Ansicht, das eigentliche, das wahre Grab sei in dem großen Tempel auf der Insel Philä, an der Grenze Aethiopiens. Damals rechnete man noch nach Jahren zu 360 Tagen; darum wurden um dieses Grab 360 eherne Opferschalen gestellt, und die Priester mußten an jedem Tage eine derselben mit Milch füllen. Der heiligste, höchste Eid, welchen ein Aegypter leisten konnte, war der: „Das schwöre ich bei dem großen Osiris, der auf Philä ruht!“ —

Als der Todte beerdigt war, sollte nun der Verbrecher gestraft werden. Set's greuelvolle That lag bereits offen vor Aller Augen; allein ihn zur

Rechenschaft zu ziehen, war nicht so leicht, denn er und seine Freunde hatten ein großes Heer gesammelt und trotzten der Königin. Da rief auch sie ihre Getreuen zum Kampfe auf; der junge Har (uns bekannter unter dem latinisirten Namen Horus) stellte sich an die Spitze der tapfern Kriegsmänner; erfahrene Feldherren, die mit Osiris die Welt durchzogen hatten, standen ihm zur Seite; bei Antäum, Antäopolites, der eigentliche ägyptische Name ist Tkou, kam es zur fürchterlichen, blutigen Schlacht, Set wurde gefangen genommen und gebunden vor die Königin geführt.

Aber diese verzieh ihm: „Set, Set," sprach sie, „Du hast Deinen Bruder ermordet, hast meinem Kinde den Vater geraubt, hast mich zur Wittwe gemacht. Keine Strafe wäre herb' genug für Dich; aber nichts giebt mir den Verlorenen wieder. Gehe, Du bist gestraft genug; gehe hin in Frieden!"

Horus war im höchsten Grade aufgebracht über diese Milde seiner Mutter; doch konnte er ihren Beschluß nicht ändern.

Und Set? — „Ha", rief er triumphirend, „ich werde doch noch König von Aegypten!" Er eilte nach Aethiopien und beredete die Königin Aso, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen; Aegypten sei ein reiches Land, die Hauptstadt berge köstliche Schätze ohne Zahl; es sei eine so kostbare Beute zu gewinnen, wie nirgends anders. So zog er mit dieser Königin an der Spitze eines auserlesenen Heeres wieder gen Theben. Ihm entgegen trat abermals Horus mit seinen Kriegern.

Da traf es sich, als Aso eines Tages in der Nähe des äthiopischen Lagers spazieren ging, daß plötzlich dicht vor ihr eine Schlange zischend aus dem Grase fuhr und auf sie zusprang. Aso ergriff, um Hülfe schreiend, die Flucht, und die Schlange verfolgte sie in weiten Sätzen. Schon wollte die Königin ermattet zu Boden sinken, da erblickte sie einen jungen Aegypter, der des Weges daher kam. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen und stürzte auf ihn los, daß er sie errette. Und dieser schwang sein Schwert und hieb die Schlange mitten von einander.

Als die vor Angst halb ohnmächtige Königin wieder ruhig geworden, erkannte sie in ihrem Retter den jungen Horus, denselben, gegen welchen sie mit ihrem Kriegsvolke herangezogen war. Sogleich schloß sie Frieden und ein Freundschaftsbündniß mit ihm. Die bevorstehende Schlacht konnte sie jedoch nicht abwenden, denn Set befehligte die Truppen und hatte sie alle lüstern und begierig nach Aegyptens Schätzen gemacht. Der Kampf entbrannte und war heißer und erbitterter, denn das erste Mal. Set wußte, was auf dem Spiele stand, darum feuerte er die Seinen unablässig an und focht mit dem Muthe der Verzweiflung. Nicht minder tapfer kämpften Har's Getreue, welche allesammt ergrimmt waren ob der Niederträchtigkeit des ruchlosen Set. Lange schwankte der Kampf unentschieden hin und her; stundenlang währte das Morden und Schlachten; die Wurfspieße waren längst alle dahingeschleudert und verbraucht, Mann an Mann kämpfte jetzt mit Schwert und Beil, mit Dolch und Sichel, mit der Keule und dem furcht-

Digitized by Google

baren Tem. — Das Tem, eine Nationalwaffe der Aegypter, war eine Vereinigung von Keule und Beil: an einem etwa 2 Fuß langen Stabe eine schwere metallene Kugel mit einem Beile an der einen Seite. (Abgebildet S. 167, 175 ꝛc.)

Endlich, nach dem hartnäckigsten Widerstande, vermochten die Aethiopier nicht mehr Stand zu halten; sie wandten sich zur Flucht, und in tollem, wildem Durcheinander jagten sie dahin, — ihnen nach mit lautem Jubelgeschrei die tapferen Sieger. Set hatte gekämpft wie ein Held, bis er in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurde. Wie ein Sturmwind raste er dahin auf dem Streitwagen — dicht auf seinen Fersen folgte der junge Horus. „Halt, Verräther! Halt!" rief er und schwang muthig sein Tem. Da kehrte sich Set um, legte einen Pfeil auf seinen Bogen und schoß ab. „Nimm Das, Knabe!" schrie er und jagte weiter. Aber seine Hand hatte gezittert, der Pfeil hatte nicht getroffen. Laut auf jauchzte Horus.

„Platz da! Platz!" rief Set, denn vor ihm drängten sich die Flüchtigen, daß er nicht durchkommen konnte. Allein es war nicht möglich, sich hier Bahn zu brechen — noch ein Augenblick — jetzt ist Horus da — „Vater, ich räche Dich!" ruft er — und zerschmetterten Hauptes liegt Set am Boden.

Da ihr Sohn noch zu jung war, übernahm Mutter Isis selbst die Regierung. Lange Jahre herrschte sie noch über Aegypten glücklich und beglückend. Als sie geschieden war, trauerte das ganze Land, und man erwies ihrem Andenken die höchsten Ehren, die nur zu ersinnen waren. Ueberall errichtete man ihr Tempel, Bildsäulen und Altäre. Ihr, der Erfinderin des Getreidebaues, zu Ehren feierte man jährlich ein zehntägiges Erntefest; die ersten Garben wurden vor ihren Altären niedergelegt; Weizen und Gerste trug man in Prozession nach den Tempeln. — Verschiedene Pflanzen, namentlich mehrere Heilkräuter, wurden nach ihr benannt, und den schönsten Stern am Himmel, den wir Sirius nennen, nannten die Aegypter Isis-Stern (Sat-Isi). Als in späterer Zeit den 360 Tagen des Jahres noch 5 Schalttage zugesetzt wurden, feierte man alljährlich am ersten Schalttage den Geburtstag Osiris', am vierten den der Isis.

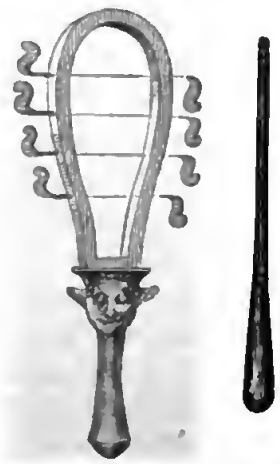
Osiris' Geburtstag war eines der größten Feste im ganzen Jahre und wurde in allen bedeutenderen Städten mit Pracht und Jubel begangen. Zuerst wurde in dem Tempel gebetet, gesungen und geopfert; dann bekleidete man eine kleine Bildsäule des vergötterten Osiris mit kostbaren Gewändern, stellte sie in ein vergoldetes tragbares Kapellchen und trug sie so in feierlicher Prozession durch die ganze Stadt. Musiker und Sänger eröffneten den Zug, dann folgten die Priester, nach diesen die geschmückte Bildsäule, den Schluß bildete das Volk. War man wieder in dem Vorhofe des Tempels angekommen, so wurde abermals gebetet, gesungen, aus den heiligen Büchern vorgelesen und geopfert, dann verlief sich das Volk und überließ sich seinen Lustbarkeiten. Ueberall Tanz, Musik und Schaustellungen aller Art; es wurde gezecht und gejubelt bis in die späte Nacht.

Namentlich wurden diese Feste dadurch so bedeutend, daß an ihnen viele Tausende von Besuchern aus benachbarten kleineren Städten und Dörfern nach den Hauptorten kamen; der Fluß bildete ein leichtes Verbindungsmittel, und Tausende von einfachen Kähnen und bunt geschmückten Gondeln, Segelbarken und Ruderbooten schwammen an solchen Festtagen den Nil hinauf und hinunter. Gab es doch viel zu sehen in den großen Städten, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler; auch Kampfspiele und in späterer Zeit sogar Stiergefechte wurden aufgeführt. Die Stiere wurden eigens dazu gehalten und für diese Wettkämpfe aufgezogen. Gewöhnlich ließ man zwei Stiere gegen einander kämpfen, d. h. sich mit ihren Hörnern angreifen; mit Stöcken versehene Treiber standen dann in dem Circus, reizten die wüthenden Thiere immer von Neuem und ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Aber auch Das kam vor, daß Männer gegen Stiere kämpften.

Am Todestage des großen Königs aber, am 17. Athir, beging man die Mysterien der Isis, denen jedoch nur Eingeweihte beiwohnen durften. Zur Nachtzeit wurde in den Tempeln von den Priestern theatralisch dargestellt der Tod des Königs, die Auffindung seiner Leiche, die Zerstückelung derselben durch Set, der Königin trostloses Umherirren und Suchen u. s. w., — Nichts fehlte, selbst die Schlange nicht, durch welche Aso verfolgt wurde, — nur zerhieb man keine wirkliche Schlange, sondern ein dickes Seil.

Nach den Aussagen altägyptischer Priester wären seit jenen Tagen bis zum Beginne unserer Zeitrechnung nicht weniger als fünfundzwanzigtausend Jahre verflossen.

Von Osiris und Isis sprachen späte Zeiten noch mit Verehrung und Liebe, von Set nur mit Abscheu; Tufe nannte man ihn allgemein, d. i. der Bösewicht. Daraus entstand der griechische Name Typhon. Heutzutage aber gedenkt Niemand mehr an den Ufern des heiligen Nil der großen Vergangenheit; denn ein fremdes Volk wohnt dort, welches keinen Osiris kennt; das alte Volk ist verschwunden.



Kemkem oder Sistrum. (Seite 170.)

Die räthſelhafte Sandale (S. 184.)

Nitokris.

2954—2948 vor Chr. Geb.

1.

Des Weinhändlers Töchterlein.

Die Roſenwange. — Das Bad. — Der furchtbare Geier. — Des Königs Frage und des Weiſen Antwort. — Wer ſuchet, der findet. — Die junge Königin. — Des Königs Tod.

Es ſind ſchon faſt 5000 Jahre, da brach ein Kaufmann, dem es ſchwer hielt, ſich und die Seinigen zu ernähren, von der Inſel Samos mit Weib und Kind auf und zog nach Aegypten, wo er einen kleinen Handel mit Wein anfing. Auch hier ward es ihm ſauer, ſich durchzubringen; denn die Aegypter waren gegen alle Ausländer ſtolz, zurückhaltend, finſter; ſie hätten dem Fremdling nicht geſtattet, ſich mit ihnen an denſelben Tiſch zu ſetzen. Des Samiers einziger Troſt, ſeine einzige Freude bei den vielen Unannehmlichkeiten, Sorgen und Mühen des täglichen Lebens war ſein Töchterlein, das ihn reichlich entſchädigte für Alles, was er zu dulden und zu ertragen hatte. Die kleine Netkro (oder Nitokris) erblühte aber auch in unnennbarer Lieblichkeit; Vater und Mutter waren überglücklich im Anſchauen ihres Kindes, und ſelbſt die Gäſte im Schenkzimmer, die ernſten Aegypter, konnten ſich nicht ſatt

ſehen an dem wunderbar lieblichen Mädchen. Und je älter es wurde, deſto ſchöner ward es. Die Nachbarn wußten nicht genug zu erzählen von den glänzenden, dunklen Haaren, von den kohlſchwarzen Augen und den friſchen, roſenrothen Wangen des Mägdleins und nannten es nur „Roſenwange“.

Der Ruf von Netkro's Schönheit verbreitete ſich nach und nach über die ganze Stadt; ihr zur Liebe holte man den Wein bei ihrem Vater; ſie ſehen, ſie betrachten zu können, kamen Kunden aus den entfernteſten Stadttheilen; Jeder wollte die „Roſenwange“ ſehen, und wer ſie einmal angeblickt hatte, der vergaß das Wiederkommen nicht.

Niemand befand ſich dabei beſſer, als ihr Vater. Sein kleiner Handel vergrößerte ſich von Tag zu Tag; kaum konnte er die Menge Weins auftreiben, die bei ihm verlangt wurde, und aus dem beſcheidenen, unbekannten Fremdlinge ward ein reicher, angeſehener Kaufmann. Seine Tochter aber hatte vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend vollauf zu thun, denn Alle wollten von ihr bedient ſein. Der beſte Trunk ſchmeckte den Gäſten nicht, wenn ſie ihn nicht darreichte; wer einzukaufen kam, ſah nach ihr, und ſprang der Vater hinzu und wollte noch ſo gefällig jeden Wunſch befriedigen, ſo hieß es doch: „Iſt die Roſenwange nicht da? Ich will warten, bis ſie kommt.“

So wurde Nitokris den ganzen Tag in Athem gehalten. Doch blieb ſie ſtets unverdroſſen und freundlich; munter wie ein Schmetterling flatterte ſie hin und her und wußte Alle zu befriedigen. Gab es einmal einen Augenblick der Ruhe, ſo eilte ſie, begleitet von einer Dienerin, hinaus an den Nil, tauchte in ſeine klaren Fluten und holte ſich da neue Friſche, Kraft und Lebensluſt. — Tägliches Baden war den Aegyptern der großen Hitze wegen und in Folge ihrer außerordentlichen Reinlichkeit ein ſo unabweisbares Bedürfniß geworden, als uns das Eſſen; und dieſes Bedürfniß konnte befriedigt werden, da alle Städte entweder an dem heiligen Fluſſe ſelbſt, oder doch an einem breiteren Kanale lagen. Auch war das Baden mit weniger Umſtänden verbunden, als bei uns. Meiſtens trug man nur ein einziges, leichtes Gewand; Sandalen beſaßen nur die Vornehmeren und namentlich die Frauen; Alle, Männer wie Frauen, pflegten ein gelb und blau geſtreiftes Tuch um den Kopf geknüpft zu tragen. Ausgekleidet war man alſo ſchnell. Hatte man nach Herzensluſt gebadet, ſo warf man ſein Gewand um, band das Tuch um den Kopf und ſpazierte weiter; das Abtrocknen beſorgte die Sonne.

Eines Tages war Netkro mit ihrer Begleiterin auch wieder hinaus geeilt, ſich in den Fluten des Nil zu erquicken. Während jene ſich noch am Bade erfreute, war dieſe bereits herausgeſtiegen, hatte ſich angekleidet und ging nun am Ufer auf und ab. Sie beſchäftigte ſich damit, ihrer Herrin einen Strauß zu binden aus den prachtvollen weißen Lotosblumen, die in Maſſe am Ufer ſtanden (S. 171). Dieſe Blumen, welche viel Aehnlichkeit mit unſeren Seeroſen haben, waren eine beſondere Liebhaberei der ägyptiſchen Frauen. Vornehme Damen ſah man faſt nie, ſei es auf dem Spaziergange, ſei es in Geſellſchaft, oder auch bei einer Luſtfahrt auf dem Waſſer, ohne ein Lotosſträußchen in der Hand.

So ging die Dienerin eine kleine Weile sorglos hin und her.

„Rosenwange, Rosenwange", rief sie plötzlich mit lauter Stimme, „sieh diesen furchtbaren Vogel!"

Nitokris blickte in die Höhe — da schwebte in weiten Kreisen ein ungeheurer Geier über ihnen. Und immer enger und enger beschrieb er seine Kreise, immer tiefer und tiefer kam er herab. Angst überfiel die Mädchen; sie schrieen laut auf, sie riefen um Hülfe, aber es war Niemand in der Nähe, der ihren Hülferuf hörte, der ihnen in ihrer Noth hätte beistehen können. Jetzt war der unheilbringende Vogel gerade über ihnen, er senkte den Kopf nach unten — und wie ein Pfeil schoß er herab. Nitokris stieß einen gellenden Schrei des Entsetzens aus und bedeckte beide Augen mit ihren Händen. Ihre Dienerin aber entfloh vor Angst und Schrecken.

Einen Augenblick darauf rauschten wieder die Flügel des mächtigen Geiers — die beiden Mädchen wagten hinzusehen — da stieg der fürchterliche Raubvogel wieder in die Lüfte — höher, immer höher — und entschwand den Blicken. Nitokris sprang aus dem Wasser und fiel ihrer Begleiterin weinend um den Hals. Als sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, wollte sie heim eilen; da gewahrte sie erst, was der Geier angestellt — er hatte ihr die eine ihrer Sandalen entführt. Das war nun freilich kein großer Schaden; Rosenwange ging mit ihrer Begleiterin barfuß nach Hause, erzählte das erlebte Abenteuer und hob zum Andenken die übrig gebliebene Sandale auf.

Zu derselben Zeit aber begab sich's, daß der Pharao des Landes aus seiner Hauptstadt hinauszog auf das freie Feld, um dort mit seinen Räthen zu Gericht zu sitzen. Damals wurden die Händel noch nicht im Gerichtshause von besonderen Richtern nach geschriebenen Gesetzen entschieden — das kam erst später auf; sondern der König sprach das Recht öffentlich vor aller Welt, unter'm freien Himmel, unterstützt durch seine Räthe. Die Parteien traten herzu, brachten ihre Anliegen vor, vernahmen ihr Urtheil und entfernten sich wieder, freudig oder traurig, je nachdem der Ausspruch des Königs gelautet hatte.

Da wurde auf einmal die Aufmerksamkeit der Umstehenden gestört; Dieser und Jener blickte in die Höhe; hier deutete Einer gen Himmel, dort that ein Anderer einen lauten Ausruf des Staunens. Der König selbst erhob sein Haupt, das er nachdenkend gesenkt hatte — siehe, da schwebte hoch in den Lüften ein gewaltiger Geier über der Versammlung. Niemand dachte nun mehr an das Gericht; die Verhandlungen wurden unterbrochen, und Alle beobachteten den stattlichen Vogel, der mit mächtigem Flügelschlage die Luft durchschnitt. Jetzt breitete er seine Fittiche ruhig aus, beschrieb erst größere, dann kleinere Kreise und näherte sich immer mehr der Erde. Mit großer Spannung sahen Alle dem Schauspiele zu, denn der Geier war in Aegypten ein Sieg bringender und Glück verheißender Vogel.

Nun schwebte er gerade senkrecht über dem Könige. Da öffnete er eine seiner Krallen und ließ Etwas herabfallen. Ein Ruf des Staunens ertönte

aus tausend Kehlen zumal. Pfeilgeschwind schoß der Geier davon und war bald Aller Augen entschwunden. Aber auf dem Schooße des Königs lag eine kleine, niedliche Sandale. Sprachlos saß der König; Verwunderung sprach aus allen Blicken; Niemand wußte, was er aus diesem Vorfalle machen sollte.

Endlich ergriff der König das Wort und sprach: „Wer deutet mir Das? Sinnend wiegte Dieser und Jener sein Haupt, aber des Räthsels Lösung wollte lange Keinem gelingen. Da trat ein alter, erfahrener Priester vor, verbeugte sich tief und hob an: „Du hast gefragt, o Sohn der Sonne, und Dein Knecht antwortet. Es ist die Fußbekleidung eines Mägdleins, welche Dir der Segen bringende Vogel aus des Himmels Höhe übergeben hat; auf denn und suche sie, die Dir in solcher Weise zugeführt worden ist! Sie werde Deine Hausfrau und unsere Königin!“

Alle hatten mit Aufmerksamkeit der Rede des Weisen gelauscht. Kaum hatte er geendigt, da erhob sich ein lauter Sturm des Beifalls. „Auf! Auf!“ rief es von allen Seiten. „Suchen wir die Königin!“ Im Triumphzuge wurde der König unter dem schmetternden Schalle der Trompeten und dem freudigen Geschrei des Volkes nach der Stadt zurückgeleitet. Hier wußte man die merkwürdige Begebenheit schon durch Einzelne, die vorangeeilt. Jubel erscholl in allen Straßen, und bald zogen Herolde durch die ganze Stadt und verkündeten unter dem Lärm der Trommeln und Trompeten, die Eigenthümerin der merkwürdigen Sandale werde vor den König geladen, und so sie ihm gefalle, solle sie mit ihm herrschen über Aegyptenland.

Sonderbarer Weise verging aber der ganze Tag, und Niemand meldete sich; obwol doch gewiß die Tochter jeder Familie stolz gewesen wäre, neben dem Sohne der Sonne auf dem Throne zu sitzen. — Was war nun zu machen? Der König hatte die Sandale sorgfältig verwahrt; wer sie beanspruchte, mußte sie nicht allein genau beschreiben, sondern auch die andere dazu passende Hälfte des Paares vorzeigen können und endlich das dazu gehörige Füßchen. Eine Täuschung war also nicht möglich, so gerne man sie auch versucht hätte.

Im Königspalaste konnte man sich nicht fassen vor Staunen, daß sich Niemand zu der Sandale meldete. Denn daran dachte man nicht, daß der Geier sie viele, viele Meilen weit aus Unterägypten hergebracht hatte. Wieder zogen die Herolde durch die Stadt und riefen einen großen Preis aus für Den, durch dessen Hülfe das unbekannte Mädchen entdeckt werde — Alles umsonst, Alles vergebens! Der König hatte keine Ruhe und keine Rast mehr vor Ungeduld. „Ich will sie sehen und muß sie sehen“, rief er, „und sollte ich jede Hütte meines ganzen Reiches durchsuchen von Philä bis zum Meere.“ Er brach auf und durchzog sein ganzes Land von Süden nach Norden, und ließ in jeder Stadt sein Gebot und sein Verlangen verkündigen.

So kam er auch dahin, wo Nitokris wohnte; und als die Herolde hier auf offener Straße sein Wort verlasen, rief's von allen Seiten: „Das paßt auf Rosenwange, die schöne Fremde. Ihr hat ein Geier die eine Sandale entführt. Ja, ja, geht zur Rosenwange, der Tochter des Weinhändlers.“ —

Das Land der Pyramiden.

Der Sohn der Sonne holt seine Braut ein.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Während nun die Umstehenden zu Nitokris eilten, ihr die glückliche Mär mitzutheilen, flogen die Boten zurück zu dem Könige, riefen: „Heil Dir! Endlich haben wir gefunden, wen Du suchst", und erzählten ihm, was sich begeben. Dieser aber konnte sich nicht gedulden, bis man die so lange und sehnlich Gesuchte zu ihm führte — er begab sich, begleitet von seinem Hofstaate, augenblicklich hin zu ihr.

Noch hatte Nitokris sich nicht von ihrem Erstaunen erholt, da scholl Lärm und Getümmel von der Straße her. Sie lief zum Fenster — siehe, da rückten bei'm Schalle der Klappern und Kemkem, der Trommeln und Trompeten zweihundert schwer gewappnete Keulenträger heran. Hinter ihnen Bogenschützen und Lanzenträger; dann ein Herold, der mit lauter Stimme rief: „Ape Rek! Ape Rek!" (Beuget das Haupt!) und alles Volk auf den Straßen verneigte sich, aber die, so an den Fenstern oder auf den Dächern standen, riefen mit lauter Stimme: „Heil unserm König!"

Nun erschien der vergoldete Wagen, von prächtigen Pferden gezogen, die wieder durch weiß gekleidete Jünglinge geführt wurden; und auf dem Wagen stand der Sohn der Sonne, mit der weiß und rothen Königskrone geschmückt. Diener gingen rechts und links zur Seite und hinter ihm und hielten an langen Stangen Fächer oder Schirme von Straußfedern über sein Haupt.

Der Wagen hielt vor des Weinhändlers Thür, der König trat ein — nach einer halben Stunde setzten sich die Keulenträger wieder in Marsch, die Musik erschallte, abermals ertönte der Ruf: „Ape Rek!" — aber neben dem Sohne der Sonne auf dem goldenen Wagen stand die schöne Rosenwange, und Alles jubelte und jauchzte: „Glück und Segen unserer jungen Königin!"

Allenthalben wurden dem Paare Blumen auf den Weg gestreut; man bereitete ihm Feste, begleitet von ungeheuchelten Beweisen von Freude und Liebe. Ueberglücklich kam die neue Königin in der Hauptstadt an; wieder folgte Fest auf Fest, Lustbarkeit auf Lustbarkeit — und was das Beste war: die laute Lust nahm wol ein Ende, aber nicht die Liebe ihres Gemahls, nicht die Verehrung des Volkes, das seine Königin fast wie ein überirdisches Wesen vergötterte. — Und Nitokris verdiente diese Liebe. Sie war in der That eine liebende Mutter dem Volke; sie brachte Trost dem Verlassenen, Hülfe dem Armen, Pflege dem Kranken; kein Haus war zu klein, keine Hütte zu ärmlich, die sie nicht aufgesucht hätte, Glück und Segen spendend nach allen Seiten. Wo sie erschien, da schwanden Sorge und Noth, und Friede und Freude kehrten ein.

Jahre waren vergangen; die schöne Rosenwange erfreute sich des reinsten Glückes — liebend und geliebt — was fehlte ihr? — Ach, sie ahnte nicht, was ihr noch bevorstand; sie glaubte nicht, daß in ganz Aegypten sich irgend ein Feind für sie oder ihren Gemahl finden könne. Und doch war dem so. Denn es fanden sich Solche, die es dem Könige nicht vergeben, die es nicht vergessen konnten, daß er eine Fremde auf den Thron erhoben. Sie hielten fest am alten Recht und Herkommen; sie wollten es nicht verletzen lassen, sie wollten es rächen — und sei es selbst am Leben des Königs.

Der geheime Bund der Unzufriedenen ward durch einen heiligen Eid besiegelt, und bald war Nitokris zur Wittwe gemacht. Da stand sie nun, die ehemals so holdselige Rosenwange, jetzt ein bleiches, weinendes Frauenbild; da stand sie klagend und jammernd und händeringend am Sarge des geliebten Mannes und hätte sich so gern mit ihm begraben lassen! Unter Thränen traf sie die Anstalten zu seiner Beerdigung. Alle nur erdenklichen Zeichen der Liebe und Treue wurden dem Todten noch gespendet, bis endlich nach den 70 Tagen der Trauer die Stunde der Beerdigung erschien. Und als nun die einbalsamirte Leiche in den westlichen Bergen beigesetzt, als das Grab wieder verschlossen war, da lehnte die trauernde Königin noch lange an der vermauerten Thür und betete und weinte. „Schlaf wohl, Geliebter", lispelte sie. „Nicht viel ist's mehr, was ich hier zu thun habe; mein Grab will ich mir bauen, Dich will ich noch rächen, und dann, dann eilen zu Dir."

2.
Die Wittwe.

Die Pyramide. — Das unterirdische Gemach. — Das Gastmahl des Todes. — Flammentod. — Nitokris' Geist.

Am andern Tage war die Königin wie umgewandelt. Sie ließ den Baumeister kommen und beauftragte ihn mit Erbauung einer Pyramide — ihres Grabmals, sodann eines großen, unterirdischen Saales, geeignet zu festlichen Banketten. Denn es war im Lande Aegypten Gebrauch, in unterirdischen Gemächern (ähnlich unsern Kellern) Schutz gegen die drückende Hitze zu suchen. Als die Pläne zu beiden Bauwerken besprochen und festgestellt waren, entließ Nitokris den Meister mit dem Befehle, er solle kein Opfer scheuen, unumschränkt über ihren ganzen Schatz verfügen, — nur sorgen, daß sie so bald, als irgend möglich, befriedigt werde. Dann widmete sie sich den Staatsgeschäften und that Alles, was ihr zukam, mit Eifer und Hingebung; ja, sie wußte sich ein solches Ansehen im ganzen Volke zu erwerben, daß man in der That den König nicht vermißte. Zu der innigen Liebe, die schon lange Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Gering an sie gefesselt hatte, kam jetzt noch die hohe Achtung vor ihrer Einsicht und ihrer Kraft. Noch späte Geschlechter rühmten von ihr, sie sei (außer Isis) die Edelste und Schönste gewesen, die je den Thron mit dem Sohne der Sonne getheilt.

Aber ihre Schönheit war nicht mehr die frühere; die Rosenfarbe war von ihren Wangen gewichen; nie belebte ein Lächeln ihre bleichen, leidenden Züge; nie kam ein Scherz, nie ein Ton der Freude über ihre Lippen, und oft konnte man sehen, wenn sie still sinnend da saß, daß ihr Herz nicht hier sei, daß ihre Gedanken in die Ferne schweiften. Am liebsten ging sie, wenn die Geschäfte des Staates besorgt waren, hinaus und sah nach ihrer Pyramide. Diese wurde nicht, wie andere, aus gelbem Kalk- oder Sandstein auf-

Digitized by Google

geführt, sondern aus Granit, den man viele Meilen weit von der Südgrenze des Landes herholen mußte. Das ganze Jahr hindurch waren Tausende von Arbeitern beschäftigt, Steine zu brechen, zu behauen, den Nil hinab zu schaffen und dort zum Baue auf einander zu schichten. Mit gleichem Eifer wurde an dem unterirdischen Saale gearbeitet, und als er fertig war, ließ ihn Nitokris mit königlicher Pracht ausschmücken. Seine Einweihung aber wurde noch verschoben, bis auch die Pyramide vollendet war. Endlich, nach sechs Jahren angestrengter Arbeit und sehnsuchtsvollen Harrens, waren beide Werke vollbracht. Im Innern der stolz sich erhebenden Pyramide war das Grabkämmerlein schon hergerichtet, der Granitsarg stand bereits darin, — die Steine lagen zurecht, den engen Eingang zu vermauern, sobald die Leiche beigesetzt.

Niemand wußte, Niemand ahnete nur im Entferntesten, welchen Plan die betrübte Nitokris in ihrem Herzen barg. Als ihr Gemahl ermordet worden war, hatten die Mörder ihre Rache gefürchtet; aber die trostlose Wittwe lebte nur ihrer Trauer, nur ihrem Schmerze, ließ die Frevler unangetastet, und diese blieben in ihren Aemtern und Würden. Sie hatten nicht geglaubt, so leicht davon zu kommen; jetzt, nach sechs langen Jahren dachte keiner von ihnen mehr an eine Gefahr. Aber die Königin lud alle die Mörder ein zu einem großen Bankette, das zur Feier der Vollendung der Pyramide in dem unterirdischen Prachtsaale abgehalten werden sollte. Keiner der Geladenen wußte, wer noch außer ihm der Ehre theilhaftig wurde, an dem Königsfeste Theil zu nehmen; und als sie sich in dem Prunksaale versammelten, bemerkten sie auch nicht, daß sie Alle beisammen wären, die sich vor sechs Jahren den Tod des Königs zugeschworen hatten. Und ferner wußten sie nicht, daß vom Nil aus ein weiter Kanal unter der Erde gegraben war, der im Vorzimmer des Saales neben der Treppe mündete, nahe bei der einzigen Thür. Auch war der Kanal mit einer Schleuße gut verschlossen, so daß kein Tropfen Wassers durchdrang, Alles war auf's Gastlichste geschmückt, mit prunkenden Teppichen behangen. Niemand ahnete das Verderben, welches hinter dieser Wand lauerte.

Hundert Flammen erhellten den weiten Saal, den die kostbarsten Geräthe schmückten. Die seltensten Weine, die köstlichsten Gerichte prangten in goldenen Pokalen und Schüsseln; Alles, was das Herz erfreuen konnte, war in reichem Maße geboten; duftende Blumen verbreiteten Wohlgeruch; heitere Musik erscholl; Tänzerinnen ergötzten das Auge durch ihre liebliche Kunst, — alle Gäste waren einstimmig, es sei das herrlichste Fest, das sie je erlebt.

Strahlenden Auges überblickte die Königin die Zahl ihrer Gäste, mit Genugthuung gewahrte sie ihre Freude, hörte sie die Aeußerungen ihrer Lust. Als gegen Ende der Tafel das Jubeln und Jauchzen den höchsten Grad erreicht hatte, da entschwebte die bleiche Frauengestalt durch den Saal. Draußen blieb sie einen Augenblick in dem Vorgemache stehen, warf noch einen Verderben verkündenden Blick zurück nach der Thür, dann stieß sie den Riegel der Schleuße zurück — und stürzte die Treppe hinauf.

Plötzlich ertönt ein donnerähnliches Rauschen und Brausen; die Flügelthür

Digitized by Google

des Saales springt auf, und mit furchtbarer Gewalt herein dringt die todbringende, naſſe Flut. Sprachlos vor Schrecken, regungslos vor Entſetzen ſind Alle; kein Schrei ertönt, kein Wort wird geſprochen, kein Verſuch zur Rettung gemacht; wer ſteht, bleibt ſtehen, wer auf dem weichen Polſter liegt, erhebt ſich nicht. Das Verderben nahte zu ſchnell und zu ſicher; der Tod ereilt in wenig Sekunden Alle, Alle, den vollen Becher noch in der Hand ....

Das war die Rache einer Frau, der man ihr Liebſtes, ihr Theuerſtes entriſſen hatte. Sie hätte damals, als ihr Gemahl ermordet worden war, die Verbrecher einfangen und von den Gerichten zum Tode, oder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilen laſſen können; aber das genügte ihr nicht. Wie ihr ſelbſt vor ſechs Jahren unerwartet, unvorbereitet ihr ganzes Glück geraubt worden, ſo ſollte auch ungeahnt und blitzſchnell das Verderben über Die kommen, welche ſich an ihr verſündigt. Alle ſollten ſie vereinigt ſein; nicht im Schlafe, nicht unter gewöhnlichen Verhältniſſen, — mitten in der Freude und Luſt ſollte der Tod in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt vor ſie hintreten. Sie ſollten das Leben verlieren zur Zeit, da es ihnen am ſüßeſten war, und ehe ſie der Tod ereilte, ſollten ſie ihn ſchauen in ſeiner ganzen Gräßlichkeit. Der volle Becher und das naſſe Grab!

Netkro war unterdeſſen nach einem anderen Gemache in der Nähe geeilt. Hier loderte ſchon ſeit Stunden ein großes Feuer; der Boden war mit glühenden Kohlen bedeckt, die Flamme leckte an den Wänden, — hier ſuchte und fand ſie den Tod. — Am zweiundſiebzigſten Tage darnach bewegte ſich ein langer Trauerzug hin zur Pyramide; das Volk hielt Gericht über die verſtorbene Königin, und da es ſie des ehrlichen Begräbniſſes für würdig erkannte, wurde die Leiche in dem ſchon bereiten Grabkämmerlein beigeſetzt.

* * *

Aber das Volk vergaß ſie nicht; ihr Andenken blieb in Segen, und Enkel und Urenkel ſprachen nach hundert und aber hundert Jahren noch von der ſchönen Nitokris. Beinahe 5000 Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Ein fremdes Volk lagert um die Pyramiden, fremde Worte tönen am Strand des heiligen Nil. Kommſt Du aber hin in jenes Wunderland, ſiehſt Du jene unvertilgbaren Malſteine der Zeit, ſo wird Dir, wenn Du vor der kleineren Granitpyramide ſtehſt, Dein Wegweiſer eine ſeltſame Erſcheinung erzählen und jeder in der Nähe wohnende Araber wird ſie Dir beſtätigen.

Zuweilen in klarer Sternennacht geſchieht's, daß ein bleicher Schimmer der Pyramide entſchwebt, ein weißer Schein. Tritt der Wanderer näher, ſo erblickt er ein liebliches Frauenbild von überirdiſcher Schönheit, gehüllt in ein langes, fliegendes, durchſichtiges Gewand. Auch am hellen Mittage will man ſchon die bleiche Geſtalt geſehen haben. Sie umſchwebt die Pyramide, in der ſie ihre letzte Ruhe gefunden, und wer ſie erblickt, den lächelt ſie an, ſo ſchmerzvoll und doch ſo mild, daß er's nimmer wieder vergeſſen kann.

Das iſt die ſchöne Netkro, die Roſenwange.

Vier Könige vor den Wagen gespannt. (S. 202.)

Sesostris oder Rhamses II.

Regierte von 1392—1326 vor Chr. Geb.

1.
Ein großer Held.

Geburt. — Erziehung. — Ein Muster für andere Könige bei ihrem Regierungsantritte. — Gegen die Kuschi. — Rüstung. — Abmarsch. — Das große Heer. — Denkmäler.

Horch, tönt nicht Trompetenklang von den Zinnen des königlichen Schlosses? Weshalb wallet das Volk freudig bewegt durch die Straßen und jauchzt und jubelt laut auf? Ha, da rufen's die Priester von den Höhen der Tempel aus: Dem Könige von Aegypten ist ein Sohn geboren.

Der glückliche Vater hat sogleich die himmelskundigen Astrologen benachrichtigen lassen; diese haben die Stellung der Sterne in der Stunde der Geburt geprüft und dem Könige diese Antwort geschickt: „Heil, König, Dir! Dein Sohn wird größer sein denn Einer der Dageweſenen. Er wird beglücken sein Volk, wird erobern die Welt mit seinem starken Arm, er wird sein der Erste nach Osiris! Heil dem Sohne der Soune!“

Da faßte der König einen großartigen Entschluß. Er ließ zusammen-

bringen alle Knäblein, die an demſelben Tage geboren waren in ganz Aegypten, auf daß ſie erzogen würden mit ſeinem Sohne, daß ſie ſeine Freunde, ſeine Brüder würden, die Freud und Leid mit ihm theilten, auf die er ſich verlaſſen könne in Noth und Gefahr. Und es ſollen ihrer 1700 geweſen ſein. Der junge Prinz aber erhielt den Namen Rhamſes und iſt der große Held geworden, welchen wir unter dem Namen Seſoſtris kennen.

Nicht weichlich, aber mit der größten Sorgfalt wurde die Kinderſchar erzogen. Als die Kleinen laufen konnten, da begann ein fröhliches, luſtiges Leben; den ganzen Tag tummelten ſie ſich in den königlichen Gärten, vergnügten ſich mit Spielen aller Art, und der Prinz galt nicht mehr und nicht weniger, als jeder ſeiner Kameraden; der Sohn des Königs und der Sohn des Fiſchers — es war kein Unterſchied, als daß der Eine Rhamſes und der Andere etwa Petamun hieß.

Unterdeſſen ließ der Sohn der Sonne die trefflichſten und weiſeſten der ägyptiſchen Prieſterſchaft aus allen Gegenden des Landes berufen, daß ſie die Lehrer des Prinzen und ſeiner Geſpielen würden. Von dieſen ausgezeichneten Männern erhielten ſie die erſte Unterweiſung und wurden ſpäter, bei reiferem Alter, eingeführt in alle Wiſſenſchaften. In gleicher Weiſe wie für den Geiſt wurde auch für das Herz geſorgt durch Lehre und Beiſpiel, durch Vorhalten rühmlicher Muſterbilder und beſonders durch das Leben mit den Freunden. Im Umgange mit ihnen wurde jede geſellige Tugend gelernt, Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit, Verträglichkeit, Nachgiebigkeit, Verſöhnlichkeit; hier ſchloß ſich Herz an Herz, hier ward das Band der Freundſchaft geknüpft, dauernd für das ganze Leben.

Nicht geringere Sorgfalt wurde auf die körperliche Erziehung verwendet. Die jungen Leute wurden an Mäßigkeit und Arbeit, an Ertragung von Strapazen, Hunger und Durſt gewöhnt, in jeder Weiſe abgehärtet und von den gewandteſten und geſchickteſten Kriegsleuten geübt im Laufen und Springen, Ringen, Werfen und Schleudern; ſie lernten die Handhabung des Bogens und der verſchiedenen Waffen und mußten alle Arten des militäriſchen Exerzitiums mit Eifer betreiben. Die Jagd auf wilde Thiere war ihr Hauptvergnügen.

So war Seſoſtris (oder Rhamſes) 18 Jahre alt geworden. Da hätte er nicht mehr Ruhe noch Raſt daheim im väterlichen Palaſte; er wollte hinaus, Heldenthaten verrichten, die Welt erfüllen mit ſeinem Kriegsruhme. Er ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Freunde, ſein Vater gab ihm noch einige Tauſend geübter Krieger und etliche erfahrene Kriegsoberſten als Berather mit, — und der junge Prinz zog nach Norden und eroberte die öſtlich und weſtlich an Aegypten grenzenden Länder Tiarabia und Libyen. Nach kurzer Zeit kehrte der junge Held ſieggekrönt in die Arme ſeines Vaters zurück. Da vergoß der König Freudenthränen und ſprach: „Nun kann ich ruhig heimkehren in meine ewige Wohnung und getroſt erſcheinen vor dem großen Oſiris, — mein Land Aegypten wird glücklich ſein durch meinen Sohn.“ Und bald darauf ſtarb der alte König. Das war im Jahre 1392 vor Ch. Geb.

Nie hat ein Regent sein hohes Amt in schönerer Weise angetreten, als Sesostris. Alle, welche wegen eines Vergehens gegen den König, oder die königliche Familie, oder wegen Verrätherei in Untersuchung oder in Strafe waren, wurden völlig straffrei entlassen und in alle ihre früheren Rechte und Aemter wieder eingesetzt. Für Alle im ganzen Lande, welche wegen Geldforderungen angeklagt waren, bezahlte der junge Pharao die Schulden aus seiner eigenen Kasse.

Wer in Noth und Dürftigkeit war, brauchte sich nur an den König zu wenden; mit vollen Händen theilte er seine Reichthümer aus. In gleicher Weise übergab er einen großen Theil des königlichen Grundbesitzes seinen Unterthanen. Wer der Hülfe benöthigt war und guten Raths, wandte sich vertrauensvoll an ihn, und nie ward dieses Vertrauen getäuscht. Sesostris kannte keinen größeren Genuß als Geben, Erfreuen, Beglücken.

Um die Verwaltung des Landes zu erleichtern, wurde das Reich in 36 Provinzen eingetheilt, deren jede einen königlichen Statthalter erhielt, dem die Leitung seines Bezirkes, sowie die Erhebung der Abgaben übertragen wurde. Auch hatte er für die Erhaltung der Dämme und Kanäle, der Straßen und öffentlichen Bauwerke zu sorgen, und bei ihm mußten sich alljährlich die Bewohner der Provinz einfinden und nachweisen, womit sie sich ernährten, und wie es um ihr Einkommen stehe.

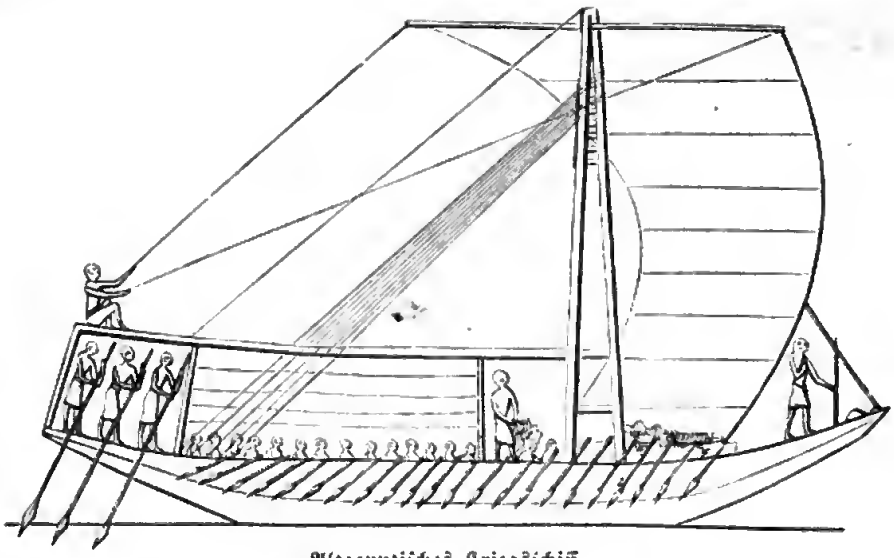
Nachdem so das Land auf's Beste versorgt war, wandte Sesostris seine ganze Kraft dem Heerwesen zu.

In Aegypten war es Sitte und durch langes Herkommen zum Gesetze geworden, daß der Sohn das Geschäft seines Vaters trieb. War also der Vater Soldat, so mußten alle seine männlichen Nachkommen wieder Soldaten werden, ja es durften selbst die Töchter in der Regel nur an Kriegsleute verheirathet werden.

Hiernach bestand in Aegypten ein festgeschlossener, wohlgeübter Kriegerstand, dessen Mitglieder von Jugend auf für ihren Beruf vorbereitet waren. Das ägyptische Heer war in jeder Hinsicht ausgezeichnet tüchtig; aber Sesostris hielt es noch nicht groß genug für den Heereszug, welchen er unternehmen wollte. Deshalb ließ er einen Aufruf ergehen zu freiwilligem Eintritt in die Reihen der Krieger an Alle, die Muth und Kraft dazu in sich fühlten. Da man in Aegypten keine Reiterei hatte, sondern außer dem Fußvolk nur Wagenkämpfer, so wurde den unterjochten Libyern aufgegeben, ein tüchtiges Reiterheer als Hülfstruppe zu stellen.

Nachdem alle Anordnungen ausgeführt waren, fand sich ein Heer zusammen, wol an 600,000 Mann Fußvolk, 27,000 Streitwagen und 24,000 Reiter. Zu Hauptleuten wurden des Sesostris ehemalige Jugendgefährten ernannt; sie hatten sich ja bereits im Felde bewährt, und auf ihre Anhänglichkeit und Treue konnte sich der König fest verlassen.

Ein großer Theil dieses ungeheuren Heeres mußte aber erst bewaffnet und gehörig eingeübt werden, bevor er gegen den Feind geführt werden konnte.



Altägyptisches Kriegsschiff.

Unterdessen ließ der König zwei wohlausgerüstete Kriegsflotten bauen, die eine im Rothen, die andere im Mittelländischen Meere. Er selber aber zog an der Spitze einer erprobten Heeresabtheilung nach Süden, fiel in Aethiopien ein, eroberte in kurzer Zeit das ganze Land und legte dem „schlechten Volke von Kusch", wie die Aethiopier verächtlich in Aegypten genannt wurden, einen jährlichen Tribut an Gold, Elfenbein und Ebenholz auf. Als Siegesbeute aber brachte er mit: einen äthiopischen Fürsten nebst seinen beiden Söhnen, eine große Zahl Kriegsgefangener, Reichthümer aller Art, goldene Ketten, Beutel mit Goldstaub, Pantherhäute, Elephantenzähne, Straußfedern, Waffen, kostbare Möbel u. s. w. Den meisten Beifall fanden jedoch bei den Aegyptern die mancherlei wilden Thiere aus Inner-Afrika, die alle von gefangenen Aethiopiern vorgeführt wurden, die Affen, Panther, Leoparden, Strauße und die riesenmäßigen Giraffen. Die Darstellung dieses Triumphzuges ist noch heutigen Tages in dem Denkmale von Bet-Walli, einem Felsentempel in der Nähe von Kalabschi in Nubien, zu sehen. Die Thiere sind vortrefflich gezeichnet, die Farben noch bis zu dieser Stunde frisch und grell.

Lange Zeit sprach man in der Hauptstadt von nichts Anderem, als von diesen lebendigen Siegeszeichen, und erst die Vorbereitungen zum Abmarsche des großen Hauptheeres brachten die Einwohner Thebens wieder auf andere Gedanken. — Seine Residenz verlegte Sesostris von der alten Hauptstadt Theben nach Memphis. Diese Stadt hatte er zum Sammelplatze der Hauptmasse seines ungeheuren Heeres bestimmt.

Als nun die Rüstungen vollendet waren, stach die Flotte des Rothen Meeres in See, bestehend aus 400 Kriegsschiffen, besetzt mit Tausenden der tapfersten Krieger und geführt von wohlerfahrenen Feldherren.

Sie eroberte alle Eilande und Seestädte bis weithin nach Indien, legte den Inselbewohnern schwere Abgaben auf, nahm überall Kriegsgefangene mit, Kostbarkeiten und Schätze aller Art davonführend.

Auch die stolze Mittelmeerflotte fuhr ab und unterwarf sich alle Inseln und Küstenstriche, an welchen sie auf ihrer Fahrt bis nach Phönizien vorübergekommen war.

Endlich war der Tag erschienen, an welchem der König selbst aufbrach, um mit seinem gewaltigen Landheere sich alle damals bekannten Länder der Erde unterthan zu machen und über alle Völkerstämme herrschen zu können.

Schon im Morgengrauen rückten die verschiedenen Truppengattungen aus ihren Kasernen und aus dem großen Lager, das draußen vor der Stadt errichtet war, und stellten sich zum Theil auf den freien Plätzen, zum Theil vor den Thoren der Stadt auf. Tausende und aber Tausende von Zuschauern wogten durch die engen Straßen, um die verschiedenen Regimenter in ihrer eigenen Tracht und Bewaffnung zu schauen; namentlich strömte das Volk scharenweise hinaus, wo die libyschen Reiter auf ihren Rossen hielten, den Bewohnern von Memphis ein ganz neuer Anblick. Andere eilten nach dem Tempel des Ptah, wo der König seine Morgenandacht halten sollte. Heute durfte das Volk nicht, wie sonst täglich, mit dem Könige in den Tempelhof treten; das Thor war durch bewaffnete Krieger gesperrt, denn heute mußte der ganze Hof frei bleiben für die Feldherren und Hauptleute, die mit dem König beten und opfern sollten. Aber auf den Mauern des Hofes saßen die Zuschauer Mann an Mann und in den nächsten Straßen drängten sie sich Kopf an Kopf; Jeder wollte ihn noch einmal sehen, den Sohn der Sonne, den großen Sesostris, bevor er sein geliebtes Aegypten verließ, die Welt zu erobern. Die feierliche Prozession hätte unmöglich sich durchdrängen können, wenn nicht einige Streitwagen voran gefahren wären, Bahn zu brechen. Hinter diesen marschirte ein Musikcorps, dann eine kleine Abtheilung der königlichen Leibwache, und nach dieser ein langer Zug von Priestern aller Art. Nun kam der König, zu Fuß, an seiner Seite schritt der Oberpriester; darauf folgten Priester aller Klassen, dann die große Schar der Feldherren und Hauptleute, und den Schluß bildete wieder eine Abtheilung der Leibwache.

Jetzt hatten sich Alle aufgestellt, — der König und der Oberpriester vor dem Götterbilde, hinter ihnen zunächst die übrigen Priester; die Krieger in langen und dichten Reihen standen rechts und links an den Seiten, die niederen Tempeldiener und das Musikcorps hatten hinter der Bildsäule des Gottes ihre Stellung eingenommen.

Stille, tiefe Stille rings umher. Nicht die geringste Bewegung war unter der gewaltigen Menge zu bemerken. Die priesterlichen Sänger stimmen langsam und feierlich ein Lied an, und die ganze Versammlung fällt andächtig ein in den heiligen Gesang:

Preis deinem Antlitz, Schöpfer, Gott!
Preis deinem Antlitz, großer Ptah!
Der du gebildet die ganze Welt,
Himmel und Erde und Sternenheer,
Preis deinem Antlitz, Vater der Welt!

Preis deinem Antlitz, Schöpfer, Gott!
Preis deinem Antlitz, großer Ptah!
Der du schmückest das Weltenall
Heute wie immer mit deinen Gaben!
Preis deinem Antlitz, Erhalter der Welt!

Preis deinem Antlitz, Schöpfer, Gott!
Preis deinem Antlitz, großer Ptah!
Der du regierst und richtest die Welt,
Den Guten belohnst und den Bösen vernichtest!
Preis deinem Antlitz, Regierer der Welt!

Und die ganze Versammlung fiel andächtig auf die Kniee, und Die, so auf den Mauern saßen, streckten die Hände betend dem Bilde des großen Gottes entgegen. Nur der König und der Oberpriester blieben aufrecht stehen, und während dieser, tief ergriffen, mit lauter Stimme ein Gebet sprach, ergriff Sesostris ein goldenes Gefäß mit Wein und träufelte ihn auf den Altar vor dem Gotte. Sodann nahm er das goldene Rauchbecken, welches ihm ein Tempeldiener darreichte, streuete kostbaren Weihrauch auf die Kohlen und räucherte vor dem Bilde des Ptah.

Das Gebet war beendet; das Volk erhob sich; ein anderer Priester trat jetzt vor, einen Abschnitt aus den heiligen Schriften vorzulesen. Wieder ertönte Gesang, und zum Schlusse ergriff abermals der Oberpriester das Wort.

„Ziehe hin", sprach er, „und verbreite den Ruhm unserer Waffen über die ganze Erde. Sei muthig und tapfer in der Schlacht, edel und großmüthig nach dem Siege! Sei streng und gerecht, sei zuverlässig und treu; und bei Allem, was du thust, gedenke des Tages, da du wirst stehen vor dem Richter, da dein Herz wird gewogen auf der Wage der Gerechtigkeit! — Ziehe hin, und alle Götter mögen dich geleiten und schützen! Kehre freudig zurück, mit Ehren beladen, und dein Ruhm sei gleich dem Ruhme des großen Osiris, des ewig lebenden Gottes!"

Trommeln, Trompeten ertönten, Kemkem und Klappern ließen ihren betäubenden Lärm erschallen, alles Volk rief: „Heil, Heil dem Könige!" Sesostris, schon vollständig gerüstet, den metallenen Helm auf dem Haupte (siehe Seite 62), eilte schnellen Schrittes an das Thor des Tempelhofes, sprang in seinen bereit stehenden Streitwagen, — und fort ging's unter dem Jauchzen der Zuschauer und den Segenswünschen der Zurückbleibenden.

Den Zug eröffneten 2000 libysche Reiter und 4000 schwerbewaffnete Fußgänger, mit Helmen, dreieckigen Schilden, Schwertern, Dolchen und eisernen Keulen wohl ausgerüstet. Jetzt kam ein einzelner, köstlich geschmückter Trompeter, der eine eintönige Weise hören ließ. Ihm folgte der große, vergoldete Prachtwagen, auf welchem sich ein hoher Mast erhob, der oben einen Widderkopf trug, geschmückt mit einer goldenen Sonnenscheibe, — dem Symbol des Gottes Amun Ra, der das Volk zum Siege führen sollte. Diener gingen zu Fuße neben her und leiteten die Rosse.

Unmittelbar hinter dem Wagen des Gottes lenkte der König eigenhändig das Gespann seines Streitwagens. Ein Löwe, den er mit aus Aethiopien gebracht und gezähmt hatte, folgte ihm. In einiger Entfernung davon kamen die Oberfeldherren und höchsten Offiziere des ganzen Heeres. An diese schlossen sich die Bogenschützen der Leibgarde, und nun folgten, ihre Musikbanden voran, die verschiedenen Truppengattungen.

Aegyptische Krieger verschiedener Waffengattungen.

Was für mancherlei Standarten, Kleidungen, Ausrüstungen und Bewaffnungen konnte man da sehen! Küraſſe und Panzerhemden, Helme von Leder und Metall und baumwollene Mützen und Kopftücher, Schilde von Holz und Leder, in allen Gestalten und Größen, kaum zwei Fuß hoch bis zur Höhe von fünf Fuß; Spieße, gerade und krumme Schwerter, Streitärte, Dolche, Kampfsicheln, alle Arten von Keulen, Bogen und Pfeilen, Schleudern und das furchtbare Tem.

Acht bis zehn Mann hoch marschirten die Truppen auf. Den Schluß bildeten Tausende von Streitwagen. In jeder Stadt schlossen sich neue Regimenter an. — Die Regierung des Heimatlandes aber hatte Sesostris seinem Bruder Harmai (Armais) übertragen; diesem blieb auch die Sorge für die Königin und die sechs königlichen Prinzen.

So zog Sesostris mit mehr als einer halben Million Menschen über die Landenge von Suez nach Asien. Von Land zu Land wälzte sich die ungeheure Heeresmasse, über Berge und Ströme, und kein Volk vermochte ihm zu widerstehen. Der König theilte alle Beschwerden des Feldzuges, alle Gefahren der Schlacht getreulich mit seinen Mannen. Wo der Kampf am blutigsten, wo der Sieg zweifelhaft war, dahin stürmte er mit seinem Wagen, dahin schoß er seine Pfeile, da schwang er sein Tem und seine Sichel. Oft sprang er vom Wagen herab und stürzte sich so, Schwert und Keule in der Hand, der Tapferste der Tapfern, in das Kampfgewühl.

War ein Volk unterlegen, dann bestimmte Sesostris die Abgaben, welche es alljährlich an ihn zu entrichten hatte, und diese bestanden natürlich aus solchen Erzeuguissen, die bei ihm in besonderer Güte und Trefflichkeit hervorgebracht wurden, — aus Thieren, Metallen, kostbaren Steinen, mancherlei Gegenständen des Luxus u. s. w. Im Uebrigen behielt jedes Land seinen König, seine Regierung und seine Gesetze, nur mußten alle unterworfenen Herrscher von Zeit zu Zeit — alle paar Jahre ein Mal — nach Aegypten ziehen und dem Sohn der Sonne ihre Ergebenheit beweisen.

Sesostris war nicht allein ein gewaltiger Eroberer, er war auch ein edler, hochherziger Mensch. Hatte ein Volk um seine Selbständigkeit tapfer gestritten, seine Freiheit mit Kraft vertheidigt, so erkannte er dies willig an und ließ ihm Ehrensäulen errichten, auf welchen er rühmend erklärte, es sei ein Heldenvolk, das er nur mit Mühe unterworfen habe. Einem weichlichen hingegen, welches ihm nur schwachen Widerstand geleistet, welches verzagt die Vertheidigung seines Landes geführt, dem ließ er Schandsäulen setzen mit der Aufschrift: es ist ein Volk feiger Weiber.

Zum ewigen Angedenken an seinen Siegeszug wurden auch allenthalben in Felswände große Steinbilder (Reliefs) gemeißelt, die den König darstellten, in der Linken die Lanze, in der Rechten den Bogen, und darunter stand: „Dieses Land habe ich mit meinen Waffen bezwungen, ich, der König der Könige, der Herr der Herren, Sesostris.“ Ein solches Relief (siehe die Abbildung) ist noch heute in Syrien am Nahr el Kelb (d. i. Hundsfluß) zwischen Beirut und Gebel, drei Stunden von ersterem Orte an der Fläche eines Kalkfelsens zu sehen. Der Fels ist grau; die Nische, in welcher Sesostris steht, ist $6^3/_4$ Fuß hoch.

Während neun Jahren durchzog der große Held in stetem Siegeslaufe alle bekannten Länder Asiens, drang nach Indien bis weit über den Ganges vor, gelangte bis an's Schwarze Meer und sogar nach Europa, an vielen Orten Kolonien gründend. Dagegen nahm er aus allen Ländern, die er sich unterworfen, nicht nur Kostbarkeiten und Schätze aller Art, sondern namentlich eine große Zahl tüchtiger Arbeiter mit, denn Hände konnte man in Aegypten genug brauchen, der Arbeitskräfte waren nie zu viel, und das Land war fruchtbar genug, noch eine Million Menschen mehr zu ernähren.

Der siegreiche Sesostris. — Reliefbild am Nahr el Kelb.

2.
Im Frieden.

Rückkehr. — Der fürchterliche Harmai. — Triumphzug. — Werke des Friedens. — Die Kriegsgefangenen. — Vier Könige vor den Wagen gespannt. — Der blinde König. — Das Andenken des großen Sesostris.

Endlich, endlich kehrte der Held an der Spitze seiner Getreuen in das Vaterland zurück! Groß war der Jubel, allgemein die Freude! Aus allen Gegenden des Landes eilte das Volk herbei, den ruhmgekrönten Sieger zu sehen und die unzähligen Reichthümer, die er mitgebracht, anzustaunen. Solche Schätze, solche Herrlichkeiten hatte noch keines Menschen Auge vereinigt gesehen.

Aber die seligste Freude empfand die Königin, die nun nach langen neun Jahren den innig Geliebten wiedersehen sollte. Und wie glücklich war der König, als er sie wieder umarmen konnte und seine sechs Söhne, die zu stattlichen Männern herangewachsen waren! Auch sein Bruder Harmai, der bisherige Statthalter, eilte ihm entgegen und begrüßte ihn. Seine Freude jedoch war nicht aufrichtig, seine Glückwünsche waren nicht ehrlich gemeint. Er wäre lieber selbst König geworden und hätte es gerne gesehen, wenn die Augen seines Bruders nie mehr den heiligen Nil erblickt hätten.

Und doch, — was hätte es ihm geholfen, wenn sein Bruder jetzt gestorben wäre? Der Erbe des Reiches war großjährig, alt genug, die Regierung anzutreten. So lange Sesostris sich in fernen Landen befand, so lange er nicht zurückgekehrt, war Harmai unbeschränkter Herr in Aegypten, denn der König hatte ihn eingesetzt; — jetzt aber war alle Herrlichkeit vorbei und keine Aussicht vorhanden, je wieder zur Regierung zu gelangen, so lange noch ein einziges Glied des königlichen Hauses lebte. — Solche Gedanken bewegten das Herz des herrschsüchtigen, ehrgeizigen Harmai; und aus der Herrschsucht wurde Neid, und aus dem Neide Haß, und die Gier ließ keine Ruhe bei Tag und Nacht. Nichts war ihm zu schwer, Nichts zu bedenklich, Nichts zu schrecklich, das er nicht gethan hätte, sein Ziel zu erreichen. — —

Es ist Nacht. Sesostris ist mit seiner Familie dem langsamen Zuge des Heeres weit vorangeeilt, um schneller wieder in seiner Hauptstadt zu sein. Hier steht das große königliche Zelt, und in ihm ruhen in verschiedenen Gemächern Vater und Mutter und die sechs Söhne, zum ersten Male wieder vereinigt nach so langer Trennung.

Da erhebt sich still Harmai von seinem Lager. Leisen Schrittes schleicht er davon und trägt dürres Reisholz herbei, das er schon am Tage zurecht gelegt. Wie eifrig er geht und kommt! Eine hohe Mauer schichtet er auf rings um das Zelt! Jetzt ist er fertig. — Siehe, jetzt naht er von Neuem, einen hell leuchtenden Feuerbrand in der Hand! Er schiebt ihn zwischen die Reiser, — — da knistert und prasselt es, Funken fliegen auf, — jetzt schlägt die helle Flamme empor! Wenige Minuten, und das Zelt ist rings mit einer

Digitized by Google

Feuermauer umgeben, und die da drinnen ſind verloren, unrettbar verloren, wenn kein Wunder geſchieht. Sicherlich kommt jede Hülfe zu ſpät, — denn das Zelt brennt ſchon von allen Seiten, — — bis rettende Hände das Feuer gelöſcht, oder die Brände weggeſchafft, iſt Seſoſtris mit den Seinen längſt nicht mehr am Leben.

So hatte Harmai gerechnet, und vielleicht hätte er ſich auch nicht getäuſcht. Aber er hatte nicht bedacht, weſſen die Kindesliebe fähig iſt.

Der König erwacht. Seine Gemahlin, ſeine Kinder ſpringen entſetzt von ihrem Lager auf. Dichter Rauch erfüllt die Räume, Gluthitze umgiebt ſie; in einem Augenblick — das iſt ihnen Allen klar — müſſen ſie erſticken oder verbrennen; und wer etwa durch das Feuer dringen wollte, büßt ſicher mit dem Leben; die verbrannten Glieder vermögen es nicht, ihn lange zu tragen, er wird zuſammenſtürzen und vielleicht einen noch qualvolleren Tod erleiden.

Aegyptiſches krummes Schwert, Säbel.

Aber nicht Zeit iſt's zum Ueberlegen, zum Prüfen, zum Beſinnen, — das Leben hängt an der Sekunde. Da ſpringen todesmuthig zwei der Söhne auf, werfen ſich der Länge nach in die Flammen, deren Macht ſie theilen und bilden alſo mit ihren Leibern eine Brücke, über welche Vater und Mutter und Geſchwiſter flüchtigen Schrittes durch das Feuer ſtürzen, hinaus in die friſche, erquickende Luft der ſtillen Nacht.

Tauſendmal hatte Seſoſtris auf ſeinen Kriegszügen muthig dem Tode in's Auge geſchaut, den größten Gefahren getrotzt, — ohne die Aufopferung ſeiner beiden Söhne wäre er hier im eigenen Lande jämmerlich umgekommen. Auf den Knieen dankte er inbrünſtig den Göttern für ſeine Rettung. Der heimtückiſche, brudermörderiſche Harmai aber büßte ſein Verbrechen durch das Schwert.

Wenige Wochen nach der glücklichen Rückkehr des Königs wurde das große, öffentliche Siegesfeſt begangen. Die höchſten Beamten aus allen Theilen des Landes vereinigten ſich in der Hauptſtadt, und wer es irgend möglich machen, wer nur von ſeinem Geſchäfte abkommen konnte, eilte hin, dem glänzenden Feſte beizuwohnen. Täglich kamen zu Wagen und zu Fuß ganze Scharen Schauluſtiger an, und auf dem Nile naheten ſtromaufwärts und ſtromabwärts die Flotten feſtlich geſchmückter, bunt bewimpelter Kähne, und es war nicht möglich, daß alle Fremden in der Stadt untergebracht wurden, draußen auf dem Felde lagerten ſie zu vielen Tauſenden unter leichten, luftigen Zelten.

Es lohnte ſich aber auch wohl der Mühe, eine Reiſe nach der Hauptſtadt zu machen; von dem Triumphzuge des Königs Seſoſtris erzählten Kinder und Kindeskinder nach hundert Jahren noch. Das war das Großartigſte, was man je im Aegypterlande geſehen. — Der Feſtzug des Königs vom Palaſte zum Tempel war folgendermaßen geordnet:

Nach einer Abtheilung Streitwagen, welche nur dazu dienten, dem Zuge die Bahn zu öffnen, kamen

1) Flötenspieler, Trompeter, Trommler. — 2) Chorsänger. — Wenn die Instrumentalmusik verstummte, sangen sie in begeisterten Siegesliedern den Ruhm des Königs und seiner Krieger und das Lob des schützenden Gottes.

3) Die Verwandten und Freunde des Königs, Priester, Abgeordnete aus allen Tempeln des Landes, ein Theil der Staatsbeamten und Offiziere.

4) Zwölf Kriegshauptleute, deren Kopfbedeckungen mit Straußfedern geziert waren, trugen ein reich geschmücktes, vergoldetes Kapellchen. In diesem stand ein vergoldeter Thron, dessen Armlehnen von goldenen Löwen und Sphinxen gebildet wurden. Auf diesem Throne saß Sesostris. Sein Haupt trug die weiße Krone Oberägyptens und die rothe Krone Unterägyptens. In der einen Hand hielt er einen kostbaren Hirtenstab, in der andern eine Peitsche, — anzuzeigen, daß er das Volk behüten solle, wie der Hirte seine Schafe, und daß er es leiten solle, wie der Wagenlenker seine Rosse. Das Kapellchen war verziert mit den Sinnbildern der Wahrheit und Gerechtigkeit. Vor dem Könige her ging der Erbprinz, eine goldene Räucherpfanne in der Hand, Weihrauch vor dem Sieger verbrennend. Priestersöhne gingen zur Seite und trugen an langen vergoldeten Stäben die königlichen Fächer, aus Straußfedern gebunden.

5) Kinder der Priester mit den Waffen des sieggekrönten Königs.

6) Die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen.

7) Die höchsten Staatsbeamten und Oberfeldherren.

8) Ein Theil der Kriegsgefangenen, Leute aus allen Nationen, zum Theil in den auffallendsten Trachten, eine merkwürdige Darstellung verschiedener Völker.

9) Wilde oder fremde Thiere aller Art, — ausländische Schafe und Rinder, Affen, Papageien, Goldfasanen, Pfauen, Leoparden und Panther, Löwen und Tiger, Luchse, Giraffen und Nashörner, Elephanten, ja sogar die plumpen Bären fehlten nicht. — In großen Kübeln wurden seltene ausländische Pflanzen getragen.

10) Kostbarkeiten aus Gold, Silber und Edelsteinen, Gegenstände des Luxus, alle die zahllosen Herrlichkeiten, welche der König als Bereicherung seiner Schatzkammer mitgebracht. Besonderes Aufsehen erregten die fremden Waffen.

11) Vertreter aller Truppengattungen, so vollständig als möglich.

Die Feier im Tempelhofe selbst war ähnlich der vor der Abreise des Königs, nur glänzender und großartiger. Aber auch die Bildsäulen der Eltern des König sind aufgestellt; auch vor sie tritt er mit erhobenen Händen und preist und lobt laut Die, so ihn erzogen, sein Leben behütet und ihn fähig gemacht haben, Heldenthaten zu verrichten; auch seinen Eltern bringt er vor allem Volke Opfer dar, auch ihnen gelten die Dankeslieder.

Wochenlang reihete sich Fest an Fest; täglich waren die Thiergärten gefüllt von Schaulustigen, die nicht satt werden konnten, die neuen Ankömmlinge zu bewundern; Musik und Tanz aller Orten, Festmahle in jedem Hause; stets neuer Zudrang von Fremden, — ganz Aegypten schwelgte in Lust und Freude.

Aber auch die Zeit der Freude verging, und wie Jeder zu seinem Berufe zurückkehrte, so widmete sich der König jetzt wieder mit ganzer Seele den Regierungsgeschäften. Die Kriegsgefangenen wurden zur Arbeit in die großen Goldbergwerke, welche an der äthiopischen Grenze lagen, oder an die Kanäle, oder zum Tempelbau geschickt. Auch in den Steinbrüchen wurden sie verwendet und namentlich dazu, das unermeßliche Baumaterial von da aus nach den Städten und Bauplätzen zu befördern.

Nachdem Sesostris für sein Land Ehre und Kriegsruhm erworben, Reichthümer, Beute aller Art und viele Tausende fleißiger Hände mitgebracht hatte, gab er sich ganz und gar den Werken des Friedens hin. Er ließ große Dämme errichten und auf diesen viele neue Städte erbauen, die nun nicht alljährlich durch die regelmäßigen Nilüberschwemmungen verwüstet wurden. Sodann ließ er das Land von einer unzähligen Masse von Kanälen durchschneiden, welche überallhin den Segen des fließenden Wassers brachten. Gegen die Einfälle der kriegerischen Syrer und Araber schützte er das Land durch eine hohe, starke Mauer, die er über 70 Stunden lang quer über die Landenge ziehen ließ, welche Afrika mit Asien verbindet. In jeder Stadt Aegyptens wurde dem Gotte ein Tempel errichtet, der gerade hier besonders verehrt ward. Auf alle Bauten aber ließ Sesostris mit großen Buchstaben setzen, daß kein Mann des Landes Aegypten von ihm mit harter Arbeit geplagt worden sei; alle seine Werke habe er nur mit Hülfe der Kriegsgefangenen ausgeführt. Die Tempel wurden mit farbenreichen Gemälden geschmückt und durch kolossale Bildsäulen der Götter geziert. Vor den großen Tempel in Memphis ließ er sechs Statuen stellen, — vier, seine Söhne darstellend, je 40 Fuß hoch, und zwei, welche ihn selbst und seine Gemahlin darstellten, je 60 Fuß hoch. Und auf einem mehrere hundert Fuß langen Schiffe errichtete er einen kostbaren Tempel von Cedernholz, außen ganz mit Gold, innen mit Silber überkleidet. Dieser schwimmende Tempel, dem Gotte Amun geweiht, fuhr das ganze Jahr hindurch auf dem Nil von einer Stadt zur andern.

Zum ewigen Gedächtniß dessen, was Sesostris gethan, wurden zwei Obelisken von röthlichem Granit aufgerichtet, 120 Ellen hoch, blank polirt wie Spiegel. Mit großen Buchstaben eingemeißelte Inschriften erzählten der Nachwelt, was der treffliche König seinem Lande gewesen.

Auch in der Gesetzgebung war sein gewaltiger Geist thätig; auch den Handel förderte er. Namentlich wurde durch die vielen aus Süd-Asien mitgebrachten Kriegsgefangenen eine sehr lebhafte Handelsverbindung mit Indien angeknüpft.

Wir wissen bereits, daß Sesostris die Könige, welche er auf seinem weiten Zuge unterworfen hatte, im Besitz ihrer Würde und Stellung gelassen hatte, daß sie ihm einen bestimmten Tribut bezahlen mußten und endlich verpflichtet waren, zu festgesetzten Zeiten sich persönlich in der Hauptstadt Aegyptens einzufinden, um dem Sohne der Sonne ihre Huldigung darzubringen.

Diese Könige wurden dann ihrem Range nach behandelt; man begegnete ihnen mit allen Ehren, zeichnete sie in jeder Weise aus; aber wenn Sesostris

zu seinem Morgenopfer in den Tempelhof fuhr, wurden vier der unterworfenen Fürsten vor seinen Wagen gespannt und mußten ihn dahin ziehen. So machte man allem Volke anschaulich: „Seht, das sind große Könige, vormals gewaltige Könige, aber ich bin vielmal größer als sie, denn ich habe sie vor meinen Wagen gespannt. Sie sind mächtige Herren, aber ich bin der Herr der Herren, der König der Könige."

Einst hatte Sesostris auch sein Frühgebet verrichtet, trat aus der Pforte des Tempelhofes und stieg in seinen vergoldeten Wagen. Drei der Könige ergriffen sogleich die Deichsel und schickten sich an, ihn in seinen Palast zurückzuziehen; der vierte aber stand gedankenvoll, das Haupt gesenkt und theilnahmlos da, merkte nicht, was um ihn her vorging und mußte wiederholt gemahnt werden, bis er sich wieder sammelte und zugriff. (Siehe S. 190.)

Nach Hause gekommen, ließ ihn Sesostris vor sich bringen und sprach: „Sag' an, mein Freund, welche Gedanken waren es doch, die vorhin dein Herz so bewegt, die dich so ergriffen, daß du nicht merktest, wie ich in den Wagen stieg?"

Da antwortete dieser: „Mögen dich Sonne und Mond, Himmel und Erde und alle übrigen Götter behüten, daß du nie solche Gedanken habest, wie ich! Siehe, ich betrachtete das Wagenrad und dachte, wie jetzt oben ist, was vor einer Minute unten war, wie jetzt unten im Staube ist, was soeben erst oben war. Und ich verglich mich und mein Schicksal mit diesem Wagenrade. Auch ich war oben, ein mächtiger Gebieter und sah stolz herab auf meine Nachbarn, die nur klein und arm gegen mich waren; ich ahnte nicht, daß ich von dieser Höhe so tief herabsteigen sollte. Da kamst du, o Sohn der Sonne, in unser Land, und nun —— spannest du mich vor deinen Wagen, und der stolze Fürst ist geworden gleich einem gemeinen Zugthiere."

Und Sesostris neigte sinnend sein Haupt, reichte dem König die Hand und sprach: „Du sollst mich nicht ferner mehr in den Tempel ziehen. Auch ich stehe jetzt hoch; ist's in den Sternen bestimmt, daß ich dereinst ebenfalls erniedrigt würde, so will ich es nicht verschuldet haben. Gehe hin in Frieden!"

Am andern Morgen ließ er seine Rosse vor den Wagen spannen, und nie mehr überhob er sich in seinem Glücke.

Aber das Glück blieb ihm treu bis in sein spätes Alter. Siebenundsechzig Jahre lang hatte er sein Land mild und gerecht regiert, hatte Sitte, Gesetz und Wohlstand gefördert, und keine Stadt war im ganzen Lande, die nicht Wohlthaten von ihm aufweisen konnte. Große Strecken des Bodens hatte erst er kulturfähig gemacht, den Ertrag der Felder hatte er gemehrt, Landbau und Viehzucht, Bergbau, Handwerke und Künste, Handel und Wissenschaften gefördert, die Wehrkraft des Landes vermehrt und seinem Volke Ruhm, hohes Ansehen und Reichthümer erworben. Siebenundsechzig Jahre waren verflossen, seit sein Vater gestorben, da kündigte sich auch bei ihm die Schwäche des Alters an; sein Gesicht nahm ab, in kurzer Zeit war der greise König erblindet.

Digitized by Google

Die ägyptischen Augenärzte waren sehr geschickt. Weit und breit berühmt, wurden sie oft in fremde Länder gerufen, um zu helfen. Mit welchem Eifer pflegten sie den alten König und versuchten Alles, was sie ihre Kunst lehrte, und ermüdeten nicht in ihrer Sorgfalt! Aber hier war alle Mühe vergebens; das verlorene Augenlicht war nicht wieder zu gewinnen.

Als sie dem König auf sein Befragen ehrlich gestanden, es sei keine Rettung mehr für ihn, sprach er gelassen, aber ernst: „Das sei ferne, daß mein theures Aegypten von einem blinden König regiert werde. Der König soll sein gleich der Sonne. Wie sie überall hin scheint von den östlichen Bergen bis zu den westlichen, von Philä bis zum Meere, so soll der Phra überall selbst sehen, mit eigenen Augen erforschen, was dem Lande noth thut. Jetzt ist es Zeit, das Reich meinem Sohn zu übergeben. — Aber wenn er nun Peitsche und Hirtenstab führt, — was soll ich dann noch hier? Das soll Niemand von Sesostris sagen, daß er seine letzten Jahre in trägem Nichtsthun verlebt, daß er aufgehört zu wirken, bevor er zur Ruhe in seine ewige Wohnung gegangen. Nein, hier bin ich fertig; jetzt will ich vor Osiris treten und ihm Rechenschaft ablegen."

Und als nun der älteste Sohn die Regierung angetreten hatte, als alle Geschäfte geordnet und in gehörigen Gang gebracht waren, da gab sich der alte König mit eigener Hand den Tod. Das war im Jahre 1326 vor Christi Geburt. Zweiundsiebzig Tage trauerte das Volk um seinen großen König, dann begrub es ihn, aber — es vergaß ihn nicht. Er hatte sich bleibende Denkmäler errichtet überall die schönsten und unvergänglichsten im Herzen seines dankbaren Volkes. Nach mehr denn tausend Jahren sprachen die Priester noch von seiner Weisheit, sangen die Krieger noch die Schlachtlieder aus seinen Heldenzügen, erzählte das Volk noch von dem großen Sesostris, dem König der Könige.

Bogenschützen. Aegyptisches Wandgemälde.

Des Königs Schloß.

Rameſſu V. oder Rhampſinit.

Am 1200 vor Chr. Geb.

1.
Der König und ſein Schatz.

Rhampſinit's Reichthum. — Des Königs Baumeiſter. — Der ſterbende Vater. — Petiſ's Leichtſinn. — Erſter Verſuch. — Das böſe Gewiſſen. — Der rathloſe König. — Der alte Weiſe. — „Amenhotep, jetzt hilf!"

Hundert Jahre nach dem großen Seſoſtris regierte in Aegypten ein König, der hieß Rhampſinit, oder eigentlich Rameſſu V., und war weit und breit berühmt durch ſeine Reichthümer. Er verwandte viele Sorgfalt auf den Bergbau, und ſeine Mühe wurde glänzend belohnt; die Arbeiter förderten alljährlich eine große Maſſe edlen Metalles und koſtbarer Steine zu Tage. Aber Rhampſinit war auch ein glücklicher Feldherr. Er hatte große Eroberungszüge zu Land und zu Waſſer gemacht, einen reichen Schatz der ſeltenſten Koſtbarkeiten mit zurückgebracht, und durch die regelmäßigen Abgaben, welche ihm die unterworfenen Könige bezahlen mußten, nahmen ſeine Reichthümer noch immer zu.

Nun war es in Aegypten Sitte, daß der König ſämmtliche Einnahmen, welche er hatte, — Gewinn aus den Bergwerken, Pachtzins von den der Krone gehörigen Grundſtücken, Tribut unterjochter Völker und die Abgaben der eigenen Unterthanen, — wieder verausgabte. Alles, was er nicht für

sich, seine Familie und seinen Hofstaat brauchte, wurde verwendet, Kanäle zu unterhalten, Straßen auszubessern, Tempel und Kasernen zu bauen, die Flotte zu vermehren u. s. w. Es fiel einem ägyptischen Könige nie ein, Etwas zurückzulegen, Etwas ersparen zu wollen. Dazu hätte sich auch in der That kein vernünftiger Grund finden lassen, denn die Einnahmen des Königs waren so überschwänglich groß, daß er sich zu jeder Zeit jeden Wunsch befriedigen konnte, und wenn er auch Millionen gekostet hätte. Der Fischfang in dem von Mares angelegten See brachte täglich 2000 Gulden ein; die Bergwerke trugen jährlich viele Millionen; und das war doch immer nur der geringste Theil der königlichen Einnahmen. Darum theilte der Sohn der Sonne auch mit vollen Händen aus und gab und verschenkte nach allen Seiten. Kostbare Seltenheiten, welche aus fremden Ländern kamen, wurden zumeist den Göttern dargebracht, das heißt: in die Tempel gegeben.

Rameſſu aber hatte eine zu große Freude an Schätzen und Kostbarkeiten, als daß er Alles, was er einnahm, wieder hätte ausgeben sollen. Kam also z. B. als Tribut eines unterworfenen Staates eine Sendung Goldstangen in Theben an, so wurden diese nicht, wie das bisher immer geschehen, sofort in Ringe umgeschmolzen und verausgabt (das damalige Geld in Aegypten bestand in goldenen Ringen, deren Gewicht durch Einprägung mittels eines Stempels angegeben war), sondern Rhampſinit bewahrte sie mit noch vielen anderen ähnlichen Schätzen in einem besonderen Saale seines Palastes auf und ergötzte sich zuweilen an ihrem Anblicke.

Da der König Geld und Geldeswerth aufhäufte, statt es nützlich zu verwenden und wieder auszugeben, erhielt er den Ruf eines Geizigen und wurde nach und nach ziemlich allgemein verachtet.

Für einen Theil seiner Reichthümer ließ er auf der Westseite des Nil einen prachtvollen Tempel bauen, der zugleich sein Palast war. Ein vier Stockwerke hoher, thurmartiger Vorbau enthielt seine Privatwohnung, und oft stand er hier an einem Fenster, oder auf einem Balkon und blickte hinaus über die herrliche Stadt, über das glückliche Land und freuete sich so recht von Herzen seines Lebens. Auch saß er oft mit Weib und Kindern nach Sonnenuntergang oben auf dem platten Dache und ruhete aus von des Tages Plage und von der Last der Regierung. Zuweilen aber auch führte er die Seinen in den Saal, der seine Schätze barg, und zeigte ihnen da die Kostbarkeiten aus aller Herren Ländern.

Bald aber gewahrte er, daß es ihm an Raum fehlte, alle die Dinge aufzuheben und schön aufzustellen, an denen sein Herz hing; darum ließ er seinen Baumeister kommen und trug ihm auf, ein ganz besonderes Schatzhaus zu bauen, das erstens Raum genug böte, des Königs jetzige und noch künftig zu erwerbende Reichthümer geschmackvoll und übersichtlich darin aufzustellen, und das zweitens auch gehörig fest und sicher sei, also daß kein Dieb einbrechen und Etwas entwenden könne. Der Baumeister sprach: „Es geschehe, wie du gesagt hast, o Sohn der Sonne, und du wirst mit deinem Diener

zufrieden sein." Darauf machte er Plan und Riß, es wurde gemessen und abgesteckt, Steine wurden herbeigeschafft und behauen, tausend Hände waren täglich beschäftigt, an dem Baue zu arbeiten. Und als er aufgerichtet war, kamen die Anstreicher und Maler und bedeckten alle Wände außen und innen mit Gemälden, welche die königliche Familie darstellten, oder den mächtigen Rhampsinit auf dem Schlachtfelde, oder zur See, oder auf der Jagd. Nachdem auch das geschehen war, brachten die Schreiner große Tische und Tischladen von Cedernholz herbei, hohe Lampenständer wurden aufgestellt, der Boden wurde mit kostbaren Teppichen belegt, und nun trat der Baumeister wieder vor den König hin, überreichte ihm mehrere eiserne Schlüssel und sprach: „Dein Gebot, o Herr, ist erfüllt; hier sind die Schlüssel zu deinem Schatzhause. Mögest du zufrieden sein mit deinem Knechte!"

Rhampsinit hatte in der That Ursache, sehr zufrieden mit der Ausführung seines Auftrages zu sein. Das Gebäude hatte die Gestalt eines länglichen Viereckes, stieß mit der einen kurzen Seite an den königlichen Palast, zeigte aber weder Fenster noch Thüre, weder an den Seiten noch in dem Dache war irgend eine Oeffnung zu finden; der einzige Zugang war von dem Palaste aus, aber auch hier mit verschiedenen Thüren verschlossen, deren jede mit einem anderen Schlüssel geöffnet ward. Ein Dieb hätte also die Wachen vor und in dem Palaste täuschen, durch mehrere Zimmer dringen und schließlich die verschiedenen Schlüssel haben müssen, um zu des Königs Schätzen zu gelangen. An ein gewaltsames Einbrechen von außen war gar nicht zu denken, denn das Gebäude war sehr fest aus kolossalen Sandsteinen aufgeführt. Das Innere war ein einziger großer Saal, auf's Prächtigste ausgeschmückt. Da er natürlich völlig finster war, standen hohe Leuchter umher, die jedes Mal angezündet werden mußten, wenn sich der König an seinen Schätzen erfreuen wollte.

Rhampsinit war überglücklich, als er seine Herrlichkeiten in dem großen Saale aufstellte. Wochenlang hatte er damit zu thun, denn immer fand er, daß Etwas noch besser geordnet, geschmackvoller gruppirt werden könnte, daß hier und da durchaus noch Etwas geändert werden müßte. Und als er mit Allem zu Stande gekommen, brachte er Anfangs täglich eine Stunde in seinem Schatzhause zu und schwelgte in dem Anblicke der Kostbarkeiten, deren Werth (nach unserem Gelde) 800 Millionen Gulden betragen haben soll.

Der Baumeister wurde reichlich belohnt, erhielt den Titel „Freund des Königs" und war nun ein vornehmer Mann.

Jahre waren vergangen. Rhampsinit hatte Reichthümer auf Reichthümer gehäuft; der Baumeister war alt geworden und lag jetzt krank und schwach auf seinem Bette. „Frau," sagte er, „schicke mir unsere beiden Söhne her, und dann lasse uns allein."

Die Frau that, wie ihr gesagt war, und schickte die beiden jungen Burschen an das Bett des Kranken. Sie trieben, wie das in Aegypten Sitte war, dasselbe Geschäft, wie ihr Vater, waren auch Bauleute, hatten sich aber

in den letzten Jahren ziemlich der Arbeit entwöhnt; denn so lange ihr Vater lebte, konnten sie von dem Gehalte, welchen dieser als königlicher Baumeister bezog, sorgenfrei leben. Darüber hatte ihr Vater schon oft nachgedacht; deshalb ließ er sie auch jetzt vor sich rufen.

„Meine Kinder," sprach er, als sie vor ihm standen, „Ihr wißt, daß ich kein reicher Mann bin. Wir haben herrlich und in Freuden gelebt; aber ich hinterlasse euch Nichts. Ihr müßt nun anfangen zu arbeiten, eure Kräfte tüchtig anstrengen, ununterbrochen thätig sein, wenn ihr ehrlich leben wollt. Es wird euch Anfangs schwer fallen, dem Müssiggange zu entsagen, den ihr nun schon seit Jahren gewöhnt seid; aber ihr müßt wol."

Der Vater konnte nicht weiter sprechen, er war zu schwach. Die Söhne knieeten an seinem Bette nieder, weinten und beteten.

Ueber eine Weile begann der Alte wieder mit matter Stimme: „Wenn ihr einmal in große Noth kommt, wenn euch ein Unglück zustößt, — daß ihr mir eure gute Mutter nicht darben laßt! — Ich habe für alle Fälle gesorgt. — An dem Schatzhause des Königs habe ich einen geheimen Zugang angebracht, den außer mir Niemand kennt. Wenn ihr krank werdet, wenn die Mutter Noth leiden sollte, dann geht hin, holt euch, so viel ihr bedürfet; der König ist reich genug; er wird es nicht einmal merken, daß ihm Etwas fehlet."

„Wie?" rief der jüngere Sohn, Petisi, und sprang in die Höhe. „Du hast einen verborgenen Eingang zum Schatzhause? Wo? bitte, sage uns, wo!"

„Ich habe den Eingang nie benutzt", sagte der Vater, „und auch ihr sollt nur in der äußersten Noth, wenn euch gar kein anderes Rettungsmittel mehr bleibt, wenn — —".

„Aber wo? Lieber Vater, wo?" unterbrach ihn Petisi. —

„Auf der Südseite des Schatzhauses ist — von unten gezählt — in der dritten Reihe der Bilder, etwa in der Mitte der ganzen Länge, dargestellt, wie der König opfernd vor dem großen Osiris knieet. Hinter dem Throne des Osiris steht Isis, und hinter dieser ihre Schwester Nebthi. Der Stein, auf welchen diese Bilder gemalt sind, dreht sich um eine Achse. Drückst du stark auf das Bild der Nebthi, so giebt der Stein nach, und es entsteht eine Oeffnung in der Mauer, durch welche du bequem hineinsteigen kannst. Willst du den Zugang wieder schließen, so drückst du stark gegen das Bild des knieenden Königs, und der Stein fügt sich wieder ein, daß es Niemand — weder außen noch innen — entdecken kann. — Aber ihr müßt mir versprechen, — gebt mir eure Hände" — — —

Der Alte sank wieder um. Das Sprechen und die Enthüllung seines Geheimnisses, namentlich der Gedanke an die möglichen Folgen, hatten ihn so sehr aufgeregt, daß er nicht fortfahren konnte. Er schien so schwach, daß die Söhne ihre Mutter herbeiriefen. Aber trotz aller Bemühungen war es nicht mehr möglich, ihn wieder zu erquicken. Er verblieb in einem schlummerähnlichen Zustande, lallte nach einiger Zeit noch einmal: „Versprecht mir — — — Nebthi", dann entschlief er, um nimmer zu erwachen.

Noch an demselben Tage eilte Petisi nach der Südseite des Schatzhauses, suchte das verheißungsvolle Bild auf und stand lange sinnend davor. Aufgeregt, träumend, zerstreut kehrte er nach Hause zurück, und kein Tag verging seitdem, daß er nicht hingegangen wäre, die Stelle wieder und immer wieder aufzusuchen, welche ihm den Eingang zu den unermeßlichen Schätzen des Königs öffnen sollte.

Nur mit der größten Anstrengung konnte er seine Begierde bemeistern, bis die Wochen der Trauer, bis die Feierlichkeiten der Beisetzung des Vaters vorüber waren. Aber kaum war die Leiche in ihre ewige Wohnung gebracht, so trat Petisi mit funkelnden Augen vor seinen älteren Bruder hin und fragte: „Ptahmai, wollen wir diese Nacht in das Schatzhaus des Königs gehen?"

Entsetzt erwiederte Ptahmai: „Möge uns Osiris behüten und bewahren! Wir wollen ehrlich bleiben. Denke an die Rechenschaft!" —

„Ich will ja Nichts nehmen. Aber sehen möchte ich nur die Schätze einmal. Das Sehen ist nicht verboten."

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung sprach Ptahmai: „Weißt du nicht, was unser Vater gesagt hat? Nur wenn wir in größester Noth wären, wenn die gute Mutter darben sollte, dürften wir Etwas nehmen."

„Thor," rief Petisi, „es ist ja nicht die Rede von Stehlen, sondern von Sehen. Davon kommt nichts vor in dem Bekenntnisse, das du einst vor den Richtern der Unterwelt sprechen mußt. Da heißt's: „Ich habe nicht gemordet; ich habe nicht den Befehl gegeben, zu morden; ich habe nicht die Ehe gebrochen; ich habe nicht gestohlen; ich habe nicht Wucher getrieben; ich habe nicht das Maß der Elle verfälscht; ich habe nicht das Gewicht der Wagschale verkleinert; ich bin kein Heuchler gewesen; ich habe nicht geflucht", u. s. w. Kannst du deine Bekenntnisse nicht mehr? Sage sie doch her, alle zweiundvierzig; heißt eines davon: „Ich habe nicht des Königs Schätze gesehen?" Du bist doch ein rechter Thor!" Ptahmai ging stillschweigend und kopfschüttelnd weg; er wußte nicht, was er seinem Bruder antworten sollte, und doch grauete ihm vor dem Besuche in dem Schatzhause.

Petisi machte sich im Laufe des Tages noch einige Male an seinen Bruder; da ihm dieser aber immer kein Gehör schenkte, begab er sich bald nach Mitternacht, als Mutter und Bruder in tiefem Schlummer lagen, mit einer Leiter und einer kleinen Laterne allein auf den Weg nach dem Königspalaste.

Die Laternen waren seit uralten Zeiten in Aegypten bekannt. Am Feste der Göttin Net wurde das ganze Land mit bunten Laternen illuminirt, und tausend Kähne, geschmückt mit farbigen Lichtern, belebten in der Festnacht den heiligen Strom.

Im Uebrigen hatte man kleine Oellämpchen, welche auf hohe Lampenständer gesetzt wurden. —

Die Wachen standen vorn am großen Portale nach Osten zu. An der Südseite herrschte Todtenstille und tiefe Finsterniß. Ohne von irgend eines Menschen Auge bemerkt zu werden, kam Petisi zur Stelle. Er hatte nicht

erſt nöthig, nach dem Bilde zu ſuchen; er hatte längſt und wiederholt nach Schritten abgezählt, wo er die Leiter anſtellen mußte. Zitternd hielt er ſie feſt; zitternd ſtieg er hinauf. Hier, hier war das Bild des großen Oſiris. Solch' feierlich ernſte Miene! Auch Petiſi mußte dereinſt vor ihn treten und Rechenſchaft ablegen! Aber er wollte ja nichts Böſes thun, wollte ja nur ſehen. Und dennoch, — warum klopfte ihm das Herz ſo ängſtlich? Warum konnte er das ſtrenge Antlitz des heiligen Oſiris nicht anblicken? — Weg, weg, — hier ſteht Iſis und hier ihre Schweſter Nebthi, — ein Druck, — leicht und geräuſchlos dreht ſich der Stein. In fieberhafter Aufregung ſteigt Petiſi in die Oeffnung, ſetzt ſich, zieht die Leiter nach, läßt ſie innen wieder hinab, ſchließt ſeinen Eingang, ſteigt hinunter, — „Hathar (Göttin der Finſterniß), ſei mir gnädig!" ſtöhnt er, — jetzt ſteht er unbemerkt und in Sicherheit im Schatzhauſe des Königs!

Wenn nur das Laternchen mehr Licht verbreitet hätte! Aber halt, da ſtehen ja große, koſtbare Lampengeſtelle, und die Lampen ſelbſt ſtehen noch darauf; man braucht ſie nur anzuzünden. — So! Jetzt iſt es hell in dem Saale! Ah! Solche Pracht, ſolche Herrlichkeit hat Petiſi nicht erwartet! Rundum Tiſche von wohlriechendem Cedernholze, und auf den Tiſchen und in den Käſten Reichthümer ohne Maß und Zahl! Hier liegen Bündel Goldſtangen, wie man draußen am Nil die Bündel Schilfrohr liegen ſieht. Hier ſind Vaſen und Trinkgefäße jeder Größe und Geſtalt von Gold und Silber. Die feinſten Arbeiten in Edelſteinen, — Figuren in Bronze, — koſtbare Urnen in Glas und gemaltem Porzellan, — ganze Becken voll goldener Ringe, — die brillanteſten Emaille-Arbeiten, — Statuetten von Gold und täuſchend nachgemachten Edelſteinen, — ſilberne Körbe mit noch unverarbeiteten Edelſteinen, Granaten, Karneol, Heliotrop u. ſ. w., — Korallen, Elephantenzähne, Straußfedern und Straußeier, Ebenholz, Pantherhäute, — ſilberne Stangen und ſilberne Ringe, — Säcke voll Goldſtaub, — fremde Waffen mit Gold und Edelſteinen ausgelegt, — Ketten, Armringe und breite Halskragen, von Gold und Juwelen zuſammengeſetzt, — wer vermag, alle Herrlichkeiten aufzuzählen!

Wie im Traume wandelte Petiſi zwiſchen den Schätzen umher. Plötzlich aber überfiel ihn eine unausſprechliche Angſt. Wie leicht konnte er durch eine vorbeiziehende Streifwache entdeckt werden, wenn er das Schatzhaus verließ! Schnell löſchte er die Lampen, nahm eine Hand voll goldner Ringe zu ſich und eilte weg. Als er die Mauer öffnete, ſah er zu ſeinem Schrecken, daß bereits die Morgendämmerung angebrochen war; doch kam er ungeſehen nach Hauſe, und auch Mutter und Bruder hatten ſeine Abweſenheit nicht bemerkt.

Wohl aber bemerkten ſie eine peinliche Unruhe, von welcher er den ganzen Tag geplagt wurde. Er hatte nirgends Ruhe noch Raſt, hörte oftmals nicht, wenn die Mutter zu ihm ſprach, ſprang wie aus einem tiefen, ſchweren Traume plötzlich in die Höhe und eilte dann flüchtigen Fußes hinweg. Zehnmal trieb ihn die Angſt an dieſem Tage nach der Südſeite des Schatzhauſes; zitternd blickte er hinauf nach dem Bilde der Nebthi, ob der Stein gut ein-

gefügt sei, ob man Nichts bemerken könne. Dann sah er sich wieder nach allen Seiten um, ob ihn Niemand beobachte. Standen einige Leute auf der Straße beisammen und unterhielten sich, so schlich er zagend hinzu und horchte, ob sie nicht sprächen von dem Diebstahl, der in verflossener Nacht an des Königs Schätzen verübt worden, und daß man dem Diebe schon auf der Spur sei. Kam er nach Hause, so war seine erste Frage, ob Niemand dagewesen, ob Niemand nach ihm gefragt habe, ob er nicht gesucht worden sei.

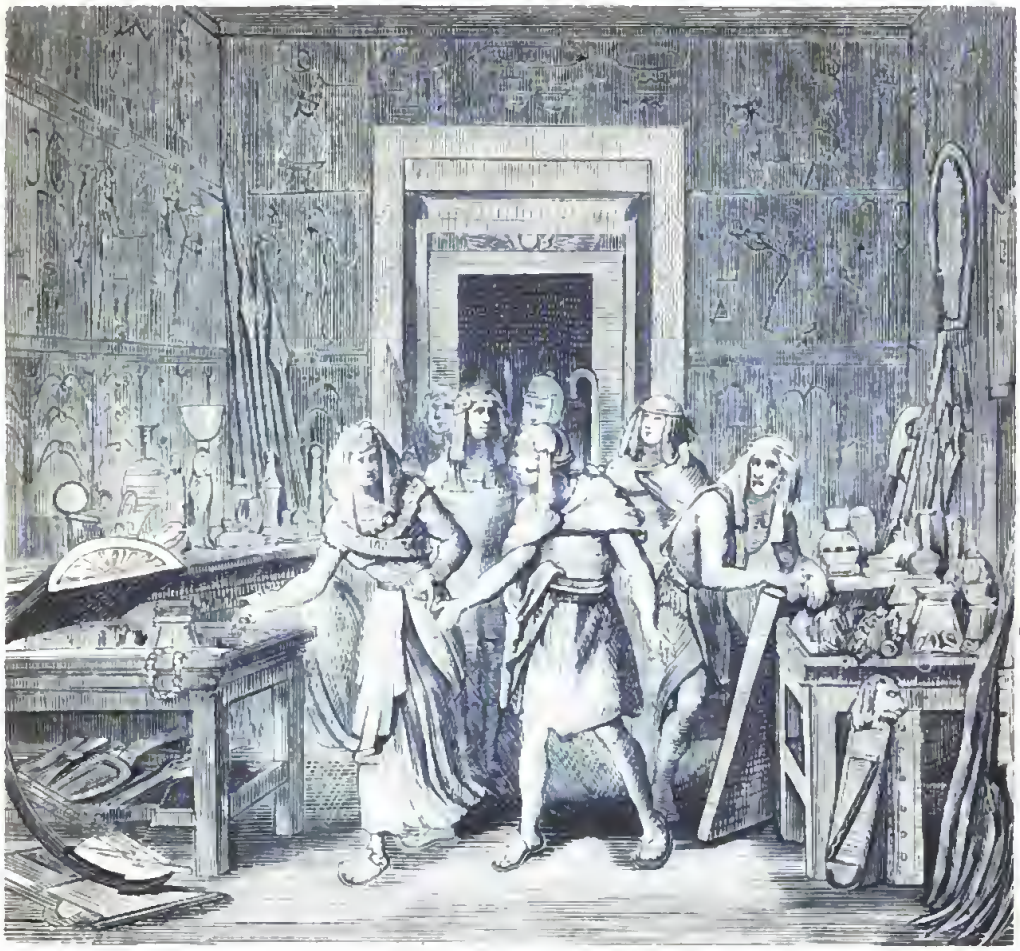
Petisi fühlte die Qualen eines bösen Gewissens.

Am folgenden Tage aber ward er ruhiger. Und da Niemand nach ihm forschte, gab er das gestohlene Geld aus, holte später wieder neues und überredete endlich auch seinen Bruder Ptahmai, daß dieser mit ihm ging und gemeinschaftliche Sache mit ihm machte. Der Mutter wurde Alles verheimlicht. Sie glaubte ihre Söhne bei der Arbeit, wenn diese dem Vergnügen nachjagten; sie hielt für ehrlichen Verdienst, was gestohlenes Gut war; und während sie Nachts in stiller Stunde für ihre Kinder betete, schlichen diese leise aus ihrem Kämmerlein und gingen ihrem Diebsgeschäfte nach. Und so sicher wurden sie mit der Zeit, daß sie gar nicht mehr daran dachten, sie könnten einmal ertappt werden.

Anfangs begnügten sie sich, Gold — also goldene Ringe — zu nehmen, und damit konnten sie nicht leicht entdeckt werden; der König hatte unendliche Reichthümer, und die Brüder mußten es schon sehr stark treiben, wenn er merken sollte, daß ihm Gold fehle. Aber selbst dann waren sie noch nicht verrathen. Sie konnten die Ringe ungescheut und offen ausgeben; Niemand sah ihnen an, daß es gestohlene waren. Aber bald begnügten sich Ptahmai und Petisi nicht mehr mit dem Golde; sie griffen nach kostbareren Dingen; sie nahmen geschnittene Edelsteine, Arm- und Bein-Ringe, aus kostbaren Perlen zusammengesetzt, und andere Pretiosen von unglaublichem Werthe. Diese Schmuckgegenstände wurden dann in der Hauptstadt oder auch auswärts verkauft, und der Erlös wurde verjubelt. Es gab kein Fest, an welchem die Brüder nicht Theil genommen, an welchem sie sich nicht durch Pracht ausgezeichnet hätten; aber das fiel Niemanden auf, denn man wußte, daß ihr verstorbener Vater viel bei dem Könige gegolten hatte, und dachte, er werde seinen Söhnen große Reichthümer hinterlassen haben. Also hatte Niemand Argwohn.

Rhampsinit merkte Anfangs Nichts. Aber da die Diebe immer kecker wurden, konnte die Sache doch nicht länger verborgen bleiben.

Eines Tages weilte der König lange vor einem der Tische, auf welchem seine Kleinodien ausgebreitet lagen; wie in einem Traum versunken stand er da; plötzlich wandte er sich zu seinen Begleitern um und sprach: „Meine Freunde, schon seit einiger Zeit kommt es mir vor, als fehle bald hier, bald da Etwas von meinen Schätzen; ich habe bisher immer geglaubt, es sei Das eine Täuschung, aber nun weiß ich's gewiß, ich bin bestohlen." — Lächelnd erwiederte einer der vertrauten Räthe: „O König, daß du hier bestohlen werdest, ist rein unmöglich. Du mußt dich wol irren, denn wo keine Möglichkeit ist, ist auch keine Wirklichkeit."



Der König in seinem Schatzhause.

Rhampsinit schwieg einen Augenblick verlegen, dann antwortete er mit Heftigkeit: „Meine Augen täuschen mich nicht. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich weiß, daß es ist.“ — Dann trat er noch vor einige Tische, warf prüfende Blicke hierhin und dahin und verließ schweigend den Saal.

Oft sprachen seine Begleiter noch im Laufe des Tages von dem Vorfalle; allein sie waren fast Alle überzeugt, daß sich der König irre, weil es ja unmöglich sei, in das Schatzhaus einzubrechen. Am folgenden Morgen nahm er sie aber wieder mit und ging geraden Weges auf die Tische zu, welche er sich gestern besonders angesehen hatte. Auf dem ersten war Alles noch in bester Ordnung; auf dem zweiten auch; aber nicht so auf dem dritten. Da bemächtigte sich eine furchtbare Aufregung des Königs. Mit vor Zorn zitternder Stimme rief er denjenigen seiner Räthe, welcher ihm gestern widersprochen hatte. „Komm hierher, Amenhotep!“ rief er. „Was sagst du nun? Gestern lag neben diesem Becken mit Ringen ein Halskragen, zusammengesetzt aus goldenen Siegesgeiern und Perlen von Karneol und Heliotrop. Wo ist er nun!?“

Amenhotep sah sich um, blickte rechts und links auf die nächsten Tische, sah auf dem Boden nach, dann antwortete er ruhig: „Irrthum ist des Menschen Theil, o Sohn der Sonne; und auch du bist ein Mensch.“

Schon wollte Rhampsinit seinem Zorne freien Lauf lassen, da unterbrach ihn ein alter, vielerfahrener Diener der Krone: „Erlaube, o König, daß wir überall nachsehen, ob sich nicht entdecken läßt, wo und wie ein Dieb zu deinen Schätzen kommen kann." — Es wurden die Lampen zur Hand genommen, Leitern herbei geholt, man untersuchte die Decke, die Wände über und unter den Tischen, den Boden, — nirgends eine Lücke, eine Oeffnung, nirgends die geringste Spalte. Man untersuchte die Thüre, — das Schloß, — Alles in Ordnung, Alles fest und sicher!

„Erfülle auch mir eine Bitte", sprach nun Amenhotep, als Alle rathlos um den König standen. „Lasse deine Schreiber kommen und ein genaues Verzeichniß aller dieser Schätze machen. Lasse die Tische numeriren und sorgfältig aufschreiben, was und in welcher Ordnung Alles hier auf den Tischen und in den Laden liegt. Denn was geschrieben ist, ist geschrieben."

Der König befolgte den Rath; die Ringe wurden gezählt, die Säcke mit Goldstaub gewogen, Alles wurde notirt, und als das Verzeichniß unter seinen Augen angefertigt war, nahm er es mit sich und beschloß, nun gleich am folgenden Tage den Zweifler zu überführen.

Aber — — es fehlte Nichts, und am nächsten Morgen wieder Nichts und wieder Nichts. Amenhotep lächelte und sprach: „Irrthum ist des Menschen Theil." Rhampsinit aber lachte nicht, denn der kostbare Halskragen war verschwunden und blieb verschwunden. Darum ward der König auch nicht müde, ging täglich in der Frühe des Morgens in sein Schatzhaus und hoffte immer noch, den Zweifler zu überzeugen.

Endlich, nach Wochen gelang ihm dieses, denn wieder lag ein plumper Diebstahl vor, der nun durch das geschriebene Verzeichniß Aller Augen klar war. Triumphirend blickte der König um sich; Amenhotep aber stürzte zu seinen Füßen und flehte: „Verzeihung, o Sohn der Sonne, Verzeihung!"

„Amenhotep," sprach Rhampsinit, „du hast mir gesagt: Wo keine Möglichkeit ist, kann auch keine Wirklichkeit sein. Ich aber sage dir: Wo die Wirklichkeit ist, da muß die Möglichkeit sein. — Stehe auf!"

Höre mich, höre mich!" antwortete Jener. „Du hattest Recht, du sahest schärfer, als ich. Aber ich gelobe dir nun, den Dieb zu entdecken; ich will meinen Fehler wieder gut machen und will den Verbrecher in deine Hände liefern. — Sieh, Eines steht fest: der Dieb kann nicht durch die Decke, Wände oder den Fußboden, er muß durch die Thür gekommen sein. Und da ist wieder nur zweierlei möglich: Entweder Einer von uns, die wir mit dir hier eintreten, ist der Dieb, oder irgend ein Anderer schleicht sich nächtlicher Weile mit falschem Schlüssel herein und weiß die Wache zu täuschen. Also bitte ich dich: Nimm uns nicht mehr Alle mit, wenn du das Schatzhaus besuchst; laß dir nur von einem Einzigen, dessen du ganz versichert bist, die Lampe tragen, und zweitens: Versiegele den Eingang. Dann ist jeder weitere Diebstahl unmöglich, und mir überlasse es, den Verbrecher ausfindig zu machen. Wir Alle aber beobachten das tiefste Stillschweigen über das Vorgefallene."

Daß einer der Räthe des Königs im Beisein dieses Letzteren Etwas entwenden sollte, war gar nicht denkbar; denn bei der wenigen Kleidung, die sie trugen, konnten sie ja Nichts verbergen und hätten das Gestohlene geradezu vor den Augen des Königs in den Händen hinaustragen müssen. Auch hatte Rhampsinit nicht den geringsten Verdacht gegen seine Begleiter; allein er ging doch auf den Vorschlag Amenhotep's ein; denn er selbst war rathlos.

„Wohl", sprach er nach einigem Bedenken, „ich will deiner Meinung folgen, und du selbst sollst Der sein, welcher mich künftighin allein begleitet."

Alles wurde noch einmal nachgesehen, die Diebstähle wurden auf dem Verzeichnisse bemerkt, dann verschloß der König den Eingang und versiegelte ihn eigenhändig mit seinem königlichen Siegel. Amenhotep schlich von einem Goldschmiede und Juwelenhändler zum anderen und fragte, ob er nicht einen schönen Halskragen bekommen könne. Es wurden ihm viele, zum Theil sehr kostbare vorgelegt, aber der vermißte war nicht dabei. Die Diebe waren schlau genug gewesen, den Kragen zu zertrennen, die Perlen allein zu verkaufen und die kleinen goldenen Siegesgeier einzeln hier und da, zum Theil sogar in benachbarten Städten, zu verwerthen. Was sie in der verflossenen Nacht gestohlen hatten, war noch in ihren Händen.

Amenhotep ermüdete nicht in seinen Bemühungen; doch waren alle Nachforschungen vergebens. Nur das Eine schien erreicht zu sein, daß nicht auf's Neue gestohlen werden könne. Aber selbst Das war nicht in der That erlangt, denn als Rhampsinit nach einigen Wochen mit seinem Begleiter wieder einmal in das Schatzhaus trat, — das Siegel war unverletzt wie immer, — blieb er starr vor Schrecken stehen: Zwei kostbare Porzellan-Vasen waren verschwunden und ein Becken mit Goldringen war rein ausgeleert.

„Was nun? Amenhotep, jetzt hilf! — Also kommt der Dieb doch nicht durch die Thüre herein! Aber durch die Mauersteine kann er auch nicht kommen! — Ich lasse dir vollkommen freie Hand; thue, ordne an, befiehl, was du willst, aber hier verschaffe mir Licht, fange mir den Spitzbuben!"

Amenhotep sprach Anfangs kein Wort und überlegte still für sich; dann ließ er den Boden des Saales mit dem feinsten Sande bestreuen, so daß man jeden Fußtritt darin sehen mußte, entfernte sich wieder mit dem Könige und versiegelte die Thür.

An den nächstfolgenden Tagen fand sich der Sand stets noch vollkommen glatt und unberührt; am zehnten Tage aber sah man deutliche Fußstapfen. Sie führten im Saale hin und her, kamen gar nicht in die Nähe der Thüre und ließen durchaus nicht erkennen, wo sie anfingen und wo sie endeten; trotz aller Bemühung, trotz der sorgfältigsten Untersuchung war nicht zu erkennen, wo der Dieb eingedrungen war.

Rathlos stand Rhampsinit; Amenhotep aber sagte gelassen: „Es war die erste Probe; ein zweiter Versuch gelingt vielleicht besser." Er ließ den Sand wieder glatt streichen und setzte mit stets gleichem Eifer seine Nachforschungen nach den entwendeten Gegenständen fort.

Alles umsonst, Alles vergebens! Nach einem Monate zeigten sich wieder Fußtapfen in dem Saale, und siehe, — zwei Männer mußten da gewesen sein, denn die Spuren waren von verschiedener Größe und Gestalt. Und wieder waren die Diebe gar nicht in die Nähe der Thüre gekommen, und wieder war es unmöglich, zu finden, wo und wie sie eingedrungen.

„Siehe," sprach Rhampsinit, „alles Das führt zu nichts. Nun will ich dir sagen, wie wir zum Ziele kommen: Von heute an lasse ich an jedem Abende zehn Mann Keulenträger in den Saal sperren. Mag der Dieb dann von unten, oder von oben, von rechts, oder von links kommen, — die werden ihn packen und fest halten. Lasse den Sand nur wieder wegbringen."

„Erlaube deinem Diener", erwiederte Amenhotep, „anderer Ansicht zu sein. Wenn du es machest, wie du soeben gesagt, dann weiß in zwei Tagen die ganze Stadt dein Geheimniß, und die Diebe müßten sehr dumm sein, wenn sie kämen, so lange du deine Kriegsleute in dem Saale aufgestellt hast."

„Aber wir müssen sie halten; sie müssen auf der That ertappt und gepackt werden."

„Da giebt es noch ein anderes Mittel", sagte Amenhotep und ließ ganz in's Geheim von dem königlichen Waffenschmiede große metallene Fallen anfertigen, welche, ähnlich unseren heutigen Fuchsfallen, so eingerichtet waren, daß sie mit großer Gewalt zufuhren, wenn auf sie getreten wurde. Nachdem er sich nun noch von dem Waffenschmiede das Gelübde unverbrüchlichen Schweigens hatte ablegen lassen, wurden die Fallen vor den Tischen im Schatzhause an den Boden fest geschraubt, geöffnet und mit ganz leichten Teppichen bedeckt.

Rhampsinit konnte nicht schlafen vor Erwartung. Aber er mußte Geduld lernen, denn die Diebe kamen nicht in jeder Nacht, und wenn er Morgens nachsah, waren Schätze und Fallen unberührt.

2.

List über List.

Die Falle. — Ein Mann ohne Kopf. — Der verlorene Sohn. — Vor dem Bilde des Vaters. — Guter Wein. — Warum lachst du? — Rhampsinit's Plan. — Tauschung. — Die Hochzeit.

Die Söhne des verstorbenen Baumeisters hatten unterdessen in Lust und Freuden gelebt; ihr Gewissen hatten sie für einige Zeit beruhigt, sich und der Mutter gute Tage gemacht. Sie vergaßen, daß es leicht über Nacht anders werden könne, und dachten nicht an Schande und Strafe und nicht an die Rechenschaft in der Unterwelt vor dem Throne des großen Osiris.

„Ptahmai", sagte Petisi zu seinem Bruder, als beide einst spät nach Mitternacht von einem Trinkgelage heimkehrten, „unser Reichthum ist wieder zu Ende; wir müssen heute noch Geld holen."

„Es iſt zu ſpät“, meinte der ältere Bruder. „Die nächſte Nacht iſt auch Zeit dazu.“

„Nein,“ entgegnete Petiſi, „ich will morgen die große Waſſerfahrt auf dem Fluſſe mitmachen und habe nur noch einen einzigen Ring. Wenn wir eilen, können wir noch Leiter und Licht holen, in das Schatzhaus gehen und doch vor der Morgendämmerung wieder daheim ſein.

Ptahmai machte noch einige Einwendungen, wollte aber am Ende ſeinen Bruder nicht allein gehen laſſen, obwol die Zeit ſchon ſehr vorgerückt war.

Leicht hatte ſich der Stein gedreht, Nebthi den Eingang gewährt, — Ptahmai ſaß noch oben in der Lücke, Petiſi ſtieg bereits innen die Leiter hinab, — — ein herzzerreißender, gellender Schrei durchtönt den weiten Saal. „O, Bruder, Bruder, ich bin verloren“, jammerte Petiſi von furchtbarem Schmerze gepeinigt. Er iſt auf eine Falle getreten, und dieſe iſt mit ſchrecklicher Gewalt zugefahren und hat ihm von beiden Seiten, mitten zwiſchen Knie und Ferſe, ihre ſcharfen, metallenen Zähne in's Fleiſch gehauen. Bei der geringſten Bewegung iſt er in Gefahr, ſich das Fleiſch von den Knochen zu reißen; die Falle iſt auch ſo ſtark, daß ſie der Bruder nicht öffnen kann; ja dieſer ſchwebte noch in ſteter Gefahr, ſelbſt in gleicher Weiſe gefangen zu werden. Bald hatten Beide ihre Lage klar erkannt. Ptahmai hatte vorſichtig die Teppiche weggezogen, und während ſein Bruder dumpf ſtöhnte und ächzte, knieete er neben ihm und arbeitete ſich beim Scheine der Lampe in fieberhafter Anſtrengung ab, mit einem Meſſer, das er zufällig bei ſich trug, die Schrauben der Falle aus dem Boden zu löſen.

Krach! Die Spitze des Meſſers bricht ab, und ein Strom von Thränen dringt aus Ptahmais Augen. Verzweiflungsvoll ringt er die Hände. Aber Petiſi hatte ſeine Faſſung wieder erlangt.

„Bruder, es dämmert“, ſpricht er, „du kannſt, du darfſt hier nicht länger verweilen. Du kannſt mich nicht mehr retten; für mich iſt die Stunde gekommen, da ich meinen Lohn empfangen ſoll. Verzeih' mir, o Bruder, daß ich dich zum Diebſtahl verführt habe, und ſei unſerer Mutter ein guter, treuer Sohn. An ſie und an dich iſt jetzt allein noch zu denken; euch vor der Schande zu bewahren, giebt es nur ein Mittel. Nimm dein Meſſer, ſchneide mir den Kopf ab, und trage ihn weg, dann iſt wenigſtens der Name des Vaters nicht befleckt, dann iſt die Ehre der Mutter gerettet.“

Ptahmai wollte natürlich nicht einwilligen; allein Petiſi überzeugte ihn, daß dies der einzige Weg ſei, zu retten, was überhaupt noch gerettet werden könne.

Umgeben von den Schätzen des Königs, bei dem unſicheren Scheine des flackernden Lämpchens verrichtete Ptahmai das grauſe Werk. Das Haupt ſeines unglücklichen Bruders war das einzige Kleinod, das er heute aus dem Schatzhauſe des reichen Rhampſinit mit weg nahm. —

Am andern Morgen kam der König, wie gewöhnlich, mit ſeinem Begleiter, nachzuſehen. Kaum fiel der erſte Lichtſtrahl in den weiten Saal, da

entdeckte auch ſchon Rhampſinit's forſchendes Auge im Halbdunkel die menſchliche Geſtalt an der ſüdlichen Wand.

„Da iſt er! Da iſt er!“ ſchrie der König laut auf und ſprang mit vorgeſtreckten Armen auf den Gefangenen zu, als könne ihm dieſer noch entgehen. „Ich hab' ihn! Ich hab“ — — Vor Schrecken konnte er nicht weiter ſprechen; er ſtand wie gelähmt. Entſetzt ſtöhnte er: „Ein todter Menſch!“

„Ein Mann ohne Kopf“, wiederholte Amenhotep, der nun auch hinzu getreten war. Als ſich Beide wieder einigermaßen gefaßt hatten, begann der Letztere ſeine Unterſuchung. Er ſah, wie die Teppiche weg gelegt waren, er entdeckte die Verſuche, die Falle loszuſchrauben, er enträthſelte ſich Alles, Alles ward ihm klar, — nur das Eine nicht, wie der eine Dieb mit dem Kopfe des andern hinaus gekommen. Der geheime Eingang zu dem Saale war durchaus nicht zu finden.

Auf Amenhotep's Rath wurde nun in die Mitte der äußeren Seite des Schatzhauſes fünfzehn Fuß hoch vom Boden ein großer Haken eingeſchlagen. Der Leichnam wurde aus der Falle genommen und mit einer Schnur, die man ihm unter den Armen durchzog, an dieſen Haken aufgehängt. Zahlreiche Kriegsleute wurden an dieſer Seite des Palaſtes aufgeſtellt und erhielten Befehl, Jeden ſogleich zu ergreifen, der bei dem Anblicke der Leiche in auffallender Weiſe erſchrecke, oder weine und klage.

Und dieſer Plan war gar nicht übel. Die Vorübergehenden blieben ſtaunend ſtehen, denn dergleichen war man in Theben nicht zu ſehen gewohnt; und wem ſie begegneten, dem erzählten ſie die ſchreckliche Neuigkeit. Nun lief alle Welt hin, mit eigenen Augen zu ſehen. „Warſt du heute ſchon am Schatzhauſe?“ rief der Freund dem Freunde zu. „Frau, was iſt vorgegangen!“ ſprach der Mann, wenn er heim kam. Bis zur Mittagsſtunde wußte die ganze Stadt die Schauergeſchichte, und Tauſende und Tauſende waren alle ſelbſt dort geweſen.

Aber wer war der Verbrecher? Wie hieß er? — Er trug das gelbe Gewand um die Lenden, wie jeder Andere; weitere Kleidungsſtücke hatte er nicht, der Kopf fehlte, — da war jedes Rathen vergeblich und überflüſſig.

Nun meinte Amenhotep, die Freunde, Angehörigen, Helfershelfer des zur Schau gehängten Diebes würden gewiß auch kommen, und weder ſeinen Kindern, noch ſeinen Eltern, noch ſeinem Weibe werde es möglich ſein, ſich ſo zu beherrſchen, daß man nicht ihre Theilnahme erkenne. Auf dieſe Art ſeien dann auch die Mitſchuldigen zu ermitteln. Allein Petiſi's Mutter wußte nicht um das Verbrechen ihres Sohnes. Neugierig lief ſie hin und ſah, ohne zu ahnen, wer der Todte ſei. Hätte ſie ihr Kind in ihm erkannt, dann wäre ihr Schmerz, wäre ihre Verzweiflung gewiß Allen ſichtbar geweſen. Aber ſie hatte nicht die entfernteſte Ahnung von einem ſolchen Unglück.

Als ihr Jüngſter nicht, wie gewöhnlich, ihr den Morgengruß brachte, fragte ſie: „Ptahmai, wo iſt dein Bruder?“ — „Er läßt dich grüßen; er iſt ſchon ſehr frühe auf die Arbeit und wollte dich nicht wecken.“ —

Als er aber auch nicht bei dem Mittagsbrote erſchien, und Ptahmai, verlegen um eine Ausrede, ſtotternd hervorbrachte, er wiſſe nicht, wo ſein Bruder ſei, da überfiel die Mutter eine namenloſe Angſt.

„Kind," rief ſie händeringend, „was iſt vorgegangen? Iſt deinem Bruder ein Unglück zugeſtoßen? Warum biſt du ſo unſtät und unruhig? Du läufſt den ganzen Morgen hin und her; du ſieheſt verſtört aus; du gehſt mir aus dem Wege; du kannſt mich nicht anblicken! Wo iſt Petiſi?"

Aber Ptahmai enteilte ſeiner Mutter und ſuchte die Felder durchſtreifend, draußen die Ruhe, die er daheim nicht haben, die er nirgends finden konnte. Die Mutter eilte zu den Verwandten, Freunden, Bekannten und fragte nach ihrem Sohne; — er hatte die Nacht in luſtiger Geſellſchaft zugebracht, war mit ſeinem Bruder heim gegangen, — weiter wußte Niemand Etwas.

Gegen Abend kam Ptahmai wieder nach Hauſe. Da faßte ihn die troſtloſe Muttter an der Hand und führte ihn in ihr Schlafkämmerlein. Hier ſtand eine aus Holz geſchnitzte, bunt bemalte Figur in Mumiengeſtalt, welche ihren verſtorbenen Mann vorſtellen ſollte. Vor dieſer ſtand ein kleiner, runder Altar, auf welchen ſie an jedem Morgen dem theuren Geſchiedenen zu Ehren einige Tropfen Wein goß, wobei ſie ſtill ein frommes Gebet ſprach.

Vor dieſem Altar mußte nun Ptahmai niederknieen, und die Mutter forderte ihn auf, vor dem Bilde ſeines Vaters zu bekennen, was aus ſeinem Bruder geworden ſei. Jetzt konnte der Sohn nicht länger widerſtehen. Aber ſo vorſichtig er auch in ſeinem und ſeines Bruders Sündenbekenntniß war, ſo behutſam er auch die Worte wählte, — das war doch mehr, als ein Mutterherz ertragen konnte. Mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie regungslos neben dem Altar nieder. Sie hatte ſich gefaßt gemacht auf ein großes Unglück, ſie hatte an den Tod ihres Jüngſten gedacht, ſie erwartete das Schrecklichſte; aber Das — ihre Kinder Diebe, Ptahmai ſeinen Bruder enthauptet, Petiſi an der Mauer hängend, — Das war zu viel!

Als die unglückliche Wittwe wieder zur Beſinnung kam, verſank ſie in ſtummen Schmerz. „Morgen in der Frühe," ſprach ſie mit tonloſer Stimme, „gehe ich zum Könige und hole mir mein Kind."

Ptahmai wollte ſie um jeden Preis von dieſem Vorſatze abbringen. Er ſtellte ihr die Schande vor, Mutter eines Diebes zu ſein; er ſagte ihr, was für eine Strafe ſeiner, als des Mitſchuldigen harre; er zeigte ihr, wie ſie ja nichts gewinnen, ſondern nur verlieren könne; — Alles umſonſt! Auf alle Vorſtellungen gab ſie zur Antwort: „Ich will mein Kind haben."

„Nun wohl", rief Ptahmai, „ich werde es verſuchen, und ſollte mich's auch Leben und Ehre koſten!"

Es war ſchon ſpät am Abend; die neugierigen Gaffer hatten ſich längſt verlaufen; die ſtarke Wachtmannſchaft am Schatzhauſe war in ihre Kaſerne zurückgekehrt, und nur zwei ſchwerbewaffnete Krieger ſtanden noch bei der Leiche, damit dieſe nicht während der Nacht geſtohlen werde.

Da kam ein junger Mann vorbei, der zwei mit Weinſäcken beladene Eſel vor ſich her trieb. Es war Ptahmai.

Fäſſer unſerer Art hatten die Aegypter nicht. Im Keller bewahrten ſie den Wein in hohen irdenen Gefäßen, die oben mit einer Blaſe zugebunden waren. Für den Transport wurde der Wein in große lederne Säcke gefüllt.

Als Ptahmai ganz in der Nähe des Poſtens war, löſete er unbemerkt die Schnur an dem einen Sacke und ſchrie dann laut auf: „O Iſis und Oſiris, mein Wein läuft mir fort!“ Schnell ſprangen die beiden Kriegsleute hinzu, hielten ihre Helme unter, fingen den Wein auf und ließen ſich ihn trefflich ſchmecken. Aber Ptahmai ſchalt ſie und wollte ſie wegjagen.

„Du biſt ein ſonderbarer Menſch“, ſagte der Eine. „Iſt es denn nicht beſſer, der Wein läuft in unſeren Magen, als in den Staub? Für dich iſt's doch einerlei.“

„Ja,“ erwiderte der Eſeltreiber, „es iſt wahr. Aber helft mir nur ſchnell, den Eſel abpacken, damit ich noch retten kann, was zu retten iſt, ich will euch gerne nachher noch einen Schluck zukommen laſſen.“

Als der Sack wieder zugebunden war, fuhr Ptahmai fort: „Es iſt nur gut, daß es gerade mein ſchlechteſter Wein war. Jetzt will ich euch einmal ein anderes Tröpfchen zu verſuchen geben.“ Und er ließ ſie eine beſſere Sorte koſten. „Ah,“ riefen Beide, „das läuft wie glühendes Feuer durch die Adern! Lieber Freund, noch ein paar Tropfen!“

„Ihr ſeid Nimmerſatte!“ lachte dieſer. „Aber kommt her! Wer weiß, wann ihr wieder einmal ſo Etwas zu verſuchen bekommt.“ Und er füllte Jedem ſeinen Helm bis zur Hälfte mit dem ſtarken, betäubenden Weine; dann wünſchte er ihnen eine gute Wache und trieb ſeinen Eſel weiter.

„Es iſt doch eine ſchöne Sache“, meinte der eine der Krieger, als er ſeinen Helm ausgeſchlürft hatte, „um den Wein.“

„Ja,“ ſagte der andere, „das iſt eine köſtliche Erfindung des großen Oſiris. — Aber ich bin ſo ſchläfrig, daß ich mich kaum mehr wach halten kann.“ Damit ſetzte er ſich auf den Boden und lehnte ſich bequem mit dem Rücken in die Niſche der Mauer.

„Ja, ja!“ gähnte Jener. „Weißt du was? Wir wollen abwechſelnd ein Stündchen ſchlafen. Ein Mann iſt genug für den Todten; der läuft nicht weg.“

„Gut“, ſprach der Andere. „Laſſe mich nur zuerſt ſchlafen; denn ich halte es nicht mehr aus. Wenn du dann zu ſchläfrig wirſt, ſo weckſt du mich wieder.“ Einen Augenblick darauf lag der Sprecher ſchon in tiefem Schlafe.

Aber ſeinem Kameraden ging es nicht beſſer. Bald ſetzte auch er ſich nieder, und ohne Jenen geweckt zu haben, ſchlief er ebenfalls ſo feſt ein, daß ihn Nichts aus dem Schlafe zu wecken vermochte. — Nach einer Stunde erſchien Ptahmai wieder, eine Leiter auf der Schulter. Er rüttelte, er ſchüttelte die Schläfer, — ſie regten ſich nicht. Da ſtellte er die Leiter an, holte den Leichnam herab, und da die Beiden ſo gar unempfindlich waren, trieb's ihn, ſeinen Muthwillen noch an den armen Geſellen auszulaſſen.

Seltsames Erwachen.

Sie hatten die Helme neben sich am Boden liegen, — und so schor er Jedem die eine Hälfte des Kopfes kahl ab und entfernte sich dann, die harrende Mutter zu befriedigen. Als aber in der Frühe des Morgens etliche Leute des Weges kamen und die beiden Schläfer so zugerichtet sahen, blieben sie stehen und lachten laut auf. Darüber erwachte der eine, sah sich verwundert um, sprang dann erschrocken in die Höhe, — auf dem Posten zu schlafen, wurde ja strenge bestraft; — da er aber seinen Kameraden anblickte und sah, wie der zur Hälfte kahl geschoren war, da konnte er wohl begreifen, warum Jene so lachten, und er lachte aus vollem Halse mit, faßte den Schläfer am Ohr, zauste ihn, daß er schreiend aufwachte, und rief: „Mensch, wie siehst du denn aus!“

Kaum jedoch hatte dieser die Augen geöffnet, als er in das allgemeine Gelächter einstimmte, mit beiden Händen auf seinen Kameraden deutete und spöttisch fragte: „Willst du vielleicht Priester werden?“ — Die Priester nämlich gingen in kahlem Kopfe und mußten sogar die Augenbrauen sorgfältig abscheren. — So machten sich die Beiden über einander lustig, bis sie nach ihren Köpfen fühlten und merkten, daß sie gleiches Schicksal getroffen hatte. Sie setzten beschämt ihre Helme auf und harreten mit Schrecken der Stunde,

da ſie abgelöſt werden ſollten, — denn der Leichnam, den ſie zu hüten hatten, war verſchwunden. Auch erging es ihnen ſchlimm genug. Sie wurden vorläufig zur Unterſuchung in's Gefängniß geſetzt und ſpäter zu harter Arbeit in den Bergwerken verurtheilt. Und der König? — Der war troſtlos. Amenhotep jedoch ſagte zu ihm: „Du ſiehſt, o Sohn der Sonne, daß unſere Liſt nicht hinreicht, den Dieb zu fangen; daß er unendlich liſtiger und gewandter iſt, als wir. Uebrigens glaube ich nicht, daß er ſich je wieder an deinen Schätzen vergreifen wird."

„Damit bin ich aber nicht zufrieden," rief Rhampſinit, „ich will den Dieb wiſſen und in meine Gewalt bekommen; ich will Den ſehen und kennen lernen, der klüger iſt als wir."

„Dann", erwiederte Amenhotep, „weiß ich nur ein Mittel: Locke ihn durch Verſprechungen an. Mit Gewalt bekommen wir ihn nicht, mit Liſt auch nicht, alſo bleibt nur der Weg der Güte. Verſprich ihm Strafloſigkeit und noch ein großes Geſchenk dazu, wenn er ſich dir vorſtellt; ſo wird er ſicher kommen. — Ich rathe dir dieſes nicht gerne, denn Das iſt noch nicht da geweſen, ſo lange die Sonne unſer Land beſcheint, daß ein Verbrecher noch belohnt wird, aber ich ſehe kein anderes Mittel, und ich muß ſagen: ich möchte in der That auch den Menſchen kennen lernen, der alle unſere Weisheit ſo zu Schanden macht." —

Der Plan wurde hin und her überlegt, reiflich beſprochen, — und kaum war eine Stunde verfloſſen, zogen königliche Herolde mit Trompeten und Klappern durch alle Straßen, riefen das Volk zuſammen und verkündeten laut des Königs Willen: „Da die Götter unſern Herrn und Gebieter, den mächtigen König Rhampſinit, nicht mit einem Sohne und königlichen Prinzen geſegnet haben, er aber nicht weiß, wann und zu welcher Zeit er zur ewigen Ruhe in die weſtlichen Berge einkehren wird, Rechenſchaft abzulegen vor Oſiris dem Richter, — ſo hat er in ſeiner Weisheit beſchloſſen, ſeine Töchter und königlichen Prinzeſſinnen zu verheirathen und den Anfang zu machen mit der reizenden, unvergleichlichen Bertreri (d. i. Roſenblüte). — Weil aber der König zu ſeinem Eidam den Weiſeſten und Klügſten auswählen möchte, ſo wird Jeder, der ſich ſolcher Eigenſchaften rühmen kann, aufgefordert, ſich einzufinden in dem Palaſte, in den Gemächern der Prinzeſſin und ihr rückhaltslos zu erzählen, was er an klugen Thaten gethan, — gleichviel, es ſei gut, oder verwerflich. Und wer ihr der Klügſte unter Allen erſcheint, dem wird ſie alſogleich die Hand reichen. — Solches gebietet der Freund der Wahrheit, der Geliebte der Götter, der Herr des Volkes, der Sohn der Sonne, Rhampſinit." — Staunend hörte dies die Menge. So Etwas war noch nicht erlebt worden. Die Prinzeſſinnen waren nie anders, als an vornehme Räthe des Königs oder an große Feldherren, meiſtens an irgend einen ihrer Verwandten aus der Familie ſelbſt verheirathet worden. Jetzt ſollte Jeder, der klug und weiſe wäre, ſich um die herrliche Bertreri bewerben dürfen! Ja, wer hier der Glückliche wäre! —

Digitized by Google

Am Nachmittag erſchien Amenhotep wieder vor dem Könige und fragte: „Hat deine Tochter ſchon Beſuch gehabt?“ —

„Ja wohl! Es waren verſchiedene treffliche Jünglinge da, wackere Leute, die ich gerne als Schwiegerſöhne in's Haus nehmen möchte; aber der Rechte war noch nicht dabei.“ —

„Vielleicht biſt du ſelbſt die Urſache davon, und er kommt gar nicht. Ich bin ſoeben einem der Ausrufer begegnet; aber was er verkündet, lautet ganz anders, als wir's ausgemacht hatten. Warum haſt du die Stelle weggelaſſen, welche dem Bewerber Strafloſigkeit zuſichert, wenn vielleicht eine der von ihm erzählten Thaten eigentlich vor dem Geſetze ſtraffällig wäre? Und warum haſt du den Schluß verändert? „Der ſoll ſie zur Frau bekommen“ iſt doch beſtimmter, als: „Dem wird ſie die Hand reichen“.

„Eben deswegen!“ ſprach Rhampſinit mit ſchelmiſchem Lächeln. „Sieh, ich habe dem Diebe eine Falle gelegt. In dem Zimmer neben meiner Tochter ſtehen zwanzig Mann der Leibgarde bereit. Kommt nun der Rechte, und hat er ſeine Erzählung beendet, ſo ſpricht Bertreri: „Hier haſt du meine Hand“, und wenn er, wie natürlich, einſchlägt, ſo hält ſie ihn feſt, ſtampft auf den Boden und ruft um Hülfe. Die Gardiſten ſpringen hinzu, faſſen den Schelm, — ich habe mein Wort gelöſt, denn die Prinzeſſin hat ihm ja die Hand gereicht, der Schelm wird in's Gefängniß geworfen, ich laſſe ihn verurtheilen und ſchicke ihn in die Bergwerke.“

„Das wirſt du nicht thun!“ entgegnete Amenhotep langſam und mit feierlicher Stimme. „Das wirſt du nicht thun, Rhampſinit! Der König von Aegypten legt ſeinen Unterthanen keine Falle; der Freund der Wahrheit täuſcht und betrügt nicht; der Geliebte der Götter fürchtet ihren Richterſpruch; der Herr des Volkes darf nicht erröthen vor dem Volke; der Sohn der Sonne iſt lauter Licht und Klarheit, wie die Sonne ſelbſt.“

„Ich werde es thun!“ eiferte Rhampſinit.

„Herr und Gebieter“, ſprach beſcheiden Amenhotep, „du biſt König und kannſt thun, was du willſt. Niemand darf dir's wehren; alle Welt muß dir dienen und gehorchen. Ich kann und darf dich nicht hindern in deinen Plänen; aber meine Pflicht iſt es, dir zu zeigen, wenn du auf einem Irrwege biſt; das muß ich thun, das iſt meines Amtes! Bedenke: Du ſprichſt und gebieteſt, und wir ſind deine Diener. Aber es kommt eine Stunde, da gebieteſt du nicht mehr, da bitteſt du, und das Volk iſt Herr und entſcheidet. Denke des Augenblicks, da dein todter Leib vor dem Eingange zu ſeiner ewigen Wohnung harrt, harrt der Erlaubniß, einzugehen. Wenn dann der Oberſte der Todtenrichter hervortritt vor die verſammelte Menge und ſpricht: „Volk von Aegypten! Dein König Rhampſinit bittet um ein ehrliches Begräbniß,“ und wenn er dann auffordert zur Anklage, — — fürchteſt du nicht, daß die Verwandten deſſen hervortreten werden, den du jetzt hintergehen willſt? — Und wenn ſie's nicht thun, was wird aus dir werden, wenn du vor dem großen Oſiris ſtehſt? wenn dein Herz auf die Wagſchale gelegt wird?“

„Verlaſſe mich, Amenhotep!“ ſprach Rhampſinit finſter. —

„Du haſt zu befehlen, ich bin dein Knecht. Ich gehe und flehe zu allen Göttern, daß ſie dich bewahren und behüten mögen vor jeder Sünde.“

Amenhotep verließ den Saal. Der König war ſehr aufgeregt. Der Gedanke an das letzte Gericht war ein furchtbarer. Und doch brachte er's nicht über ſich, ſeinen Befehl zu widerrufen. Er dachte: „Wozu? Ich kann ja immer noch Verzeihung eintreten laſſen.“ Wiederholt erkundigte er ſich bei ſeiner Tochter, — ſie hatte noch Jeden, nachdem ſie Namen und Thaten aufgeſchrieben, mit der Vertröſtung entlaſſen müſſen, ſie wolle weiter zuſehen und ihre Wahl treffen, wenn Niemand mehr komme; denn der Eine, auf den es abgeſehen war, wollte ſich nicht einfinden.

Bereits war es Abend geworden.

Bertreri ſaß in Dämmerung gehüllt in ihrem Gemache, ließ nachdenkend den Kopf auf die Bruſt ſinken und ſeufzte: „Vergebens, vergebens hat mich der Vater als Lockſpeiſe hingeſtellt! Er kommt nicht!“

Da eilt ihre Dienerin herein und verkündigt ihr, ein neuer Werber ſei angekommen; und ehe noch die Lampen angezündet ſind, ehe das Zimmer im Glanze der Lichter erſtrahlt, rauſcht der Vorhang der Thüre auseinander, und, — in einen weißen Mantel eingehüllt, — tritt ein junger Mann vor ſie hin und verbeugt ſich tief und ehrfurchtsvoll. Eine ſtattliche Figur! Ein ſchöner Mann! Schwarze blitzende Augen!

Ein Wink der Prinzeſſin entfernt die Dienerin. Abermals verbeugt ſich der Fremde demüthig bis zum Boden, dann blickt er um ſich, ob er mit der Königstochter allein iſt, thut einen Schritt vorwärts und ſpricht: „Ach ich wage es, allverehrte Prinzeſſin, vor dich zu treten, vor dich, die du ſchön biſt, wie Retkro. Mögeſt du mir ein geneigtes Ohr leihen. Es iſt mancherlei, das ich dir zu erzählen und deiner Beurtheilung vorzulegen habe. Denn erſtens bin ich auf unſichtbaren Wegen in des Königs Schatzhaus gedrungen und habe ihm ſeine Koſtbarkeiten entwendet.“

Bertreri zitterte vor Aufregung an allen Gliedern; der Fremde blickte links und rechts um ſich und erzählte ruhig weiter: „Zweitens habe ich meinem Bruder, der ſich in einer Falle fing, den Kopf abgeſchnitten und ſo die Nachforſchungen des Königs unſchädlich gemacht.“

Bertreri ſtreckte ihre Arme vor gegen den Erzähler und rief: „Du biſt der Schlaueſte. Deine Hand!“ Aber dieſer hatte beide Hände unter ſeinem Mantel verborgen, ſah ſich noch einmal um und fuhr fort: „Drittens habe ich den Leichnam meines Bruders entwendet, die Wachen eingeſchläfert und ihre Köpfe kahl geſchoren.“

„Hier haſt du meine Hand!“ rief die Prinzeſſin lebhaft. „Du biſt der Rechte!“ Dieſer brachte ruhig die eine Hand unter dem Mantel hervor, — „Viertens“, ſprach er, — Bertreri faßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen, ſtampfte mit ihren Füßchen auf den Boden, daß die goldbeſchlagenen

Sandalen laut klapperten, und ſchrie: „Herbei! Herbei!“ — Viertens“, — ſprach Jener gelaſſen, „habe ich die ſchöne Bertreri angeführt.“ Damit kehrte er ſich um, ließ ihr ſeine Hand und rannte ohne Hand aus dem Zimmer und aus dem Palaſte. In demſelben Augenblicke ſtürzten die Garden mit geſchwungenen Schwertern in das Gemach, Diener kamen mit Lichtern herbei, der König erſchien und ſah die Prinzeſſin halb ohnmächtig auf ihrem Seſſel liegen, zwiſchen ihren zarten Fingerchen eine Menſchenhand haltend.

Allgemeines Entſetzen! Allgemeines Grauſen!

Bertreri's Ueberraſchung.

Als endlich Bertreri erzählt und wieder erzählt und jede Frage beantwortet hatte, ſtanden Alle rathlos; — an eine Verfolgung war natürlich nicht mehr zu denken. Jetzt wurde Amenhotep wieder zu dem Könige beſchieden.

„Heil dir, Sohn der Sonne,“ rief dieſer, als er Alles erfahren,“ die Götter haben dich vor einer ſchweren Sünde bewahrt! Ja, du biſt in Wahrheit der Liebling der Götter! Lob und Ehre und Preis ſei ihnen dafür in Ewigkeit!“

„Amenhotep, mein Freund,“ ſprach der König tief ergriffen, „ich will dir nun folgen.“ — Und am andern Morgen gingen die Ausrufer wieder mit Trompeten und Klappern durch die Stadt und verkündeten Folgendes:

„Alſo ſpricht der Sohn der Sonne, der König Rhampſinit: Von allen Bewerbern um die Hand meiner Tochter, der königlichen Prinzeſſin Bertreri, hat ſie den Vorzug gegeben dem, der in der geſtrigen Abendſtunde bei ihr geweſen und ſeine Hand bei ihr zurückgelaſſen hat. So ernenne ich ihn denn hiermit zu meinem Kinde und Schwiegerſohn, mache ihn zum Gemahl der Prinzeſſin Bertreri und gelobe ihm vor allem Volke Geheimhaltung und Strafloſigkeit für Alles, was er meiner Tochter entdeckt hat. Zugleich befehle ich ihm, daß er heute noch vor meinem Throne erſcheine, ſich den väterlichen Segen zu erbitten. So ſpricht der Freund der Wahrheit, der Geliebte der Götter, der Herr des Volkes, der Sohn der Sonne, Rhampſinit."

Schon nach wenigen Stunden erſchien Ptahmai, bekannte Alles und erbat ſich den Segen des Königs. Die zurückgelaſſene Hand hatte er der Leiche ſeines Bruders abgeſchnitten und unter ſeinem Mantel verborgen gehalten.

Wie oft mußte er erzählen und wieder erzählen, wie Alles gekommen war, wie er ſich benommen und wie er ſich angeſtellt! Wie viele Fragen wurden von allen Seiten an ihn gerichtet, und wie begierig war der König, ſelbſt zu ſehen das Wunder des drehbaren Steines. Die ganze Königsfamilie ſtand in dem Saale und ſah erſtaunt zu, wie ſich plötzlich die Mauer öffnete und Ptahmai in der Lücke erſchien. Wiederholt verſuchte Rhampſinit ſelbſt das Kunſtſtück, von außen durch die Mauer in ſein Schatzhaus zu ſteigen; als ſich aber Alle ſatt geſehen hatten, wurde der Stein befeſtigt, auf daß fernerhin Niemand mehr ſich an den Koſtbarkeiten des Königs vergreifen konnte.

Nach wenigen Wochen wurde die Witwe des Baumeiſters in das königliche Schloß abgeholt und die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert.

Ptahmai und Bertreri lebten lange, lange Jahre miteinander in Glück und Segen; ſie waren fromm und gut und Göttern und Menſchen ein Wohlgefallen, denn ſie vergaßen nicht, was ihnen der alte Amenhotep am Tage ihrer Hochzeit geſagt hatte. Als da Alle ihre Glückwünſche anbrachten, trat er ernſt vor das junge Paar hin, faßte ihre Hände und ſprach zu Ptahmai: „Sohn, du biſt klüger, als wir Alle; ſorge, daß du auch beſſer ſeieſt. Vergeſſet nicht, Kinder: Wenn ihr einſt zur Rechenſchaft vor den großen Oſiris hintretet, wird nicht euer Kopf gewogen auf der Wage der Gerechtigkeit, nicht euer Kopf, aber euer Herz."

Ptahmai vertauſchte ſeinen bisherigen Namen und beſtieg nach dem Tode ſeines Schwiegervaters als Rameſu VI. den ägyptiſchen Königsthron. Seine alte Mutter entſchädigte er für das Leid, welches ihr einſt die Entdeckung des Leichtſinnes ihrer beiden Söhne gemacht hatte, reichlich durch Liebe und Hingebung und vergalt ihr mit ſeiner Gemahlin die Sorgfalt und Pflege, die ſie ihm in ſeiner Jugend gewidmet. Die eigenen Kinder aber erzog er ernſt und ſtrenge, denn er hatte an ſich ſelbſt erfahren, wie leicht es ſich auf der Bahn des Böſen wandelt, wenn einmal der erſte Schritt gethan iſt. Sein Glück fand er in ſeiner Frau und ſeinen Kindern; dieſe waren ſein großer Schatz, und die Familienſtube war des ſechſten Rhampſinit's Schatzhaus.

Der nächtliche Schwur vor dem Standbilde des Gottes Ptah im Tempelhofe zu Memphis.

Pſammetich.

(Regierte von 663 bis 610 vor Chr. Geb.)

1.

Die Zwölfherrſchaft.

König Schebek. — Der Aufſtand. — Kampf. — Die zwölf Herrſcher.

Nicht immer war das Schickſal den Aegyptern gütig geſinnt. Es kamen auch trübe Zeiten über das Land, Noth und Elend herrſchten, wo ſonſt Freude und Luſt, Arbeit und Thätigkeit, Wohlbefinden und Zufriedenheit heimiſch waren. Etwa ſiebenhundert Jahre nach Rhampſinit V. fiel der König Schebek von Aethiopien mit einem großen, wohlgerüſteten Heere in Aegypten ein. Es gelang ihm, die ägyptiſchen Heere in allen Schlachten zu beſiegen und nach Theben, ſogar bis nach Memphis vordringend, faſt das ganze Land in ſeine Gewalt zu bekommen, ja ſelbſt den König gefangen zu nehmen.

Das war ein furchtbarer Schlag für die ſieggewohnten Aegypter! Entſetzen aber verbreitete ſich überall, vom Palaſte bis zur Hütte, als man vernahm, Schebek habe den König lebendig verbrennen laſſen. Die Königin mit ihren Kindern floh, umgeben und beſchützt von ihren Getreuen, nach

Norden in die Nähe des Meeres, wo sie sich in unzugänglicheren Gegenden niederließ. Hier fand das eingeborene Herrscherhaus eine Zuflucht, regierte auch fortwährend die nächsten, von den Nilarmen umschlossenen und von Kanälen durchzogenen Distrikte und wartete auf bessere Zeiten, bis es mit Hülfe der Götter gelingen werde, die Aethiopier wieder hinaus zu jagen.

Schebek regierte übrigens nicht grausam oder barbarisch; er war im Gegentheil ein guter Regent, der sich auch das Wohl seiner neuen Unterthanen angelegen sein ließ. Wäre er nur kein Fremder gewesen, und hätte er nur nicht den Sohn der Sonne den Flammentod sterben lassen, — die Aegypter würden ihn vielleicht sogar geliebt haben.

Auf Mord und Meineid war von alter Zeit her die Todesstrafe festgesetzt; Schebek schaffte diese ganz und gar ab, ließ Mörder und Meineidige nicht mehr hinrichten, sondern zum Besten ihrer Landsleute an öffentlichen Bauten Zwangsarbeit verrichten. Unter seiner Regierung wurden viele Kanäle neu angelegt, Tempel und Paläste errichtet, die Bergwerke mit Fleiß und Eifer bebaut. Ein trefflicher König, — wenn er nur kein Aethiopier gewesen wäre!

Fünfzig Jahre ertrugen die Aegypter die Herrschaft der Fremdlinge, — länger konnten sie es nicht aushalten. Ueberall zeigte sich der Geist der Unzufriedenheit, allenthalben rief man nach einem eingeborenen Könige; Nachrichten über Widersetzlichkeiten aller Art liefen täglich in dem königlichen Palaste ein. Es gährte weit und breit im ganzen Lande; alle Gemüther waren erregt, und Jeder war bereit, das Schwert zu ziehen und nach seinem Theile zu helfen zur Vertreibung oder Vertilgung der Aethiopier, — wenn nur der rechte Held erschienen wäre, der sich an die Spitze gestellt hätte! Die Freiheitskämpfer waren da, aber der Feldherr fehlte.

Allein wenn ein Volk nur ehrlich will, wenn es sich nicht scheut, für seine Freiheit einzustehen und zu kämpfen und zu sterben, dann bleibt auch der Tag der Erlösung nicht aus.

Psammetich (sein eigentlicher Name war Psametik und findet sich in Hieroglyphen geschrieben auf Seite 147 unter c), ein Nachkomme jenes unglücklichen Königs, den Schebek auf den Scheiterhaufen geführt hatte, ein stolzer, kräftiger Jüngling, begeistert für die Unabhängigkeit seines Volkes, sandte insgeheim Boten an die Vornehmsten und Angesehensten unter den unzufriedenen Aegyptern. Auf seine Veranlassung kamen sie alle nach Memphis. Hier hielten sie geheime, nächtliche Zusammenkünfte, entwarfen den Plan zum Volksaufstande, bestimmten die Anführer und verabredeten, wie es in Zukunft gehalten werden sollte, wenn das Land wieder einmal vollkommen von den Fremdlingen befreit wäre. Als sie mit dem ganzen Plane im Reinen waren, schworen sie einen feierlichen Eid, ihn auch so auszuführen, gelobten sich treue Freundschaft und unverbrüchliches Zusammenhalten, opferten bei nächtlicher Weile mit einander im Tempel des großen Gottes Ptah und kehrten dann ein Jeder an seinen Wohnort zurück.

Bald kamen eilende Boten in der Hauptstadt an und brachten die Nachricht, in Koptus seien die Aegypter aufgestanden, hätten sich für frei und unabhängig erklärt von dem äthiopischen Könige, einen ihrer Vornehmen zu ihrem Beherrscher ausgerufen und laut Tod und Verderben geschworen dem schlechten Volke von Kusch. — Der König stellte sich an die Spitze einiger Regimenter und marschirte stromaufwärts gen Koptus. Doch war er kaum einen Tag unterwegs, da wurde er von einem andern Boten eingeholt, der ihn flehentlich bat, wieder umzukehren und hinab nach Unterägypten zu kommen, — denn in Sais ist Psammetich, begleitet von Tausenden, eingezogen, und alles Volk strömt hinzu und jauchzt und ruft: „Heil Psammetich, dem Sohn der Sonne, dem Könige von Aegypten!"

Da wurde Kriegsrath gehalten, was wol am besten zu thun sei, wohin der König selbst ziehen, und wohin er einen seiner Feldherren senden solle; ob an beiden Orten zugleich, oder besser nach einander der Aufruhr zu unterdrücken sei. Aber noch bevor die Berathung zu Ende war, kam eine neue Nachricht. In Piom waren alle Aethiopier todtgeschlagen, der Provinzhauptmann umgebracht und für alle Zeiten die Herrschaft der schlechten Kuschi abgeschafft worden. Das Volk zog, wohlgeordnet, in großen Scharen von Ort zu Ort. Voran wurden Standarten getragen, auf welchen das Bild eines Menschen mit Krokodilskopf, oder auch ein ganzes Krokodil zu sehen war. Ein Feldherr der eingeborenen Truppen leitete den Aufstand.

In kurzer Zeit stand das ganze Land in vollem Aufruhr. Von Philä bis zu dem Meere, von den östlichen bis zu den westlichen Bergen erscholl derselbe Ruf zur Vertreibung der Aethiopier, das Volk von Aegypten hatte nur ein Ziel vor Augen: das Ende der Fremdherrschaft. Ja, selbst die Hauptstadt empörte sich, als der König kaum aus ihr abgezogen war.

Da warf er sich denn mit Heeresmacht auf die nächste Provinz. Die ägyptischen Krieger traten ihm kühn entgegen; es ward eine mörderische Schlacht geliefert, in welcher von beiden Seiten mit Muth und Tapferkeit und großer Erbitterung gekämpft wurde, — aber die Aethiopier hatten die Uebermacht, sie siegten, und der König dämpfte den Aufruhr. Er hielt ein strenges Gericht, ließ die Vornehmsten der Aufständischen hinrichten und zog dann weiter in eine andere Provinz, auch dort die Ruhe wiederherzustellen. Abermals ein hartnäckiger Kampf, abermals großes Blutvergießen, — abermals endlicher Sieg des Königs. Doch kaum war er abmarschirt nach einem anderen Orte des Aufruhrs, so hatten Jene, die erst vor wenigen Wochen unterworfen, von Neuem ihn öffentlich der Regierung für verlustig erklärt und einen anderen Regenten gewählt. Auf diese Weise wanderte der gehetzte König mit seinen Kriegsleuten von Stadt zu Stadt, überall die Empörung unterdrückend. Doch sobald er sich wieder entfernt hatte, brach sie mit um so größerer Heftigkeit von Neuem aus. Für jeden Gefallenen traten zehn Rächer in die Reihen der Freiheitskämpfer. Wer nur Schwert und Keule schwingen, wer die Lanze werfen oder den Bogen spannen konnte, schloß sich

den Streitenden an. Der Aethiopier war unrettbar verloren. Keine noch so blutige Strenge half. Aegypten hatte über sieben Millionen Einwohner, — der König konnte nicht Alle hinrichten lassen. Zwei volle Jahre dauerte dieser Freiheitskrieg, endlich wurden die verhaßten Fremdlinge überall zurückgeworfen, zur Heimkehr in ihr Mutterland gezwungen, und in Aegypten eine neue, einheimische Regierung eingesetzt. Das Land war frei.

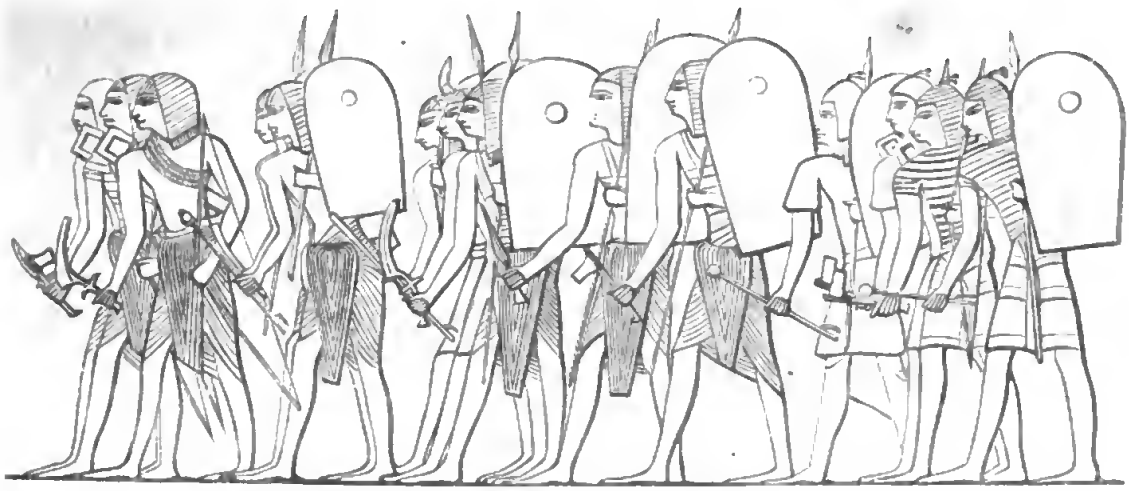
Der rechtmäßige Thronerbe war Psammetich, der sich auch als mannhafter Streiter im Freiheitskampfe Ehre, Ruhm und Ansehen erworben hatte. Allein auch Andere hatten sich ausgezeichnet, hatten als Feldherren das Volk zum Siege geführt und sich großen Anhang und mächtigen Einfluß erworben. Als nun die Abgeordneten aus sämmtlichen sechsunddreißig Provinzen in der Hauptstadt zusammen kamen, den neuen Regenten zu bestimmen, da stellte es sich deutlich heraus: fast Jeder hielt einen Anderen für den Würdigsten, die Krone zu tragen. Keiner wollte nachgeben, und fast schien es, als solle der Krieg von Neuem entbrennen. Doch waren die Wähler vernünftig genug, einzusehen, daß der Bürgerkrieg von Allem das Schrecklichste sei. „Unsere Feinde werden lachen ob unseres Haders", sprach der Eine. „Zerfleischen wir uns untereinander, so werden bald die Kuschi ihr Haupt wieder erheben. Lasset uns einig sein, einig vor Allem! Schicket euch in einander; ihr seid ja Alle Kinder der Mutter Isis."

Dies war zwar ganz gut, und Jeder gab dem Redner Recht; aber — es half um keinen Schritt weiter, denn Jeder meinte, die Anderen sollten sich nach ihm richten und in ihn schicken. — Es waren außer Psammetich noch elf Jünglinge aus edlen Familien, welche sich als Anführer im Freiheitskampfe hervorgethan und gerechte Ansprüche auf die Krone erworben hatten. Keiner war minder tüchtig, als die Anderen, unter Jedem wäre das Land glücklich geworden, — wen sollte man ausstoßen?

Da tönte der Ruf von Süden her: „Die Aethiopier rüsten wieder!" Und plötzlich waren Alle einig. Die sechsunddreißig Provinzen wurden unter die zwölf Helden vertheilt, die einen Bund ewiger Freundschaft miteinander schlossen. Einer heirathete die Schwester des Andern, und Alle gelobten sich gegenseitig Hülfe und Beistand in jeder Bedrängniß; sie versprachen, einander nie zu bekriegen oder zu übervortheilen, nahmen Alle ihren Wohnsitz in Memphis, in demselben Palaste, und regierten von hier aus in Eintracht und Brüderlichkeit ihre Provinzen.

Im ganzen Lande ward dieses Abkommen mit Freude und Jubel begrüßt, und die Aethiopier wurden wieder ganz still und stellten ihre Rüstungen ein.

Mit großer Sorgfalt vermied man Alles, was einem der zwölf Regenten irgend ein Vorrecht, oder auch nur ein größeres Ansehen hätte geben können. Tagtäglich wurde das Volk daran erinnert, daß Keiner über dem Andern stehe, sondern daß Alle einander gleich seien, gewissermaßen die zwölf Statthalter eines unsichtbaren Königs.



Aegyptiſche Krieger von verſchiedenen Waffengattungen.

2.

Der Einzelherrſcher.

Die Verkündigung des Ptah. — Verlegenheit beim Opfern. — Der vertriebene Pſammetich. — Neue Weiſſagung. — Die Erfüllung. — Soldatenaufſtand. — Der Auszug.

Die Freundſchaft und Eintracht der Zwölf war nicht bloßer Schein, ſondern aufrichtig und wahr. Sie lebten zuſammen wie Brüder, bildeten nur Eine Familie, und Keiner fürchtete, daß das Band ihrer Treue jemals zerriſſen werden könne. An jedem Morgen gingen ſie mit einander in das Heiligthum des großen Ptah und opferten da gemeinſchaftlich und beteten zuſammen für des Volkes Wohl und Glück. Die alte Opferſchale der vorigen Könige wurde in dem Tempel aufbewahrt; man hatte zwölf neue, vollkommen gleiche Schalen koſtbar aus reinem Golde gefertigt, die jeden Morgen den Regenten von den Prieſtern im Tempelhofe dargereicht wurden.

So verfloß manches Jahr in Glück und Frieden; Pſammetich und ſeine Freunde dachten an keine Aenderung. Aber wol dachten Andere daran.

Die alten Räthe des Reiches, die weiſeſten unter den Gelehrten, die erfahrenſten unter den Prieſtern waren insgeheim zuſammengetreten und hatten die außergewöhnliche Lage des Landes in Betracht gezogen.

„Die Zwölftheilung des Staates," ſo ſprachen ſie, „war in ſchwerer Zeit das einzige Mittel, den innern Frieden zu erhalten; aber ſie muß der äußeren und inneren Sicherheit wegen wieder beſeitigt werden. Der älteſte Sohn jedes der zwölf Könige erbt von ſeinem Vater die königliche Würde; auf dieſe Weiſe bleibt das Land vielleicht für ewige Zeiten getheilt. Die Väter zwar ſind jetzt Freunde; werden es in Zukunft auch die Söhne ſein? Wie, wenn einer von ihnen nach der Alleinherrſchaft ſtrebt, die Anderen bekriegt? ſich vielleicht gar mit fremden Feinden verbindet? — — Aus dieſer Gefahr iſt das Land nur zu retten, wenn wir ſelbſt von den Zwölfen

den Tüchtigsten aussuchen und das Volk dahin bringen, daß es diesen zu seinem alleinigen Könige ausruft."

Also wurden die zwölf Regenten mit größter Aufmerksamkeit beobachtet; man prüfte genau und sorgfältig all' ihr Thun und Lassen und entschied sich endlich einstimmig für Psammetich. Dieser stammte überdies aus der alten, durch die Aethiopier vertriebenen Herrscherfamilie; er hatte gesetzmäßigen Anspruch auf den Thron, und seine Erhebung zum Alleinherrscher konnte kaum große Schwierigkeiten bieten. Natürlich wurde die Verabredung geheim gehalten, aber nach einiger Zeit verkündeten die Priester folgenden Ausspruch des Gottes Ptah:

„Nicht will ich, daß zwölf Herrscher vor meinem Antlitz erscheinen; der Sohn der Sonne ist nur Einer; und Der soll Herr und König sein über ganz Aegypten, der nicht aus goldener, sondern aus eiserner Schale mir opfert." — Darüber erstaunten die Regenten und beriethen sich mit einander, was nun zu thun sei; es wäre ja Jeder gern bereit gewesen, die kostbare goldene Opferschale mit einer minder kostbaren zu vertauschen. Die Priester wurden befragt, und ihr Entscheid lautete dahin: „Ihr Alle könnt und sollt nichts in der Sache thun; der große Ptah wird entscheiden. Nach wie vor kommt ihr jeden Morgen in sein Heiligthum; wir reichen euch die goldenen Opferschalen, und ihr opfert, wie bisher. Er, der es anders will, wird es auch zu machen wissen." — Damit begnügten sich die Könige und versprachen einander noch ausdrücklich, daß Keiner von ihnen allein opfern wolle.

Wieder vergingen Jahre, und kaum dachte man noch an diese Weissagung, da begab sich's, daß eines Morgens die Zwölfe wieder in dem Tempelhofe vor dem Altare standen und zwar, wie sie, — die durch Kampf zur Regierung gelangt waren, — es im Gebrauche hatten, in voller kriegerischer Rüstung, den eisernen Helm (siehe Seite 62) auf dem Haupte. Einer der Priester holte die goldenen Opferschalen herbei. Als er sie aber austheilte, bemerkte er, daß ihm eine davon fehlte, so daß für Psammetich, welcher zuletzt in der Reihe stand, keine mehr übrig blieb. Er eilte also schnell wieder hinein und suchte die zwölfte Schale; aber alles Suchen war vergebens, er fand sie nicht. Unterdessen nahete ein zweiter Priester mit der weingefüllten goldenen Kanne. Er füllte die Gefäße der Könige, und als er an Psammetich kam, wartete er erst ein wenig, dann sprach er: „Nimm deinen Helm herab und reiche mir ihn dar, damit ich den Wein hinein gieße und das Opfer nicht länger aufgehalten wird!" Psammetich that, wie ihm gesagt worden. Man betete, sang und opferte, wie gewöhnlich, und Alle gingen zufrieden und ohne Arg nach Hause. Eben als der Gottesdienst zu Ende war, kam der Priester mit der zwölften Schale herbeigesprungen; in diesem Augenblicke erst hatte er sie gefunden. Allein es war nun zu spät.

Nach einigen Tagen ging das Gerede: „Will Psammetich Alleinherrscher sein? Indem er den Wein mit seinem Helme darbrachte, hat er aus einer eisernen Schale geopfert!"

Seine Freunde erschracken darob, ließen den Oberpriester des Gottes Ptah rufen und fragten ihn, was er von der Sache halte. Dieser antwortete: „Wohl, das Unbegreifliche ist geschehen, und so wird die ganze Weissagung in Erfüllung gehen; Psammetich soll und wird allein König sein, denn so ist's beschlossen. Was wir Menschen für Zufall halten, ist Rathschluß und Werk der Götter." — Aber die anderen Elfe wollten sich nicht fügen, ihre Gewalt nicht dem Einzelnen abtreten. „Ob ihr Fürsten wollt oder nicht," sprach der Priester, „er ist der Sohn der Sonne und wird es sein."

Obwol Psammetich auf's Feierlichste versicherte, daß er nicht entfernt daran gedacht habe, seine Mitkönige zu hintergehen, beschlossen sie doch, ihn auszustoßen aus ihrem Bunde und von der Hauptstadt zu vertreiben. Er sollte in die ihm angewiesenen Provinzen gehen und keine Gemeinschaft mehr mit Denen haben, die über ein Jahrzehnt seine besten und treuesten Freunde gewesen. Und wie sie es beschlossen hatten, so wurde es auch ausgeführt.

Darauf fragten sie wieder den Priester: „Wie nun? Wird er noch unser Oberherr werden?" — Der Priester antwortete ernst: „Er wird es nicht werden; er ist es. Und wenn es ihm die ägyptischen Krieger versagen, ihn zu seinem Rechte zu bringen, so werden Männer aus dem Meere kommen, die ihn wieder einführen in die Hauptstadt und setzen auf den Thron des großen Sesostris, Heil sei seinem Andenken. Was gesagt ist, wird geschehen, und ihr könnt es nicht ändern."

Psammetich zog sich nach Saïs zurück, und seine Mitregenten glaubten, er werde bald vergessen sein. Doch dem war nicht so. Die Priester, in Allem, was sie thaten, berechnend und einstimmig, brachten allmälig dem Volke die Ueberzeugung bei, dem rechtmäßigen Thronerben sei bitteres Unrecht geschehen, Psammetich allein sei würdig, die Krone zu tragen, und die anderen Elf hielten sich nur durch Mißbrauch der Gewalt an der Regierung. So kam es ganz in der Stille nach und nach dahin, daß der Vertriebene in allen Provinzen nicht nur zahlreiche Anhänger und Freunde hatte, sondern daß man geradezu nur ihn als den einzigen und rechten König, die Anderen aber als Thronräuber ansah und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sich ihrer zu entledigen. Auch reisten wiederholt verschiedene Priester ganz unbemerkt nach Saïs und trafen ihre Verabredungen mit dem Verbannten, gaben ihm Rath und Trost und das feste Versprechen ihres mächtigen Beistandes. Ihrer Weisung folgend, schickte Psammetich vertraute Boten nach Griechenland und Jonien, um von da Hülfsvölker zu erlangen. Die Griechen trieben zu damaliger Zeit noch überaus gerne Seeräuberei; wenn eine Schar junger, kräftiger Leute nach einer benachbarten Insel fuhr, dort Alles verwüstete, das Vieh wegnahm und mit reicher Beute zurückkam, so hieß Das ein Heldenzug, und der Anführer solcher Raubgesellen ward ein vielgepriesener Held. Die benachbarten Völker, wie z. B. die Phönizier, hielten sich seit

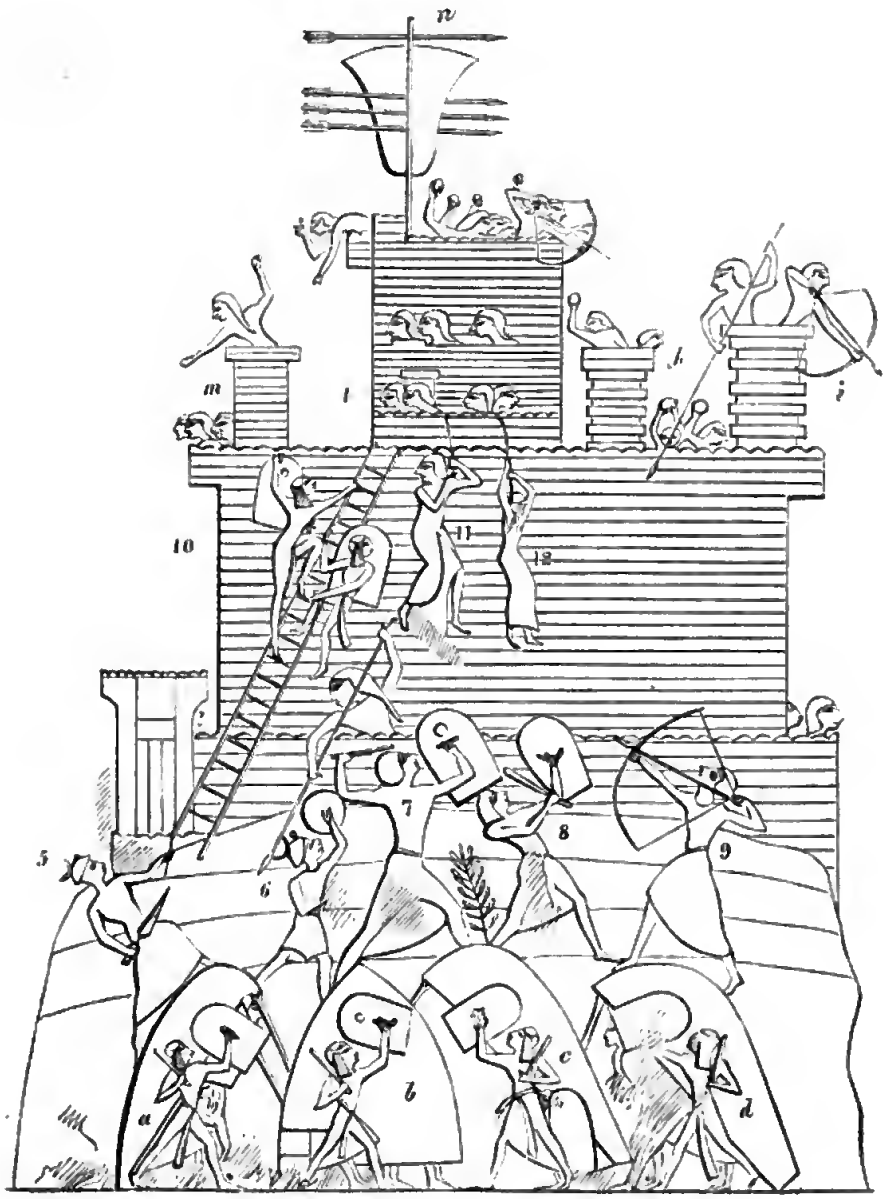
geraumer Zeit griechische Söldner, denn für Geld konnte man stets Griechen haben; sie waren immer gerne dabei, wo es Heldenthaten zu verrichten und gute Beute zu machen galt.

Plötzlich erschienen mehrere Schiffe bewaffneter Griechen an der Meeresküste. Die Mannschaft stieg aus und kündigte sich sogleich durch Sengen und Brennen, Plündern und Verwüsten der Felder an. Aber nicht lange, so erschien Psammetich, vereinigte sie mit seinen Getreuen, stellte sich an ihre Spitze und brach auf nach Süden. Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich das Gerücht durch das ganze Land: „Männer sind aus dem Meere gestiegen! Psammetich steht an ihrer Spitze. Er ist schon auf dem Wege nach Memphis. Auf, laßt uns ihm entgegeneilen!“

Psammetich's Mitregenten, hierüber bestürzt, machten noch einen letzten Versuch, die Regierung für sich zu retten; sie zogen dem Gefürchteten mit Heeresmacht entgegen. Allein auf ihrem ganzen Zuge, in jeder Stadt, in jedem Dorfe mußten sie mit steigendem Entsetzen gewahren, daß der Boden wankte, auf dem sie standen, daß sie nirgends zuverlässigen Anhang fanden. Sie wurden nicht mit Jubel begrüßt, nicht mit Segenswünschen entlassen. Kaum waren sie fortgezogen, so bereitete man sich vor, den lang ersehnten Psammetich würdig zu empfangen. Die Priesterschaft hatte ihm das ganze Land gewonnen ohne Schwertstreich, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen.

Endlich standen die beiden Heere einander gegenüber. Aber als die Schlacht beginnen sollte, marschirte wol die Hälfte der ägyptischen Krieger mit Sang und Klang hinüber zu Psammetich. Zwar kam es zu einem Gefechte, doch war sein Ausgang vorauszusehen; die im Stiche gelassenen elf Regenten ergriffen die Flucht und retteten sich nach Libyen; ihr ehemaliger Freund und Genosse aber war König und Alleinherrscher und hielt einen großen Siegeszug durch ganz Aegypten, wo er überall mit offenen Armen empfangen ward. Hierauf kehrte er zurück nach Saïs und nahm seinen bleibenden Aufenthalt daselbst. Dieses wurde von jetzt an die dritte Hauptstadt des Landes. Fünfzehn Jahre hatte Psammetich mit seinen elf Genossen gemeinsam regiert; langsam war der Plan der Priester gereift, aber sicher, und so war denn jetzt wieder die frühere Regierungsform hergestellt.

Nun begann ein ganz neues Leben in Aegypten. Fremden hatte man bisher nur ausnahmsweise gestattet, sich an den Ufern des Nil dauernd niederzulassen; jetzt gab der König den herangezogenen Hülfstruppen, welche ihn bei dem Kampfe um die Krone unterstützt hatten, große Ländereien, wo sie sich anbauen, Städte gründen, Ackerbau, Viehzucht und Handel treiben konnten. Zugleich schickte er eine große Zahl ägyptischer Knaben zu ihnen, daß sie ihre Sprache lernten und in Zukunft bei dem Verkehre mit auswärtigen Kaufleuten als Dolmetscher dienen könnten. Auch seine eigenen Söhne ließ er im Griechischen unterrichten.



Erſtürmung einer Feſte durch Aegypter.

Aegyptiſches Wandgemälde aus dem Palaſte Ramſes II. in Theben.

a, b, c, d vier Teſtudo, jede mit ihrem Kommandanten; 5 Befeſtiger der Sturmleiter mit Metallpflock; 6, 7, 8, 9 leichtes Fußvolk und Bogenſchützen; 10 zwei Hauptleute auf der Sturmleiter; 11, 12 Geſandte aus der Feſtung, um zu unterhandeln; i, k, m Feſtungsthürme; l Hauptthurm mit Standarte; n Standarte, von Pfeilen durchbohrt, Zeichen der Ergebung.

Er ſchloß Schutz- und Trutzbündniſſe mit benachbarten Königen, knüpfte Handelsverbindungen an, geſtattete fremden Kaufleuten, im ganzen Lande umherzureiſen, ſich überall niederzulaſſen, und verſprach und gewährte ihnen denſelben Schutz, wie den eingeborenen Aegyptern. Ja, in ſeinem Eifer, den

Verkehr mit dem Auslande zu fördern und so viele Fremde, als nur immer möglich, in das Land zu ziehen, ging er sogar so weit, daß er diesen Fremden manche Begünstigungen und Erleichterungen zukommen ließ, deren sich selbst die Einheimischen nicht erfreuten.

Das aber erregte die Unzufriedenheit der Aegypter, welche es nicht ertragen mochten, daß ihnen andere, weniger gebildete Völker vorgezogen wurden. Es fehlte nur an einer passenden Gelegenheit, dem allgemeinen Unwillen einen Ausdruck zu geben; doch auch diese fand sich.

Psammetich unternahm einen Kriegszug nach Syrien. Sein Heer war zusammengesetzt aus ägyptischen Kriegern und den fremden Söldnern, die ihm zur Alleinherrschaft verholfen hatten. Theils aus Dankbarkeit gegen diese gab er ihnen den Ehrenplatz in der Schlacht, theils dachte er auch, er habe sie, die Fremdlinge, so reichlich mit Gut und Ländereien beschenkt, daß sie gewiß mit der äußersten Hingebung und Tapferkeit für ihn fechten würden, und stellte sie deshalb an die gefährlichste Stelle. Das empörte nun die ägyptischen Heerhaufen auf's Aeußerste.

„Wer sind diese Jonier, diese Griechen," riefen sie, „daß sie uns vorangestellt werden? Welche Siege haben sie erfochten? Welche Länder haben sie erobert? Aegyptische Helden waren es, die unter dem großen Osiris die weite Welt durchzogen haben. Unsere Väter waren es, die mit dem unvergleichlichen Sesostris alle Länder der Erde unterworfen haben, nicht Griechen, nicht Jonier! Sind wir nicht stärker und gewandter, als sie? Sind wir nicht tapferer und treuer, als sie?"

Also sprachen die in ihrer Ehre gekränkten alten Heldenscharen. Dennoch thaten sie ihre Schuldigkeit, und der Krieg wurde glücklich beendigt. Als sie aber wieder heim kamen zu ihren Weibern und Kindern, zu ihren Freunden und Bekannten und da erzählten, wie schlecht sie behandelt worden, wie man die Fremden ihnen vorgezogen habe, da wurde die Entrüstung allgemein, Einer reizte den Andern, und endlich brach der Sturm los.

„Auf, auf!" hieß es. „Wenn uns der König verstößt, müssen wir uns ein neues Vaterland suchen. Daß uns Ausländer vorgezogen worden, diese Schande ertragen wir nicht."

Und überall brachen die Kriegsleute auf, ließen Haus und Feld und Weib und Kind im Stiche, traten zusammen in ihre Regimenter und zogen, ihre Hauptleute an der Spitze, weg aus dem Lande, dessen König sie nicht mehr wie seine Kinder behandelte.

Als die Nachricht von dieser furchtbaren und gefährlichen Auswanderung nach Saïs zu Psammetich kam, erschrak er sehr. Sogleich schickte er einige Feldherren den Abziehenden nach mit dem Auftrage, sie sollten sehen, wie sie diese auf gütliche Weise zurückhalten könnten, — denn mit Gewalt war nichts zu machen. Die Zahl der Auswanderer war schon auf mehr als sechzigtausend Mann gestiegen, und in jeder Stadt schlossen sich noch neue Scharen an.

Das Land der Pyramiden.

Auszug der Krieger des Psammetich.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Aber alle Bemühung der Feldherren war vergebens. Die einzige Antwort, welche ſie erhielten, war: „Entweder die Griechen, oder wir. Pſammetich hat die Wahl.“ Dieſer aber konnte begreiflicher Weiſe nicht die Griechen über Nacht aus dem Lande jagen. Als daher die Abgeſandten mit der traurigen Botſchaft zurückkamen, entſchloß er ſich zu einem letzten Verſuche. Er ſelbſt wollte ſein Glück bei den Unzufriedenen verſuchen; er beſtieg ſeinen Wagen und eilte ihnen nach.

Unterdeſſen zog das Heer den Nil entlang, immer ſtromaufwärts nach Aethiopien zu. Es war, als ginge es in den Krieg. In beſter Ordnung zogen ſie dahin, die alten Regimenter mit ihren Standarten, ihrer Muſik, die Hauptleute voran, Alle vollkommen bewaffnet und gerüſtet.

Als ſie in die ſüdlichen Grenzprovinzen kamen, erhielten ſie ganz unerwartet noch ungeheuren Zuwachs.

Geſetzmäßig durfte kein Krieger länger als zwei Jahre von ſeiner Familie entfernt gehalten werden. Wer in eine andere Stadt geſchickt wurde, als die, in welcher er anſäſſig war, mußte nach längſtens zwei Jahren wieder in ſeine Heimat entlaſſen werden. Nun lagen in den ſüdlichen Grenzfeſtungen ſchon ſeit drei Jahren dieſelben Regimenter. Da dieſe jetzt hörten, wie es ihren Kameraden im Norden ergangen war, und ſahen, wie entſchloſſen dieſe handelten, überlegten ſie nicht lange, verließen alleſammt ihre Garniſonen und zogen mit von dannen.

Nahe der Grenze holte der König die grollenden Scharen ein. Willig gaben ſie ihm Gehör; aber was geſchehen war, war geſchehen, und ſeine Worte konnten ſie nicht bewegen, ihren Entſchluß zu ändern. Zweimalhundert und vierzigtauſend Mann zogen über die Grenze, lauter kräftige, tüchtige Krieger. In Aethiopien empfing man ſie mit offenen Armen, wies ihnen die ſchönſten Gegenden zur Niederlaſſung an und gewährte ihnen jede Erleichterung. — Sie brachten ägyptiſche Sitte und ägyptiſche Bildung mit und waren bald angeſehen, hochgeehrt und einflußreich im ganzen Lande.

Pſammetich konnte den Verluſt des herrlichen Kriegsheeres nicht verſchmerzen. Er hütete ſich, das Nationalgefühl ſeiner Aegypter weiter zu verletzen, und that im Uebrigen Alles, was von einem würdigen Sohne der Sonne erwartet werden konnte. Beſonders nahm er ſich der Armen und Nothleidenden mit werkthätiger Liebe an, und als er im Jahre 610 vor Chr. Geb. nach einer dreiundfünfzigjährigen Regierung ſtarb, war die Trauer um ihn aufrichtig und allgemein. Er hatte ſich in Wahrheit den Titel verdient, den er ſchon zu ſeinen Lebzeiten führte: „Uro nofre het: der König, gut von Herzen.“

Apries in der Schlacht.

Apries und Amasis.

(588 bis 570; 570 bis 526 vor Chr. Geb.)

1.

Apries, der Held.

Zedekias. — Die Babylonier. — Belagerung Jerusalem's. — Die Schlacht. — Der Israeliten Heldenmuth. — Erstürmung der Stadt. — Zedekias' Tod. — Gedalja.

König Apries, oder wie sein eigentlicher Name im Aegyptischen lautete, Hopra, war ein gar tapferer Kriegsheld, der zwar nicht auf Eroberungen ausging, aber sehr gern jedem guten Nachbar beistand, wenn er einer Hülfe gegen übermächtige Feinde bedurfte. — Zu selbiger Zeit regierte im jüdischen Lande König Zedekias, der aber nicht selbständiger Herrscher war, sondern nur Stellvertreter des großmächtigen Nebukadnezar, des Herrn von Babel. Schon seit längerer Zeit waren die Juden von den Babyloniern unterjocht worden und mußten alljährlich schwere Abgaben an ihre Besieger entrichten; schon wiederholt hatten sie versucht, das Joch der Fremdlinge abzuwerfen; aber jedes Mal waren sie durch die ungeheuren Heerscharen des Bedrängers wieder zu Boden geschmettert worden. Jetzt wollte Zedekias einen neuen Versuch machen, seinem Volke die Freiheit zu erwerben. Um aber ganz sicher zu gehen, sandte er zuvor Botschaft nach Saïs an den König von Aegypten und ließ anfragen, ob er wol auf ein Hülfsheer rechnen dürfe, wenn der Babylonier mit seinen Truppen angezogen käme, das Land wieder zu unterjochen.

Apries war mit Freuden bereit, die Juden in ihrem Freiheitskampfe zu unterstützen. Kaum war diese frohe Nachricht in Jerusalem angekommen, als mit Jubelgeschrei alles Volk die Herrschaft der Babylonier für beendigt erklärte; Zedekias sagte sich los von Nebukadnezar und verkündete, daß er von nun an als alleiniger Herr und König über Juda gebieten werde.

Aber Nebukadnezar ergrimmte in seinem Herzen über den wortbrüchigen und treulosen Zedekias, der ihm vor neun Jahren einen heiligen Eid bei seinem Gotte geschworen hatte, Juda in seinem Namen zu regieren, für ihn zu verwalten. Daher brach er mit einem gewaltigen Heere auf, viele Tausend Mann zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, und zog hin, den Abtrünnigen zu strafen. In Jerusalem war kaum der erste Freudentaumel vorbei, da vernahm man schon das nahende Ungewitter, welches Alles, Alles zu zerstören, zu zertrümmern drohte. — Nun gingen Eilboten hinüber nach Aegypten und fleheten um die versprochene Hülfe. Augenblicklich rüstete Apries und setzte sich in Marsch mit einem wohlgeübten Heere tüchtiger Wagenkämpfer, geschickter Bogenschützen und tapferer Keulenträger und Lanzenwerfer. Schwert, Dolch und Sichel wußten Alle wohl zu handhaben.

Doch weit schneller als er waren die Babylonier. Ehe er sich es versah, waren sie über die Grenze gezogen und sengten und brennten, verwüsteten die Felder, zerstörten die Städte, plünderten und mordeten, daß ein unsäglicher Schrecken über das ganze Land kam. Das Volk verlor den Muth und bestürmte seinen König mit Bitten und Flehen, er möge sich dem großmächtigen Nebukadnezar wieder unterwerfen und um Gnade und Vergebung flehen, sonst seien sie Alle verloren. Die Priester sprachen zu ihm: „Du hast deinen Eid gebrochen, den du vor neun Jahren Babel's großem Könige geleistet hast; nun giebt dich der Herr, unser Gott, in die Gewalt deiner Feinde, darum daß du übel gethan hast. So gehe denn hin und demüthige dich, auf daß dein Volk erlöset werde von der furchtbaren Plage!"

Ganz anders aber sprachen die Kriegshauptleute: „Höre nicht auf sie, die Feigen! Mache dein Volk frei von dem Sklavenjoche, und sie werden dich segnen Alle, die jetzt zittern und zagen, und Kinder und Kindeskinder werden deinen Namen preisen. Vertraue auf uns! Wir sind mit dir und verlassen dich nicht; bald wird uns Hülfe kommen von den unüberwindlichen Aegyptern und ihrem tapfern Apries."

Allein die Aegypter wollten nicht erscheinen.

Statt ihrer näherten sich die Babylonier der Landeshauptstadt Jerusalem. So weit das Auge blickte, waren Straßen und Felder bedeckt von den Scharen der Feinde. Da lagerten sie in ihren Zelten, die babylonischen Männer mit ihren dicken, schwarzen Bärten, mit ihren hohen, spitzen Mützen, und hinter ihnen hielt eine unübersehbare Zahl von Packwagen und lasttragenden Kameelen.

Jetzt entstand große Verwirrung in der Stadt. Viele fürchteten die Rache der Feinde und flüchteten bei Nacht; die Meisten nahmen ihren Weg nach Aegypten. Andere eilten hinaus, warfen sich dem schrecklichen Nebukad-

nezar zu Füßen und flehten um seine Gnade. Die Krieger aber mahnten zu kräftigem Widerstande, verwiesen auf die starken Mauern der Stadt und auf die Hülfe, die von Aegypten kommen sollte.

Am übelsten unter Allen war der König Zedekias daran. Alle bestürmten ihn mit Anforderungen und guten Rathschlägen, und doch konnte er's — wie es so oft gegangen und noch alltäglich geht — nicht Allen recht machen. Die Einen schalten ihn einen Meineidigen, der das Volk in's Verderben geführt; die Andern priesen ihn als den Erretter, den Befreier des Volkes.

Auf einmal verbreitete sich ein Gerücht, das Alle neu belebte. Anfangs wollte man's nicht glauben; aber abgesandte Spione kehrten mit der frohen Botschaft zurück und bestätigten unter lautem Jubel der Zurückgebliebenen: „Apries kommt! Apries unser Erlöser! Heil Apries! Heil Zedekias!" Vergessen war alle Angst, weg war alle Furcht, und Niemand sagte zu dem Könige mehr: „Du Meineidiger!" Und siehe, die freudigen Erwartungen wurden nicht getäuscht; denn gar bald brachen die Babylonier ihr Lager ab, legten die Zelte zusammen, bepackten Wagen und Kameele und — zogen von dannen. Nun kannte der Jubel zu Jerusalem keine Grenzen mehr. Feste auf Feste wurden gefeiert, und Diejenigen, so zur Unterwerfung gerathen hatten, mußten Verachtung, Spott und Hohn erdulden. Aber Niemand ahnte, wie bald sich über Nacht Alles ändern werde.

Nebukadnezar zog den Aegyptern entgegen. Apries' Heer aber war zusammengesetzt aus Eingeborenen und aus griechischen Soldtruppen. Zwischen beiden bestand Neid, Zwietracht, Haß, und wenn ein griechisches Regiment den Feinden gegenüber in Noth war, hüteten sich die Aegypter wohl, ihm zu Hülfe zu kommen. Seit Psammetich fremde Söldner in Dienst genommen, konnte sich der Sohn der Sonne nicht mehr auf sein Heer verlassen. — Das zeigte sich auch dies Mal wieder nur zu deutlich. Der einheitliche Geist fehlte. Nebukadnezar griff mit großem Ungestüm an, — und die Aegypter wurden geschlagen.

Jetzt kam die Trauerbotschaft nach Jerusalem: „Apries ist gefallen sein ganzes Heer vernichtet, und der grimmerfüllte König von Babel rückt abermals gegen uns heran; er hat nicht vergessen, wie wir gejubelt, da er abzog." Verzweiflung erfaßte die Kleinmüthigen. Sie ließen Hab und Gut im Stiche und flohen, um nur ihr Leben zu retten. Andere aber blieben und ermuthigten die Zagenden, trösteten die Aengstlichen und meinten, noch sei nicht Alles verloren; die Stadt verfüge ja über viele Tausende kräftiger Arme, habe hohe und starke Mauern, und mit Gottes Hülfe könne eine einzige Stadt recht wohl selbst dem mächtigsten Könige widerstehen.

Die Belagerung begann. Die Feldobersten ließen es nicht an Zureden und Ermuthigungen fehlen; das Volk ermannte sich und vertheidigte die Stadt mit heldenmüthiger Aufopferung. Rückten die Babylonier mit einem Mauerbrecher heran, die Mauern einzustoßen, so warfen die Juden Steinblöcke herab und zerschmetterten Die, welche den Sturmbock zu bedienen hatten.

Digitized by Google

Suchten sich die Babylonier durch ein Schirmdach zu schützen, so schleuderten die Juden Feuerbrände von den Mauern und zündeten das Dach an. Es war ein erhebender Wettstreit in Kriegslist und Tapferkeit.

Aber Nebukadnezar ließ nicht nach, und — Zedekias wankte nicht.

Während so der Kampf vor Jerusalems Mauern tobte, kam unerwartet Apries, der nicht gefallen, von Neuem herangezogen und fiel die Babylonier im Rücken an. Allein da mit den Juden vorher kein Einverständniß herbeigeführt werden konnte, unterblieb der erwartete gleichzeitige Ausfall von ihrer Seite. Die Uneinigkeit der in ihrer Erwartung getäuschten Aegypter machte jedes entschiedene Vorgehen unmöglich. Die Belagerer wurden zwar zeitweilig beunruhigt und gestört, aber deswegen hörte die Belagerung der Stadt nicht auf. Gelang es doch nicht einmal, ihr neue Lebensmittel zuzuführen.

Nach einigen Monaten machte Apries einen wiederholten Versuch, die Stadt zu entsetzen, — vergebens; seine Bemühungen hatten keinen bessern Erfolg. Aergerlich über den fehlgeschlagenen Plan, kehrte er nach Saïs zurück.

Nebukadnezar verdoppelte jetzt seine Bemühungen. Er errichtete rings um die Stadt hohe Schanzen, von denen aus er durch seine Bogenschützen die Vertheidiger von den Mauern trieb, rückte mit Belagerungsthürmen an die Mauern, ließ schief aufwärts führende Dämme aufwerfen, die es ihm möglich machen sollten, mit seinen Kriegern die Mauern zu ersteigen, — kurz er ließ Nichts unversucht, was ihm die Kriegskunst damaliger Zeit an die Hand gab, das widerspenstige Volk zu bezwingen. Aber die Juden standen wie ihre Mauern und kämpften als Helden. Sie wankten und wichen nicht, obgleich ihre Zahl nicht zu vergleichen war mit den unermeßlichen Scharen Nebukadnezar's. Ein Monat verging nach dem andern, ein Vierteljahr nach dem andern, — der König von Babel knirschte vor Wuth, — bereits ein Jahr war verflossen, und die heldenmüthige Stadt trotzte ihm noch immer.

Aber jetzt kam ein Feind in die Stadt, der war mächtiger, als jener draußen vor den Thoren, ein Feind, dem Niemand widerstehen kann, dem auch der Tapferste erliegen muß, — das war der Hunger. Die Lebensmittel gingen zur Neige, und nun zagten die Schwachen wieder. Sie flohen in der Nacht hinaus und warfen sich dem Babylonier zu Füßen und fleheten um ihr Leben und — um Brot.

Wieder war ein Monat vergangen; man hatte das Wenige, was noch da war, eingetheilt, man hatte einen großen Theil des noch übrig gebliebenen Viehes geschlachtet, — nun blieb keine Hoffnung mehr — als die einzige, daß vielleicht Nebukadnezar der Belagerung müde werde und freiwillig abziehe. Allein der König von Babel war ein ganzer Held, dem es weder an Muth, noch an Ausdauer fehlte; und darauf, daß die Lebensmittel in der Stadt einmal zu Ende gehen müßten, hatte er gar wohl gerechnet.

Zum Uebermaß des Elends brach jetzt in Jerusalem — wohl in Folge der ungenügenden und schlechten Nahrung — die Pest aus. Verzweiflung bemächtigte sich der Bedauerungswürdigen. Massenweise strömten sie hinaus,

Nahrung und Leben im Lager des Feindes zu suchen. Und dennoch, dennoch wurde die Stadt nicht übergeben! Es fand sich immer noch ein Häuflein aufopferungsfähiger Helden, die treu zu ihrem Könige standen, die lieber sterben wollten, als sich ergeben. Wunder von Tapferkeit verrichteten diese herrlichen Freiheitskämpfer, achtzehn volle Monate lang widerstand die geängstete Stadt dem Babylonier; — da war ihre letzte Kraft gebrochen. In einer Unglücksnacht erstürmten die feindlichen Scharen die Mauern, drangen in die Stadt ein, — und nun begann das Werk der Zerstörung.

Zedekias hielt todesmuthig Stand, bis die Feinde in den Tempel gedrungen waren. Als er nun aber Alles verloren sah, vereinigte er sich mit seiner Familie, seinen Freunden und Dienern und floh mit seinen Feldobersten, geschützt von dem Dunkel der Nacht, aus seiner brennenden Hauptstadt. Allein den Babyloniern wurde dies verrathen; sie verfolgten den König und holten ihn in einem engen Thale in der Nähe von Jericho ein. Entsetzt stob der Troß der Diener und falschen Freunde des unglücklichen Fürsten aus einander; nur Wenige hielten treu zu ihm und wurden mit ihm gefangen.

„Du treuloser Knecht", redete ihn Nebukadnezar an, als er vor ihn gebracht wurde, „du boshafter Verräther! Habe ich nicht vor beinahe elf Jahren den vorigen König der Juden abgesetzt und aus Gnade dich auf den Thron erhoben? Hast du nicht bei deinem Gotte einen heiligen Eid geschworen, mir das Land treu und in Gehorsam zu erhalten? Und nun hast du mich verrathen! Aber du siehst, der Gott meiner Väter weiß den Undank zu strafen. Gelobt sei der große Bel, der dich in meine Hand gegeben hat!"

Und vor den Augen des gedemüthigten Königs wurden zuerst alle seine Begleiter, einer nach dem andern, hingerichtet. Als er Aller Blut hatte fließen sehen, stach man ihm die Augen aus, führte ihn nach Babel und warf ihn daselbst in's Gefängniß, wo er, mit eisernen Ketten beladen, elendiglich umkam. Nebukadnezar zog nun nach Phönizien, die mächtige Stadt Tyrus zu erobern. Allein hier reichte seine Ausdauer nicht hin, das Werk zu vollenden. Die Männer von Tyrus wehrten sich mit Löwenmuth, und Apries von Aegypten — wieder Apries — führte ihnen vermittelst seiner Flotte immer neue Lebensmittel und Vertheidiger zu. Dreizehn Jahre lagen die Babylonier vor der Stadt und boten jedes Mittel der Kriegskunst auf, sie einzunehmen; unverrichteter Sache aber mußten sie abziehen.

An des unglücklichen Zedekias Stelle hatte Nebukadnezar den Gedalja zum König der Juden, oder eigentlich zum Statthalter ernannt. Allein dieser wurde nach kurzer Zeit von seinen eigenen Landsleuten erschlagen. Kaum jedoch war diese That geschehen, so überfiel ängstliches Zagen die Uebelthäter. „Was wird der Babylonier thun, wie wird er gegen uns ergrimmen, wenn er die That erfährt!" — So zogen sie denn aus in großen Scharen, in fremdem Lande Schutz zu suchen. Tausende und aber Tausende wanderten in langen Zügen hinüber nach Aegypten, wo ihnen Apries bereitwillig fruchtbare Strecken Landes zuwies, die sie in Frieden bebauen konnten.

Amaſis zum König ausgerufen.

2.

Die Regierung des Königs Amaſis.

Die Kyrenäer. — Der ſoll unſer König ſein! — Wie ſich die Aegypter nicht behandeln laſſen. — Uro mesto. — Die Fremden im Lande. — Kunſtwerke. — Antwort für die Spötter.

Aber die Aegypter ſahen dieſe Einwanderung der Fremden nicht gerne. Schon ſeit Pſammetich's Zeiten hatten ſich gar viele Ausländer in Aegypten niedergelaſſen an den Ufern des geſegneten Nil; der König hielt 30,000 Mann griechiſcher Soldtruppen, — alles Das war eine ſtete Herausforderung des ſteigenden Fremdenhaſſes und zuletzt die Urſache des endlichen Sturzes des Königs Apries. Griechenland gegenüber hatten die Spartaner im Norden Afrika's und in einiger Entfernung vom Meere eine Kolonie angelegt, Kyrene. Die Stadt vergrößerte ſich, eine zweite wurde gebaut, — eine dritte, vierte, fünfte, — die Stadt hatte ſich zu einem Ländchen erweitert, das nun Kyrenaika genannt wurde und die eingeborenen Libyer in hohem Grade beengte. Immer größer wurde die Anmaßung, immer entſchiedener das Auftreten der Kyrenäer, ſo daß die überall zurückgedrängten

ihyer sich endlich um Hülfe an Apries wandten. Dieser schickte auch sogleich eine Heeresabtheilung gen Westen zum Kampfe gegen die Kyrenäer.

Allein die Aegypter, gänzlich unbekannt mit der Kampfweise der Griechen, wurden nicht nur geschlagen, sondern ein großer Theil des Heeres wurde gänzlich vernichtet. Die Heimkehrenden aber schrieen laut über Verrath und meinten, es sei besser, auszuwandern, als noch länger einem solchen Könige zu dienen, der das Heer geradezu in's Verderben geschickt habe.

Als Apries Nachricht von dem Aufstande erhielt, sandte er den Widerspenstigen einen seiner Heerführer mit Namen Jahmes entgegen, der bei allen Kriegern außerordentlich beliebt war wegen seiner Freundlichkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit. Er stammte aus einer armen Familie und hatte sich durch muthvolle Thaten empor geschwungen. Doch war er nicht hochmüthig geworden, sondern gedachte bescheidentlich seiner Herkunft. Darum war er geachtet, verehrt und geliebt im ganzen Heere, wie kein Zweiter.

Jahmes oder, wie wir ihn gewöhnlich nennen, Amasis hatte aber einen gefährlichen Auftrag. Er sollte die Aufrührer wieder zum Gehorsam zurückführen; allein diese schwuren hoch und theuer, lieber das Land zu verlassen, als einem Verräther zu dienen. „Er bleibt daheim", schrieen sie, „wenn wir in den Kampf ziehen; ist das die Art eines Königs? Wenn das Volk von Aegypten in den Krieg geht, dann gehört der Sohn der Sonne an seine Spitze."

„Der große Sesostris — Heil seinem Andenken! — ist nicht daheim geblieben", riefen Andere.

„Es ist klar, er wollte uns opfern. Warum hat er seine Griechen nicht nach Kyrene geschickt? Die wissen ja, wie mit ihren Landsleuten zu fechten ist."

„Und warum hat er kein größeres Heer abgesandt? Er hat uns absichtlich in's Verderben gejagt."

„Schlagt ihn todt, den Freund der Fremden!" erschallte es nun von allen Seiten. „Seit hundert Jahren gelten wir Nichts mehr; die Fremden stehen obenan, die Griechen und Jonier."

Amasis konnte kaum zu Worte kommen. Alles, was er zur Entschuldigung des Königs vorbrachte, wurde mit lautem Geschrei widerlegt.

Endlich brachte ein Hauptmann die wild empörte Masse zum Schweigen und sprach:

„Ihr Männer von Aegypten, höret mich und merket auf meine Worte! — Gewiß ist, daß wir seit Psammetich's Zeiten verachtet sind, daß uns das fremde Volk vorgezogen wird."

„Das weiß der allsehende Ra und die große Pe", bestätigte die Menge.

„Gewiß ist auch," fuhr Jener fort, „daß es dem Könige nicht um den Sieg zu thun war, sonst hätte er Griechen gegen Griechen geschickt, oder unser Heer wenigstens dreifach verstärkt. Wenn er aber nicht siegen wollte, was wollte er sonst? Antwort: Er wollte uns verderben! Und warum? Damit

wir ihm nicht mehr im Wege wären, damit er mit seinen Fremden allein herrschen könne. Das ist klar wie das Licht des dreimalgroßen Taati." (Der dreimalgroße Taati, d. h. Leuchtende, war die Sonne; der zweimalgroße war Eah, der Mond. — Ra und Pe heißt: Sonne und Himmel.)

„Ja, das ist klar!" ertönte es einstimmig. —

„Und sollen wir nun einem solchen Könige länger dienen? — Nein! — Sollen wir, die Gekränkten, das Land verlassen, wie unsere Väter gethan haben? — Nein! — Er soll herab vom Throne; er, der solche Schmach über uns gebracht hat! Es giebt noch andere Männer, die würdiger sind, die Doppelkrone zu tragen. Hier, seht Amasis an! Ist der nicht ein rechter Held? Der ist ein Mann nach dem Herzen des großen Osiris!"

Bei diesen Worten hob der Hauptmann einen nebenstehenden großen metallenen Helm auf, setzte ihn auf das Haupt des erstaunten Feldherrn, der nur das gewöhnliche blaue Tuch um den Kopf trug, und rief mit lauter Stimme: „Amasis soll unser König sein!"

„Heil Amasis! Heil dem Sohn der Sonne! Heil! Heil!" rief die Menge, — — und das verhängnißvolle Werk war geschehen. Nach fast neunzehnjähriger Regierung ward Apries von dem Throne gestürzt und mit ihm die Familie Psammetich's, — ein neues Königshaus gelangte zur Herrschaft.

Das war im Jahre 570 vor Christi Geburt.

Als Apries-Dies vernahm, sandte er einen zweiten Boten ab mit dem Auftrage, sich genau von dem Stande der Sache zu unterrichten und Amasis zur Verantwortung vorzuladen. Allein der Abgesandte wurde mit Spott und Hohn empfangen. „Ja", antwortete der neue König, „ich werde kommen; unfehlbar werde ich kommen — und nicht allein; alle meine Freunde werden bei mir sein."

Auf diese Nachricht hin versammelte Apries sogleich seine griechischen Hülfstruppen, 30,000 Mann an der Zahl, und rückte dem Abtrünnigen entgegen. — Es kam zur Schlacht. — Ein heißer Kampf entspann sich, denn von beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten. Jetzt handelte es sich um die Entscheidung: Apries und die Fremden, oder Amasis und die Aegypter. Die beiden Könige wußten recht gut, daß sie nicht nur um die Krone, sondern wahrscheinlich auch um das Leben kämpften. Die Griechen stritten für ihr Ansehen und ihren Einfluß, für die Ehre ihres Namens; die Aegypter für ihr Alles, denn besiegt mußten sie Vaterland, Weib und Kind verlassen und in die Fremde ziehen. Aber sie unterlagen nicht; ihre alte Tapferkeit trug einen glänzenden Sieg davon; ein großer Theil der Griechen fand seinen Tod auf dem Schlachtfelde, die übrigen suchten ihre Rettung in wilder Flucht; Apries selbst wurde gefangen genommen.

Als nun der neue König seinen Einzug in Saïs hielt, da jauchzte und jubelte alles Volk laut auf und konnte nicht satt werden in Freudenrufen für Amasis und in Verwünschung des unglücklichen Apries. Dieser hatte sich durch Begünstigung der Fremden längst den Haß des ganzen Volkes — nicht

nur des eingeborenen Heeres — zugezogen; in den letzten Tagen seiner Regierung aber hatte er noch eine Handlung begangen, welche den Haß zur Wuth entflammte. Als nämlich der Bote, welcher beauftragt war, das Heer zum Gehorsam zurückzubringen und Amasis gefangen vorzuführen, unverrichteter Sache und allein nach Saïs zurückkam, ergrimmte der König gewaltig und rief im Zorne: „Du ungetreuer Knecht! Du Verräther! So hast du den Befehl deines Königs vollführt? Ich will dich strafen zum abschreckenden Beispiel für Alle, die ihres Königs Gebot nicht achten.“ Und er ließ ihm Nase und Ohren abschneiden und ihn hinaus auf die Straße werfen.

Aber Solches waren die Aegypter nicht gewöhnt, dergleichen Beschimpfungen kamen sonst nicht bei ihnen vor. Sie geriethen über diese Grausamkeit in die äußerste Aufregung; hätte Apries nicht sogleich die Stadt verlassen, — wer weiß, was noch geschehen wäre!

Nun kam er als Gefangener in die Stadt zurück, und Amasis hatte alle Mühe, ihn gegen die Beleidigung der Einwohner zu schützen. Er nahm den Verhaßten mit sich in den Palast, und Apries bewohnte nun als Gefangener dieselben Räume, die er neunzehn Jahre als König bewohnt hatte. Doch wurde er mit Aufmerksamkeit verpflegt und wohl gehalten. Amasis erwies ihm alle Achtung, so daß ihm eigentlich Nichts fehlte, als — die Freiheit.

Aber damit war das Volk nicht einverstanden. Täglich zog es in großen Scharen vor das Schloß und forderte laut die Auslieferung Dessen, der sich so schnöde benommen, der in Einem Manne alle Aegypter so tief verletzt hatte. Amasis sprach zu der Menge und suchte sie zu beruhigen; das gelang auch Anfangs. Aber dieselben Auftritte wiederholten sich jeden Tag und nahmen endlich ein so drohendes Aussehen an, daß der König, um größeres Unglück zu verhüten, den unglücklichen Apries der erzürnten Menge auslieferte.

Wüthend fiel das Volk über ihn her und erwürgte ihn. Dann zog es mit lautem Toben an den großen Tempel und suchte das Namensschild des Apries auf. Sein Name wurde weggemeißelt, — Apries wurde verurtheilt, nicht dagewesen zu sein, nicht existirt zu haben; — in seinen Namensring aber schrieb man: Uro mesto: der verhaßte König.

Amasis gehört zu den merkwürdigsten Glückskindern. Er ist einer von denjenigen Menschen, welche sich immer und überall vom Glücke aufgesucht und stetig begünstigt sehen. Aus niedrigem Stande zur höchsten Würde emporgestiegen, regiert er 44 Jahre; und während dieser langen Zeit bleibt ihm das Glück hold, und nie trübt sich das stets heitere Lächeln der sonst so wankelmüthigen Glücksgöttin. Alles, was er unternimmt, gelingt in gewünschter Weise. Und wie sich gegen das Ende seiner Regierung ein drohendes Gewitter zusammenzieht, verderbenverkündende Wolken am Himmel Aegypten's aufsteigen, — ihm selbst bleibt das Glück unwandelbar getreu. Denn als der blutgierige Perser mit seinem Heere nahte, da starb Amasis, noch bevor der Sturm gegen sein geliebtes Aegypten losbrach. Er sah das

Land nur in Glück und Segen und wurde zur Rechenschaft vor den großen Osiris gerufen, ehe die Tage der Trübsal kamen.

Auch Amasis gewährte den Fremden manche Vortheile, räumte ihnen Freiheiten und Rechte ein und förderte die Verbindung mit anderen Ländern und fremden Nationen auf jegliche Weise. Mit den Kyrenäern schloß er einen Handelsvertrag und ein Waffenbündniß zu Schutz und Trutz; er lud fremde Handelsleute ein, regelmäßig mit ihren Waaren nach Aegypten zu kommen; den Griechen wies er eine Stadt an, wo sie sich dauernd niederlassen und ihre Geschäfte treiben konnten. Ja, er erlaubte ihnen sogar, daselbst Tempel zu errichten und die Götter nach ihrer Art zu verehren.

Und dennoch wurden die Aegypter nicht aufgebracht gegen den Erwählten. Denn er setzte die Landeskinder nicht gegen die Fremden zurück; im Gegentheile arbeitete er unverdrossen am Wohl des Staates. Er beförderte die Gesetzgebung, unterstützte Gewerbe, Künste und Wissenschaften, ermuthigte und erleichterte den Handel auf jede Weise. Eine Anzahl der herrlichsten Kunstwerke verdankt ihm ihre Entstehung. Prachtvolle, zwanzig Fuß hohe Götterstatuen von spiegelglatt polirtem Granit, — ein 75 Fuß hohes Standbild vor dem Tempel des Gottes Ptah in Memphis, — ein ganz neuer prachtvoller Tempel, den er der großen Isis ebenfalls in Memphis errichten ließ und unzählige andere Kunst- und Bauwerke verkündeten sein Lob im ganzen Lande.

Als größtes Wunder der Steinmetz-Kunst ließ Amasis in den Granitgebirgen Oberägyptens aus einem einzigen Felsblocke einen Tempel aushauen, 33 Fuß lang, $22^1/_2$ Fuß breit und $12^1/_2$ Fuß hoch, — Decke, Säulen und Boden — Alles aus demselben Stein. Von Syene, wo der Stein gebrochen worden war, brauchte man kaum drei Wochen zur Reise nach Saïs, allwo der merkwürdige Tempel im Vorhofe des Heiligthums der Göttin Net aufgestellt werden sollte. Aber 2000 Arbeiter hatten volle drei Jahre nöthig, bis sie das seltene Kunstwerk mit seinem ungeheuren Gewichte auf unterlegten Walzen an den Ort seiner Bestimmung gebracht hatten. Seit langer Zeit hatte kein Phra das Land mit so vielen und so herrlichen Werken der Kunst geschmückt!

Auch für den Heldenruhm und die kriegerische Ehre seiner Aegypter sorgte Amasis. Er vergrößerte die Flotte und eroberte mit ihr die Insel Kypros (Cypern) im Mittelländischen Meere, die ein überaus kostbarer Schatz für Aegypten war. Ueber 240 Quadratmeilen groß, hatte sie ein reizendes Klima und war weit und breit berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit. Sie hatte hohe Gebirge mit dichten Waldungen, die Holz im Ueberflusse lieferten; Getreide, Wein, Oel in Masse; reiche Kupferbergwerke nebst etwas Silber; auch mit Honig und Wolle wurde bedeutender Ausfuhrhandel getrieben. Das war eine einträgliche Erwerbung für die Aegypter!

Anfangs rümpften zwar Manche die Nase und zuckten die Achsel, weil Amasis aus dem niederen Volke stammte, ein Emporkömmling war; er ließ

sich aber dadurch nicht irre machen; durch seine außerordentliche Leutseligkeit, seine Gerechtigkeit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe, sowie durch hohe Weisheit nöthigte er bald Jedermann Achtung ab und gewann die Liebe seiner Unterthanen. Einigen vorlauten Spöttern aber setzte er in seiner Weise den Kopf zurecht. Eines Tages fanden sie, da sie wieder zum Könige kamen, ein kleines aber überaus schönes, goldenes Götterbild in dem Hofe des Palastes aufgestellt. Sie staunten die herrliche Arbeit an und brachten dem Bilde des Gottes ihre Verehrung dar. Als Amasis Dieses einige Male gesehen hatte, sprach er verächtlich zu ihnen, ob sie sich nicht schämten, vor diesem Bilde zu opfern; er habe es aus dem goldnen Fußbecken schmelzen lassen, in dem sie Alle so oft ihre Füße gewaschen hätten. (Da die Morgenländer meist keine Schuhe tragen, sondern nur Sandalen, d. h. Sohlen, theils von dickem Leder, theils von mehrfach aufeinander geleimtem Zeuge, theils auch von Bast geflochten, die mit Riemen festgebunden werden, so müssen nothwendig bei der außerordentlichen Trockenheit nnd dem dicken Staube der ungepflasterten Straßen die Füße bei dem kleinsten Wege mit Staub bedeckt werden. Reinlichkeit und Sorge für Gesundheit verlangen daher ein oft wiederholtes Abwaschen der Füße. Dazu bietet man jedem Besucher ein Gefäß mit Wasser; der König ließ seinen Gästen ein goldenes Becken vorstellen.) — „Sonderbar," erwiderte der Vorlauteste unter den so Angeredeten, „was geht uns das an? Es war ein Fußbecken, ist jetzt aber ein Götterbild; und wenn es ein würdiges Bild Dessen ist, den es vorstellen soll, so geht mich die Vergangenheit Nichts an, und ich werde mich vor ihm beugen." — Da klopfte ihm Amasis freundlich auf die Schulter und sprach lächelnd: „Ich war ein armer Feldhauptmann, bin aber jetzt der Sohn der Sonne; und wenn ich nur ein würdiger König bin, so geht dich meine Vergangenheit Nichts an, und du wirst dich vor mir beugen."

Der gravitätische Ernst der alten ägyptischen Könige hatte in Amasis einen schlechten Vertreter. Er überließ sich mit der größten Gewissenhaftigkeit den Staatsgeschäften, und es war nur eine Stimme darüber, daß das Reich nie besser verwaltet gewesen, als unter ihm; doch wenn die laufenden Geschäfte erledigt waren, dann setzte er sich in den Kreis seiner alten und neuen Freunde, zechte, scherzte und freute sich seines Lebens in heiterer Lust. Und falls ihm Jemand zu verstehen gab, solch' Leben schicke sich nicht für den Sohn der Sonne, antwortete er: „Warum nicht? Der Schütze spannt seinen Bogen nur, wenn er ihn braucht; darnach spannt er ihn wieder ab; sonst kann er ihn nicht gebrauchen, wenn es Noth ist. So auch der Mensch. Wer immer ernst arbeiten wollte, müßte zum Narren werden, oder zum Stumpfsinnigen. Jetzt lebe ich der Lust und dem Scherze; kommt die Arbeit, bin ich auch wieder am Platze."

3.

Polykrates.

Der Brudermörder. — Wie ſich der Uſurpator auf dem Throne erhält. — Brief des Königs Amaſis. — Der Ring. — Neues Glück. — Der Statthalter von Sardes. — Im Kerker. — Kreuzestod.

Einer der merkwürdigſten Verbündeten und Freunde des Königs Amaſis war Polykrates, ein Samier. Er war der Sohn eines überaus reichen Mannes, mit ſeltenen Fähigkeiten begabt. Die Inſel Samos war damals ein Freiſtaat; Polykrates aber faßte den Entſchluß, ſich zum Könige derſelben zu machen. Durch Freigebigkeit gegen die Armen, durch öffentliche Gaſtmähler und durch glänzende Feſte und Spiele, welche er dem Volke gab, erwarb er ſich nach und nach einen ſolchen Anhang, daß er nicht mehr zweifelte, ſein Werk werde ihm gelingen. Nun theilte er den ſtolzen Plan ſeinen beiden Brüdern mit, bat ſie, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen, und verſprach, die Herrſchaft der Inſel mit ihnen zu theilen.

Als nun Alles gehörig vorbereitet war, fielen bei einem Feſte der Götterkönigin die Anhänger des Polykrates über die anderen Samier her, tödteten ſie, oder jagten ſie in die Flucht und bemächtigten ſich der Burg. Hier vertheidigten ſie ſich mit großer Tapferkeit, und es gelang ihnen, ſich ſo lange zu halten, bis der König der Inſel Naxos zu ihrer Hülfe herbeikam. Nun wurde die ganze Inſel unterjocht, unter die drei Brüder getheilt, und die Freunde und Helfer der neuen Könige wurden reichlich belohnt und in hohe Aemter eingeſetzt, ihre Feinde aber dem Tode überliefert oder verbannt.

Polykrates gedachte aber nicht, die Herrſchaft dauernd mit ſeinen Brüdern zu theilen; ſie ſollten ihm nur beiſtehen, die Stufen des Thrones zu erſteigen, — nun Dies geſchehen, ſtanden ſie ihm im Wege. Daher ließ er den einen umbringen, den andern verjagte er von der Inſel nnd war nun allein Herr von Samos.

Anfangs gab es noch manchen Kampf mit den um ihre Freiheit betrogenen Bewohnern; Polykrates aber wußte doch den endlichen Sieg davonzu-

tragen. Jeden Versuch einer Empörung schlug er mit unerbittlicher Strenge darnieder und verfuhr mit ausgesuchter Grausamkeit gegen die Aufständischen. Dann gab er wieder Feste, Spiele, Gastmähler, theilte mit vollen Händen Geschenke aus und sorgte in jeder Beziehung für das Beste seiner Unterthanen, so daß diese sich endlich über den Verlust ihrer Freiheit trösteten und im Genusse äußeren Glückes und Wohlstandes vergaßen, was sie verloren hatten. Da es aber immerhin einem Helden der alten Freiheit noch einmal einfallen konnte, den rächenden Dolch gegen das Königs Brust zu zücken, besetzte Polykrates seine Burg mit fremden Söldnern, die er ausdrücklich dazu hatte anwerben lassen, seine Person vor den eigenen Unterthanen zu schützen; und wenn er sich öffentlich zeigte, bildeten seine Leibtrabanten eine undurchdringliche Mauer zwischen ihm und dem Volke, — denn sein Gewissen erinnerte ihn tagtäglich daran, wie er auf den Thron gestiegen, und durch welche Mittel er sich bisher darauf erhalten.

Amasis war auch ein Emporkömmling und nicht im Königspalaste geboren; aber er bedurfte keiner Leibwache, sich gegen sein Volk zu schützen.

Uebrigens war Samos zu keiner Zeit blühender und in größerem Wohlstande, als unter Polykrates. Er förderte den Handel, die Schifffahrt; unterstützte Ackerbau und Viehzucht, ließ z. B. die besten Schafe und Hunde einführen, Schweine aus Sicilien, Ziegen von Naxos kommen; ermunterte Gewerbe und Künste; rief berühmte Gelehrte an seinen Hof und führte glückliche Kriege, welche Ehre, Heldenruhm und — reiche Beute eintrugen.

Von allen Königen war es nur einer, der ihm Furcht einflößte, und dieser war Amasis. Darum bat er diesen um seine Freundschaft, schloß ein enges Bündniß mit ihm, und beide Herrscher hatten von da an viel schriftlichen Verkehr mit einander und sandten sich oft gegenseitig Geschenke. Als sich Polykrates von ägyptischer Seite her sicher wußte, rüstete er eine Flotte von hundert Ruderschiffen aus, eroberte eine Insel nach der anderen, sogar Städte auf dem Festlande Asien's; bald war er Herr zur See, und wohin er kam, unterwarf man sich ihm freiwillig aus Furcht vor seiner Macht. Denn wagte ja einmal ein Völkchen, ihm zu widerstehen, so wurde es sicher jedes Mal besiegt, — — der gebrochene Widerstand und endliche Sieg vergrößerten stets nur den Ruhm des mächtigen, gefürchteten Polykrates.

So beständig hatte das Glück wol selten einem Sterblichen gelächelt! Kein Plan wurde ihm vereitelt, kein Unternehmen mißlang; er durfte sich kühn an das Höchste wagen.

Aber dieser stete Sonnenschein, der anscheinend durch kein Wölkchen getrübt, nie durch einen Sturm unterbrochen wurde, machte seinem Freunde Amasis bange. Er schickte daher einen herzlichen Brief an seinen Verbündeten nach Samos und theilte ihm seine Bedenken mit. „Freund", schrieb er ihm, „dein Glück ist unnatürlich und darum beängstigend. Sieh, nur durch den Wechsel von Freud und Leid wird des Menschen Herz geläutert; nur dadurch, daß auf die Lust der Schmerz und auf das Unglück wieder das

Glück folgt, wird der Mensch geschickt gemacht, vor dem Richterstuhle des großen Osiris zu bestehen. Auf gerechter Wage wird des Sterblichen Lust und werden seine Thränen abgewogen; Alles gleicht sich aus; nur Leid, oder nur Freude ist Niemandem auf der weiten Erde bestimmt. — Sieh, darum beklage ich dich. Du hast bis jetzt ein Uebermaß von Glück genossen. Ich fürchte, es wird ein Unglück über dich hereinbrechen, denn die Wagschale des Leides und der Trübsal ist noch leer. Aber beide Wagschalen werden sich ausgleichen; glaube es, lieber Freund, glaube es! Daher komme dem Schicksale zuvor! Was dir am meisten am Herzen liegt, das stoße von dir; mit eigener Hand bereite dir ein Unglück; lege du selbst ein Gewicht in die Wagschale des Leides, — thue es, es bleibt nicht aus!"

Dieses Schreiben machte Polykrates sehr bedenklich; er fürchtete, der Freund möge Recht haben, und beschloß, zu folgen.

Für sein kostbarstes Kleinod hielt er einen Siegelring. Es war ein prächtiger, in Gold gefaßter Smaragd (Plinius sagt, es sei ein Sardonyx gewesen), auf welchem eine Leier eingravirt war. Der König beschloß, sich von diesem theuren Schatze zu trennen. Ernst fuhr er auf einem prächtigen Boote, begleitet von den Großen der Krone, hinaus auf's Meer, schleuderte das seltene Kleinod in die schäumenden Wellen und kehrte traurig wieder heim. Er bereuete, was er gethan; denn er vermißte sein Juwel fortwährend; der Ring fehlte ihm beständig am Finger und er dachte: „Warum habe ich nicht etwas Anderes aus meiner Schatzkammer in das Meer geworfen?! Nichts hätte mich so geschmerzt, als der Verlust dieses Ringes."

Nach einigen Tagen erscheint ein armer Fischer in der Küche des Königs. Er hat einen Fisch gefangen, so schön und groß, wie ihm noch nie einer zu Gesicht gekommen. „Den", denkt er, „soll der König erhalten." Das Geschenk wird angenommen, — der Fischer belohnt, — der Koch bereitet die Speise. Da tritt der Mundschenk des Königs vor diesen hin, eine goldene Platte in der Hand, worauf ein kostbarer Juwel liegt. „Sieh", spricht er, „o großer König, was der Koch in dem Bauche des Fisches fand."

Und Polykrates erkennt seinen Ring. Außer sich vor Freude über die wunderbare Wiedererlangung seines unschätzbaren Kleinodes, — die Kunst, Steine zu schneiden, war den Griechen damals kaum bekannt geworden, — schickte er dem glücklichen Fischer noch eine reiche Gabe; seinem Freunde Amasis aber schrieb er sogleich das Erlebniß und fügte, überzeugt von der Unwandelbarkeit seines Glückes, bei: „Du siehst, bei mir macht das Schicksal eine Ausnahme; mich ficht das Unglück nicht an; und wenn ich es selbst herausfordere, es wagt sich nicht an mich."

Doch Amasis antwortete: „Dein Glück macht mir Grauen. Wieder ein Gewicht in die Wagschale des Glückes! Entsetzlich muß es sein, wenn bei dir die Wagschale des Unglückes an die Reihe kommt! — Du warst mir ein treuer Bundesgenosse, — aber von heute an sind wir geschieden; ich hebe jede Gemeinschaft mit dir auf; ich will nicht der Freund eines Mannes sein,

über den ſicher noch ein furchtbares, ein unſägliches Unglück hereinbrechen wird; das würde meinem Herzen zu wehe thun. Ich will mich bemühen, dich zu vergeſſen. Aber du bereite dich vor auf das Unglück und gedenke meiner Worte!"

Polykrates ſpottete der Mahnung, wandte ſich an den Perſerkönig Kambyſes und trug ihm ein Bündniß an zur gemeinſchaftlichen Eroberung Aegyptens. Dieſem gefiel der Plan, und er begann ſeine Rüſtungen. Polykrates lieferte ihm dazu 40 große, wohlbemannte Ruderſchiffe und ſchickte ihm in's Geheim ein Brieflein zu, des Inhalts:

„Die ſtattliche Mannſchaft auf meinen Schiffen habe ich beſonders ſorgſam ausgewählt; es ſind treffliche Helden, aber ihnen träumt bisweilen noch von der alten Freiheit. Sie können mir's nicht vergeſſen, daß ich mir in Samos einen Thron errichtet habe, und möchten mich wol am liebſten wegſchaffen, darum ſchaffe ich ſie weg. Ich denke, ſie ſollen alle den Keulenbeilen der Aegypter erliegen. Stelle ſie nur an den gefährlichſten Platz, verwende ſie, wie du willſt, — nur ſorge dafür, daß Keiner lebend zurückkomme."

Aber den ſo ſchändlich verrathenen und verkauften Samiern wurde heimlich mitgetheilt, was ihr Herr dem Könige von Perſien geſchrieben. Sie beriethen ſich mit einander, entſchloſſen ſich kurz und ſegelten nach Samos zurück. „Ja", ſprachen ſie, „wir ſind die Helden der Freiheit, und frei wollen wir unſer Land wieder machen von dem Tyrannen, der es unterjocht hat und ſo ſchnöde mit uns verfährt." — Sie landeten an der Inſel, — der Kampf begann, — — aber es war Polykrates, der Glückliche, gegen den ſie kämpften. Sie wurden zurückgeſchlagen, und der König ſaß feſter auf ſeinem Thron, als jemals.

Jetzt wandten ſich die Aufſtändiſchen nach Griechenland und ſuchten Hülfe bei Sparta und Korinth. Es gelang ihnen, den Beiſtand der beiden Städte zu erlangen, und im Gefolge einer ſehr anſehnlichen Flotte erſchienen ſie plötzlich wieder vor Samos. Den Spartanern ging der Ruf voraus, daß ihnen Niemand widerſtehen könne, die Korinther hatten noch aus früherer Zeit eine arge Beleidigung zu rächen; — Polykrates zagte zum erſten Male. Doch — wer vermochte Etwas gegen ihn, den Glücklichen! Die Feinde wurden geſchlagen, — ſie wagten eine zweite und eine dritte Schlacht, — ihr Heer wurde vernichtet, — die wenigen Ueberlebenden ſuchten Rettung in der Flucht.

„Was iſt Unglück?" ſprach Polykrates. „Ich kenne es nicht."

Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeit er ſich auf den Thron geſchwungen, und jedes Jahr war bezeichnet durch außerordentliche Glücksfälle. Um ſeine Freundſchaft buhlten Könige; er war Herr des Meeres; jeder Wunſch wurde ihm erfüllt, jedes Unternehmen mit Erfolg gekrönt; je höher er ſein Ziel ſteckte, deſto weiter trug ihn das Glück auf leichten Schwingen über dieſes Ziel hinaus.

„Daß mich doch Amaſis ſähe, der Thor!" ſprach Polykrates ſinnend zu ſich ſelbſt. „Was würde er jetzt wol ſagen? — Aber höher, immer höher hinauf! Die Welt iſt noch groß." Nun faßte er den Plan, zunächſt Jonien

zu erobern, das damals unter persischer Herrschaft stand. Er rüstete, und in kurzer Zeit hatte er ein Heer, das jeden Feind zittern machte. Auf unbekannten Wegen war aber sein Plan zu den Ohren des persischen Statthalters von Sardes gekommen, und bald erschien ein Bote desselben auf Samos und überbrachte folgenden Brief:

„An dich, o großer Polykrates, wende ich mich, denn du bist der Einzige, dessen Hülfe Werth für mich hat. Treue Freunde am Hofe meines Herrn und Gebieters, des Königs Kambyses, haben mir anvertraut, wie mein Herr sein Antlitz von mir gewandt, also daß mir seine Gnade nicht mehr lächelt. So hat er denn dem Hauptmann seiner Leibwache befohlen, nach Sardes zu reisen und mir den Tod zu geben. Wenn es aber dir gefällt, einen Bund mit mir zu machen, so wollen wir Lydien und Jonien befreien von der Perserherrschaft; Lydien gehöre mir als erblich Königreich und Jonien dir, gegen die Perser aber wollen wir kämpfen beide vereinigt. Ich habe ein starkes Heer zu meinem Befehle und kann dir große Summen anbieten. Gefällt es dir nun, den Bund mit mir zu schließen, so eile her nach Sardes, daß wir Alles verabreden, denn nicht weise ist es, solche Dinge weiter der Schrift anzuvertrauen; ich aber kann die Stadt nicht verlassen."

Polykrates sagte mit Freuden zu. Seine Tochter meinte zwar, es sei nicht klug, sich allein und ohne bewaffneten Schutz in ein Land zu wagen, gegen dessen König man sich verschworen; aber der Vater beruhigte sie. „Kind," sprach er, „du weißt noch nicht die Größe und Zuverlässigkeit meines Glückes zu würdigen. Ich hatte in der Stille den Plan gemacht, Jonien zu erobern; — kaum habe ich es nur gedacht, so bietet mir schon ein unbekannter Helfer die Hand zur Ausführung. Wem das Schicksal solche Bürgschaft bietet, der hat Nichts zu fürchten." Am andern Tage fuhr er über die Meerenge hinüber nach Jonien und landete bei dem Städtchen Mykale. Von da reiste er weiter nach Sardes. Als er aber in Magnesia (noch in Jonien, es gab verschiedene Städte dieses Namens) angekommen war, fielen bewaffnete Kriegsknechte über ihn her, legten ihn in Ketten und warfen ihn in ein Gefängniß.

Viele Tage schmachtete er hier, ohne daß ihm Jemand Aufklärung gegeben hätte, wie solches Unglück über ihn gekommen. Endlich wurde er auf einen Wagen gesetzt und als Gefangener zurückgeführt nach Mykale. Er glaubte, man werde ihn zu Schiffe bringen und nach Samos führen. Doch dem war nicht so. Am nächsten Morgen setzte sich ein großer Zug von Bewaffneten aller Art in Bewegung und zog mit ihm hinauf auf das Vorgebirge Trogylion. Hier bildeten die Krieger einen großen Kreis. Polykrates wurde hineingeführt. Einer der Kriegsleute trat zu ihm und reichte ihm einen Becher dar. Polykrates, der noch immer nicht ahnte, was mit ihm vorgehen sollte, wurde ängstlich und fragte: „Was? Wollt ihr mich vergiften?" Schweigend deutete der Krieger nach der Seite; da lag ein großes, schweres Kreuz, und daneben war schon die Vertiefung gegraben, es aufzurichten. Jetzt war dem unglücklichen Könige plötzlich Alles klar. Man hatte ihm den betäubenden

Trank gereicht, welchen man aus Barmherzigkeit den Missethätern gab, die zum Kreuzestode verurtheilt waren. „Trinke!“ gebot mit barscher Stimme der Kriegsknecht. Polykrates schwankte, er wollte umsinken; aber man stützte ihn, und er trank und trank den Becher leer bis zum letzten Tropfen.

Jetzt traten die Henker herzu, rissen ihm die Kleider vom Leibe, legten ihn auf das Kreuz und schlugen ihm große eiserne Nägel durch Hände und Füße. Darauf wurde das Kreuz erhoben, so gerichtet, daß der Unglückliche nach Westen sah, und in den Boden befestigt. Ein prächtig geschmückter Feldherr in strahlender Rüstung, auf einem blendend weißen Rosse, ritt jetzt heran. Er hielt vor dem Kreuze. „Polykrates“, sprach er mit stolzer Stimme, „sieh her! Ich bin der Statthalter von Sardes! — So soll es Jedem ergehen, der es wagt, seine Hand gegen den großen König von Persien zu erheben! — Siehst du deine Insel?“ fuhr er fort und deutete mit der Hand nach dem Meere. „Siehst du dein Samos? Dort liegt es. Blick' es noch einmal an!“ — Dann verbeugte er sich gegen die Sonne, zog sein Schwert, hielt es hoch gen Himmel und rief: „Heil Kambyses! Heil unserm Herrn!“ Und alles Volk schrie mit ihm. Polykrates hob noch einmal sein mattes Haupt, blickte nach Westen, nach seinem schönen Samos, — ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust. „O Amasis, Amasis“, lispelte er. „Die Wagschale des Unglücks!“ — Sein Blick umflorte sich, — das Haupt sank, — er verlor das Bewußtsein, — der Trank fing an zu wirken.

Da traten die Keulenträger hervor und zerschmetterten dem Gekreuzigten die Schienbeine und die Knochen in den Armen und in der Brust. Darauf kehrten Alle unter dem Schalle kriegerischer Musik nach der Stadt zurück.

Das war das Ende des Königs Polykrates, des Glücklichen, 522 Jahre vor Christi Geburt.

Und doch, — so seltsam hier des weisen Amasis Wort in Erfüllung gegangen, — er selbst war einer der wenigen Menschen, denen das Glück treu blieb bis zum letzten Athemzuge. Selbst der Schmerz über das unglückliche Ende seines ehemaligen Freundes Polykrates blieb ihm erspart, denn er starb vier Jahre vor diesem. Auch den Kriegszug des Königs von Persien nach Aegypten erlebte er nicht mehr. Er sah sein geliebtes Aegypten nur im Glück. So lange er regierte, gab's keine zu große Ueberschwemmung, keine Trockenheit, keine Mißernte, keine ansteckende Seuche. Vierundvierzig Jahre schmückte der Edle den Thron, und nach seinem Tode sprach das Volk: „Nie ist das Land blühender gewesen, als unter ihm; nie der heilige Nil wohlthätiger, nie der Boden fruchtbarer.“ Auch wird berichtet, — wol etwas übertrieben — das Land habe unter ihm 20,000 bewohnte Städte gezählt.

Der schönste Ruhm des Königs Amasis ist aber der, daß ihm das Volk den Titel gab: „Begründer der Gerechtigkeit auf Erden.“

Er starb im Jahre 526.

Kriegsrath am perſiſchen Hofe.

Pſammenit und Kambyſes.

(526 bis 520 vor Chr. Geb.)

1.

Bis zur höchſten Macht des Perſerkönigs.

Regen in Theben. — Der Dienſt des Augenarztes. — Phanes. — Des Verräthers Blut. — Die Geſandtſchaft. — Pſammenit's Leid. — Der Leichenſchänder. — Spione. — Die Antwort der Kuſchi. — Die Probe. — Wie man dem Könige von Perſien antworten muß, und was man nicht thun darf, ſelbſt wenn man ſein Bruder iſt. — Der Traum.

Als Amaſis ſtarb, hinterließ er einen Sohn, Pſametik III. (bekannter unter den durch die Griechen entſtellten Namen Pſammenitos und Pſammecherites). Ein ſeltſames Ereigniß bezeichnete den Antritt ſeiner Regierung: In der Hauptſtadt Theben fiel ein heftiger Regen. Seit Menſchengedenken hatte man Dieſes nicht erlebt; in Oberägypten regnete es faſt nie. Bedenklich ſchüttelte alle Welt den Kopf und fragte: „Was wird Das bedeuten? Wenn nur kein Unglück über das Land kommt!“

Aber das Unglück kam, — kam blitzesschnell und riesengroß.

Schon vor einer Reihe von Jahren hatte der König von Persien, da er an den Augen litt, zu Amasis gesendet und ihn gebeten, ihm doch einen der weltberühmten ägyptischen Augenärzte zu schicken, was Dieser auch mit großer Bereitwilligkeit that.

Von diesem Augenarzte hatte der Prinz Kambyses oft die Schönheit der Töchter des ägyptischen Königs rühmen hören; da nun sein Vater gestorben war und er selbst auf den Thron Persiens gestiegen (527 vor Chr. Geb.), schickte er eine außerordentliche Gesandtschaft nach Saïs und ließ um eine ägyptische Prinzessin anhalten. Allein Amasis, der bereits mehr als genug gehört hatte von der Wildheit, Grausamkeit und Unmäßigkeit des Königs von Persien, wollte diesem keine seiner Töchter zur Frau geben; aber er sandte eine Tochter des verstorbenen Apries, die er reich mit Gold und Kostbarkeiten aller Art ausstattete, zu Kambyses, und dieser nahm sie unter die Zahl seiner Frauen auf.

Nach einiger Zeit jedoch erfuhr er von ihr selbst, daß sie keine Tochter des regierenden Königs sei, und Das brachte ihn so in Wuth, daß er sogleich beschloß, den treulosen Nachbar vom Throne zu stoßen.

Wenn Das nur so leicht gewesen wäre! Aber der Weg nach Aegypten führte durch eine wasserlose Wüste, die auch nicht einen einzigen Brunnen aufzuweisen hatte. Wie sollte man solche Massen Wassers mitnehmen, daß die vielen Tausende von Kriegern und Rossen drei bis vier Tage daran genug hätten? Das war rein unmöglich!

Da kam der Verrath zu Hülfe.

Phanes, ein treuloser Grieche, der unter den Hülfsvölkern der Aegypter gedient hatte, ging zu dem Perserkönige über, erbot sich, ihm die Eingangspässe nach Aegypten zu zeigen, im Lande selbst den Wegweiser zu machen und vermittelte ein Bündniß mit den Arabern, so daß diese mit großen Wasservorräthen in die Wüste kamen und dort das Perserheer erwarteten.

Noch bevor es so weit gekommen war, wurde Amasis vor den Richterstuhl des großen Osiris gerufen, Rechenschaft zu geben über sein Thun und Lassen, und der junge Psammenit bestieg den Thron Aegyptens.

Kaum hatte er sein Haupt mit der Doppelkrone geschmückt, da tönte der wilde Kriegslärm von Osten her, und er sammelte sein Heer und zog aus und lagerte sich an dem östlichen Arme des Nil, den Feind zu erwarten.

Bald verlautete, daß Phanes den Verräther mache. Da ergrimmten die Aegypter und brachen in laute Verwünschungen aus über die treulosen Griechen. „Seit dieses fremde Gesindel in's Land gekommen, haben wir Unglück aller Wege", hieß es. „Diese wortbrüchigen, verrätherischen Griechen werden noch den Untergang des ganzen Landes herbeiführen." — Die Landsleute des Phanes aber, welche noch bei dem Heere der Aegypter waren, wollten diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen, wollten zeigen, daß zwischen ihnen und dem Eidbrüchigen keine Gemeinschaft sei; deshalb holten sie die in

Aegypten zurückgebliebenen Söhne des Phanes in's Lager, und als nun die Perser angekommen waren und beide Heere einander gegenüber lagerten, stellten die Griechen ein großes Becken zwischen beiden Schlachtreihen auf, führten die unglücklichen Knaben, einen nach dem andern vor, schlachteten sie vor den Augen ihres Vaters und ließen ihr Blut in das Becken laufen. Dann gossen sie Wein und Wasser zu, rührten's gut um, füllten die Becher und tranken allesammt davon.

Die Aegypter schauderten, aber die Griechen stürmten wild auf den Feind ein mit lautem Wuthgeschrei: „So soll dein Blut vergossen werden, du schändlicher Verräther! Nach deinem Blut lechzen wir."

Die Schlacht entbrannte; von beiden Seiten wurde mit Muth und Tapferkeit gefochten, von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer; — endlich unterlagen die Aegypter. Sie ergriffen die Flucht und warfen sich in die Hauptstadt Memphis, wo sie sich, ihren jungen König an der Spitze, gegen den nachstürmenden Feind zu halten gedachten.

Kambyses rückte nun in Unterägypten ein, mordete, plünderte, verwüstete, wohin er kam. Dann sandte er den Nil hinauf eine Barke mit einem Herolde an Psammenit, ihn aufzufordern, sein Land dem unüberwindlichen Könige von Persien zu übergeben. Als aber die Barke in Memphis ankam, hieß es: „Wie? Freiwillig unterwerfen? Die Aegypter können fallen, aber sie ergeben sich nicht. Und Solches lassen sie sich auch nicht anbieten." Knirschend vor Wuth stürmte das Volk hinaus, riß die Ruderknechte und den Herold aus dem Boote, erwürgte sie auf offener Straße und zertrümmerte das Fahrzeug.

Doch der Blutthat folgte die Rache auf dem Fuße.

Bald darauf stand der grollende Kambyses vor den Thoren der Stadt. Eine abermalige Aufforderung zur Uebergabe wurde mit Hohn zurückgewiesen, und nun begannen die Belagerungsarbeiten. Die Belagerten wehrten sich wie Helden; Einer suchte den Andern an Muth und Hingebung zu übertreffen, — aber eine große, volkreiche Stadt kann sich nicht lange halten, wenn es möglich ist, sie von allen Seiten einzuschließen. Auch Memphis fiel, Psammenit wurde gefangen, nachdem er ein halbes Jahr regiert hatte, und Aegypten verlor im Jahre 525 vor Chr. Geb. seine Selbständigkeit und wurde eine persische Provinz.

Jetzt kamen trübe Tage über das arme Land.

Am meisten ergrimmt war Kambyses gegen den König selbst; sein erstes Beginnen war also, diesen zu züchtigen. Hätte er ihn hinrichten lassen, — das wäre zu wenig gewesen in den Augen eines Kambyses, — ein Moment, und aller Schmerz ist vorüber, und kein weiteres Leid kann man dem Todten mehr zufügen. Nein, der Perserkönig hatte andere Martern ausgedacht; er wußte: Wer das Vaterherz am tiefsten verletzen will, muß die Kinder angreifen. So ließ er den entthronten König in einen Palast bringen, der am Ufer des Nil lag. Hier wurde er an's Fenster geführt, — siehe, da

ward ein großer Zug von Jungfrauen aus den edelsten Familien der Stadt an den Fluß getrieben, für die Perser Wasser zu holen. —

„Psammenit, siehst du auch deine Tochter?"

Wol sah er sie, barfuß im Staube dahin schreitend, kaum bedeckt, den schweren Wasserkrug auf dem Kopfe. Doch er war ein Mann und wußte auch den größten Schmerz zu tragen.

Darnach kamen die Söhne der reichsten und angesehensten Familien von Memphis, zweitausend treffliche Jünglinge, die zum Richtplatze geführt wurden; sie hatten einen Strick um den Hals, einen Zaum in dem Munde und wurden von rohen Persern mit Stöcken und Peitschen an dem Fenster des Königs vorbei getrieben.

„Psammenit, siehst du auch deinen Sohn?"

Wol sah er ihn und sah auch, wie sie hingerichtet wurden, alle die Zweitausend; aber er wußte auch, was er seiner Würde als König von Aegypten schuldig war, — er stand aufrecht, und kein Schmerzenslaut entfuhr seinen Lippen. Kambyses vermochte es nicht, den stolzen Geist zu demüthigen. Er hätte ihn so gerne zum Statthalter Aegyptens ernannt, — wer kannte besser die Hülfsquellen des Landes, wer konnte leichter das Volk im Gehorsam erhalten, als der bisherige Herrscher? — wenn Psammenit nur willfähriger gewesen wäre! Aber er war und blieb so stolz, als sei er der Sieger. „Du kannst mich umbringen lassen," sagte er, „ich bin in deiner Gewalt, aber du kannst mich nicht zwingen, dir zu dienen. Der Sohn der Sonne beugt sich vor keinem Perserkönige."

Geduldig trugen die Aegypter nicht die Blutherrschaft der Perser, auch waren sie gar nicht gesonnen, die Fremdlinge für immer im Lande zu lassen, zumal ihr rechtmäßiger König noch unter ihnen lebte. So war es sehr natürlich, daß sie den Plan zu einer Empörung faßten, deren Haupt und Leiter Psammenit war.

Bereits war Alles verabredet, der Tag der Ausführung nahe, Hoffnung bewegte jede Brust, und freudig sahen die Männer von Aegypten der Stunde der Erlösung entgegen, — da entdeckte Kambyses die Verschwörung, ließ den unglücklichen Gefangenen vergiften und wieder Tausende hinrichten. Die Aegypter aber, deren Unternehmen nun keinen Mittelpunkt mehr hatte, — der König und sein Erbe waren ja ermordet, — blieben unthätig vor Entsetzen; der Schrecken hatte Alle gelähmt.

Nun zog Kambyses den Strom hinab nach Sais, denn dort war Amasis begraben, für ihn der verhaßteste aller Aegypter. Konnte er sich an dem Lebenden nicht rächen, so wollte er wenigstens an dem Todten seine Wuth stillen. Er ließ das Grab öffnen, die Leiche aus dem Sarge nehmen und vor sich bringen.

„Löset die Binde!" befahl er sodann. „Und weg mit allem Schmucke! Reißt ihm das Gold und die Edelsteine vom Leibe! Arm und bloß soll er vor mir liegen, der Betrüger!"

Es geschah.

„Nun peitscht ihn, daß das Fleisch von den Knochen fällt!"

Die gehorsamen Knechte thaten, wie ihnen befohlen war.

„Bringt Nadeln herbei, glühende Nadeln! Stecht ihn! Reißt ihm die Haare aus!"

So ließ er den Leichnam mißhandeln, trat ihn mit Füßen und ließ ihn schließlich in's Feuer werfen, was auf Aegypter und Perser einen um so tieferen Eindruck machte, als bei beiden Völkern das Verbrennen der Leichen gänzlich unbekannt war. Aber so wollte es der grausame König. Er beraubte die Tempel, schändete die Heiligthümer, verspottete die Priester und sann täglich auf neue Schmach und neuen Hohn für das unglückliche Volk.

Doch auch nach neuen Eroberungen stand sein Sinn, und da lag ihm denn kein Land näher, als das vielgenannte Kusch (Aethiopien), das von Aegypten aus schon mehr als einmal erobert worden war. Er ließ also sein Heer wieder nach Süden aufbrechen und marschirte nach dem alten Theben.

Von hier schickte er Spione nach Aethiopien, denen er reiche Geschenke mitgab, welche als nachbarlicher Gruß dem Könige der Kuschi überreicht werden sollten; in's Geheim sollten die Abgesandten aber Straßen, Engpässe, Flußübergänge und Festungen auskundschaften, um später bei dem beabsichtigten Feldzuge als Wegweiser zu dienen. Unterdessen wüthete Kambyses in Theben, wie er's in Memphis und Saïs gethan hatte.

Zufällig hörte er, daß des Königs Amasis Gemahlin hinter dem Palaste des großen Sesostris begraben liege. Sogleich ließ er das Felsengrab aufsuchen, erbrechen, — und obwol er durch verschiedene Gänge auf und ab 125 Fuß tief in den Fels eindringen mußte, — er ruhete nicht, bis er ganz hinten in einem kleinen Gemache den Sarg der Königin gefunden hatte. Es war ein prächtiger Sarkophag von dem schönsten grünen Porphyr, außen und innen allerwärts mit Bildhauereien und hieroglyphischen Inschriften bedeckt, auf dem Deckel eine Relief-Darstellung der Göttin Hathar. Der Sarg ward aufgebrochen, die Mumie herausgerissen, ihres kostbaren Schmuckes beraubt und dann in dem Grabe selbst im Beisein des Königs verbrannt.

Dieser kostbare Sarg kam durch die französische Expedition (von der wir später kurz berichten werden) von Aegypten nach Paris, verblieb aber dort nicht lange, sondern ward nach London in das Britische Museum gebracht, wo er heute noch zu sehen ist. — In gleicher Weise entweihete der persische Wütherich die übrigen Gräber, welche er irgend zugänglich fand, bis seine Spione aus Aethiopien zurückkamen und ihm so ernste Nachrichten brachten, daß ihm alle anderen Gedanken darüber vergingen.

Der König von Kusch hatte sogleich erkannt, daß es dem Perser nicht um freundliche Nachbarschaft zu thun war und daß die Boten neben Ueberreichung der Geschenke noch ein anderes Geschäft hatten. Doch that er Anfangs, als habe er nicht den geringsten Verdacht, nahm die Gaben, welche ihm Kambyses sandte, gütig auf und beantwortete den Gesandten bereitwillig

alle Fragen, die sie an ihn zu stellen für gut fanden. Er behielt sie mehrere Tage bei sich, ließ sie trefflich bewirthen und überall umherführen, damit sie Alles mit eigenen Augen sehen mochten, was sie irgend interessiren konnte. Als es aber wieder an die Abreise ging, ließ er sie vor sich bringen und sprach zu ihnen also:

„Ihr müsset nicht denken, ihr Männer, daß mir der Zweck eures Besuches unbekannt wäre. Nicht gute Nachbarschaft will Kambyses mit mir halten, sondern Krieg führen, mir mein Land entreißen, wie er's dem Könige Psammenit auch gethan, und ihr seid seine Kundschafter. So berichtet ihm denn, was ihr gesehen, und nehmt ihm auch ein Geschenk von mir mit. Hier! Ueberreicht ihm einen von unseren Bogen und sagt ihm, wenn seine Perser einmal solche Bogen so leicht spannen können, wie wir, dann möge er es wagen, mit seinem Kriegsvolke gegen uns zu ziehen; bis dahin aber solle er still zu Hause bleiben und seinen Göttern danken, wenn es uns nicht einfällt, ihn aufzusuchen." Mit diesen Worten ergriff der König einen der Bogen, die in der Ecke des Zimmers standen, überreichte ihn den Abgesandten und kehrte ihnen dann stolz den Rücken und verließ sie. Der Bogen war aber fünf Fuß hoch, von außerordentlich festem Holze gemacht, und keiner der Gesandten war im Stande, ihn auch nur einen Zoll breit zu spannen.

Als sie nun mit der bösen Botschaft und dem herausfordernden Geschenke zu Kambyses kamen, gerieth dieser außer sich vor Wuth. „Was?", schrie er, „dieser armselige König von Kusch will mich verspotten, mich, vor dem die Welt zittert? Mich, den Herrn von Parsis, Assyrien, Babylonien, Chaldäa, Medien, Judäa, Phönizien, Aegypten? Mich, vor dessen Throne fünfzig Völkerschaften auf den Knieen liegen? Mich, den unbezwinglichen Kambyses? Auch er soll im Staube vor mir liegen! Mit seinem eigenen Bogen will ich ihm den Pfeil in sein Lästermaul schießen. O, er kennt den großen Kambyses noch nicht! Er weiß nicht, daß ich der beste Schütze bin von Allen, die je geboren sind! Und so, wie ich diesen elenden Bogen spanne, so will ich" — — — Er zog, er riß an der Sehne, — aber der Bogen bewegte sich nicht.

Blitzenden Auges sah er im Saale umher, ob sich keiner seiner Unterthanen vielleicht unterstehe, ein wenig zu lächeln. Allein den Räthen, Mundschenken, Schirmträgern und Feldherrn war's nicht um's Lachen; sie standen zitternd an der Wand und dachten: „Wer von uns wird nun dafür büßen müssen, daß er den Bogen nicht spannen kann?" Der König war zufrieden mit den Mienen seiner Höflinge, reichte den Bogen einem seiner Hauptleute und sprach: „Versuche du, ob du den Bogen spannen kannst!"

Aber Der hatte längst gelernt, wie man sich dem Perserkönige gegenüber benehmen mußte, wenn man seines Lebens sicher sein wollte. „O, mein Herr und Gebieter", antwortete er, „das ganze Heer weiß, daß dir Keiner — wie an Einsicht und Weisheit — so auch an Gewandtheit und Stärke gleich kommt; thöricht wäre es, Etwas zu versuchen, das einem solchen Helden

nicht gelingen wollte; und strafbare Vermessenheit wäre es, wollte einer deiner Knechte auch nur den Wunsch hegen, es dir, dem Gebieter der Könige, in irgend einem Stücke gleich zu thun."

„Du hast weise gesprochen," entgegnete der König, „ich bin mit dir zufrieden und erlasse dir den vergeblichen Versuch."

Da trat des Königs Bruder, Bartja (die griechischen Geschichtschreiber nennen ihn Smerdes), hervor und sprach: „Willst du mir wol erlauben, großer Herr, meine Kraft auch zu versuchen?"

Und da es ihm nicht abgeschlagen ward, ergriff er den Bogen, that einen kräftigen Ruck, und so gelang es ihm wenigstens, den Bogen zwei Fingerbreit zu spannen; Größeres vermochte er nicht. Aber Das war schon mehr als zu viel für Kambyses. Sein Auge wurde finster; er ballte die Fäuste, — doch gewann er es noch über sich, einen Ausbruch seines Zornes zurückzuhalten. Schwankenden Schrittes ging er in ein anderes Zimmer. „Preraspes!" rief er, und der Feldherr folgte ihm zitternd nach.

Der König warf sich in einen Thronsessel; Preraspes kniete vor ihm.

Nach einer Weile fing Jener an: „Mein Bruder geht in dieser Stunde noch nach Persien zurück und wird Statthalter in Susa. Morgen vor Sonnenaufgang bricht das ganze Heer auf gen Aethiopien. Du hast für die Ausführung von Beidem zu sorgen. Nun fort!"

Preraspes entfernte sich, überbrachte den Befehl der Verbannung dem unvorsichtigen Smerdes, der sich unterstanden hatte, stärker zu sein, als der König, und ordnete das Nöthige für den Abmarsch der Truppen an.

Aber in aller Frühe des folgenden Tages, noch bevor das Heer ausrückte, wurde der Feldherr wieder zu dem Könige gerufen. Wehe! wehe! diese Miene verkündete Blut und Tod.

„Preraspes," hob Kambyses mit dumpfer Stimme an, „heute Nacht träumte mir von meinem Bruder Smerdes. Er saß in Susa auf einem Königsthrone und sein Haupt schmückte die königliche Tiara (eine hohe, spitze Mütze). Und wie ich ihn so ansah, wuchs die Tiara und wuchs und wuchs, bis sie an den Himmel stieß. Was bedeutet dieser Traum? Sprich! Was hältst du davon?" — „Mein großer König, du weißt, daß ich nur in deinem Dienste lebe; und ich weiß, daß ich nur durch deine Gnade athme und noch bin; aber wie ich auch grüble und denke und überlege, vermag ich doch nicht, den Sinn dieses Traumes zu erklären. O, so erleuchte du mich mit deiner Weisheit und leite mich auf den Weg, daß ich das Rechte finden möge." —

„Die königliche Tiara bedeutet, daß Smerdes König werden wird; und daß sie bis zum Himmel emporgewachsen, das zeigt an, daß er über die ganze Welt regieren wird. Und mich, seinen Bruder, wird er vom Throne stoßen. — O! er wird nun Alles wagen, da er den Bogen gespannt hat!" —

„Ja großer König, so ist's! Das ist die Deutung des Traumes. Jetzt ist mir Alles klar. — Was übrigens den Bogen betrifft, so wissen alle Perser,

daß du weit stärker bist, als dein Bruder, und daß du den Bogen wohl hättest spannen können, wenn es nur dein ernster Wille gewesen wäre." —

Diese Schmeichelei that dem Könige wohl; aber der böse Traum beherrschte ihn ganz. Er ging unruhigen Schrittes in dem Saale umher; dann blieb er plötzlich vor seinem Feldherrn stehen, starrte ihn einen Augenblick mit finsterer Miene an und sprach dann: „Praxaspes, heute reisest auch du nach Susa ab, tödtest meinen Bruder, ordnest die Geschäfte und bringst mir die Nachricht, daß du ihn mit eigner Hand erlegt hast. Verstehst du wohl: mit eigner Hand."

Zitternd entgegnete Praxaspes: „O, mein Herr und Gebieter, dein schwacher Diener" — — —

Aber Kambyses unterbrach ihn barsch: „Ist mein Auftrag zu schwer für dich, so wird er dich zermalmen. Jetzt gehe!" —

„Dein Knecht gehorcht", stammelte der unglückliche Auserkorene. Dann erhob er sich, ging hinaus und reiste noch an demselben Tage nach Susa ab, wie ihm befohlen war. Aber er beeilte seine Reise nicht; zu dem blutigen Werke, das ihm aufgetragen worden, kam er immer noch frühe genug.

Smerdes ahnete nicht, was kommen sollte, als Praxaspes bei ihm erschien und um Aufnahme bat, unter dem Vorgeben, er sei bei Kambyses in Ungnade gefallen. Diese Ungnade an und für sich hatte durchaus nichts Unwahrscheinliches; aber daß Praxaspes mit dem Leben davongekommen und nur verbannt worden war, das war unwahrscheinlich. Doch dachte Smerdes, sein Bruder sei einmal zu Gunsten eines treuen und zuverlässigen Dieners milder als gewöhnlich gewesen. Nach acht Tagen aber, da er mit diesem treuen Diener, seinem Gastfreunde, auf der Jagd war, durchstach ihn dieser von hinten mit dem Speere. Und als der Prinz taumelnd zu Boden stürzte, sprang Praxaspes hinzu, stieß ihm noch seinen Dolch in die Brust und sprach: „Im Namen des Königs, deines Bruders."

Zwei Monate später knieete der Feldherr wieder vor seinem Gebieter und berichtete ihm, wie er den Befehl ausgeführt.

„Also wirklich todt? und begraben?" fragte der König hastig.

„Todt und begraben; mit meinen eigenen Händen begraben", antwortete Jener. —

„Stehe auf! Ich bin zufrieden mit dir."

Und der zuverlässige Diener erhielt zwei prachtvolle Feierkleider, um die ihn alle Welt beneidete, — — — der König wußte treue Dienste zu lohnen. —

Das Sandmeer der Wüste.

2.

Zerfall und Ende.

Zug nach Kusch. — Sie essen Menschenfleisch. — Neuer Plan. — Der Wegweiser Schwur in der Nacht. — 50,000 Menschen im Sande begraben. — Kambyses' Wuth. — Smerdes' Auferstehung. — Des Wütherichs Ende.

Als Prerаspes, der über ein Vierteljahr ausgeblieben war, zurückkehrte, war der Zug nach Aethiopien bereits beendet. Aber er war nicht glücklich ausgefallen; Kambyses ließ sich zwar den Unwiderstehlichen, Unbesiegbaren nennen, allein allmächtig war er nicht.

In Eile war das Heer aufgebrochen, ohne daß die für einen längeren Kriegszug nöthige Menge von Vorräthen zusammengebracht worden wäre. Nur wenige Tage hatten die Lebensmittel gereicht. So lange man noch in den gesegneten Fluren Aegypten's dahinzog, wo Städte und Dörfer in ungezählter Reihe an den üppigen Ufern des Nil prangten, konnte man sich die Bedürfnisse des Lebens immerhin verschaffen; als man aber in die Granitregion eingetreten war und die Südgrenze des Landes erreichte, wurde Das anders, und bald litt das Heer Mangel am Unentbehrlichsten.

Bereits waren manche der armen Kriegsleute vor Hunger und Mattigkeit umgesunken und elendiglich am Wege verschmachtet, da wagte einer der Hauptleute, dem König mitzutheilen, daß die Mannschaft Noth litte.

Aber Kambyſes, dem es für ſeine Perſon natürlich an Nichts fehlte, denn ſein Hausverwalter, ſeine Köche und Mundſchenke hatten ſelbſtverſtändlich für Alles reichlich geſorgt, Kambyſes brauſte in wildem Zorne auf und drohete furchtbar Denen, die ihm noch ein Mal ſolche Botſchaft brächten.

In der Stille ſchlachtete man nun nach und nach ſämmtliche Pferde, die bei dem Zuge waren; und als der König es merkte, daß ſeine perſiſchen Reiter verſchwunden waren und er auch keine Wagenkämpfer mehr hatte, ließ er etliche der Oberanführer hinrichten, zog aber immer weiter, unbekümmert um das Schickſal der armen Menſchen, die er ſo in's Verderben führte. Da nun ſpäter einer ſeiner Vertrauten ſich erkühnte, ihm anzudeuten, daß jetzt abſolut keine Nahrung mehr für das Heer aufzutreiben ſei, fuhr ihn Kambyſes an: „Es wächſt noch genug am Wege."

In der That war die Mannſchaft nun einzig darauf hingewieſen, ſich von dem Graſe und den Kräutern zu nähren, die am Rande der Heerſtraße wuchſen. Ein großer Theil der Armee wurde krank, Hunderte blieben täglich liegen; aber Niemand kümmerte ſich um ſie, Niemand fragte nach ihnen, und Niemand hatte den Muth zu ſagen: „Kehren wir um!" Die Perſer waren an einen ſo unbedingten, ſo abſoluten Gehorſam gewöhnt, daß ſie mit offenen Augen in ihr Verderben gingen, wenn es der König befahl.

Endlich aber kam man in eine ſo wüſte Gegend, daß man kaum einen Grashalm noch zu finden vermochte. Alles Grün war verſchwunden, das Auge ſah nur Sand und Fels, Fels und Sand. Und beutegierige Löwen lauerten, wo ein Ermatteter niederfiel. Wehe dem Armen! In wenigen Minuten war er zerriſſen von den Königen der Wüſte.

Jetzt war die Noth auf's Höchſte geſtiegen, und die Krieger, welche immer noch entſchloſſen waren, ihrem Könige zu folgen, griffen zu dem äußerſten, gräßlichen Mittel, ihren Hunger zu ſtillen: ſie looſten je den zehnten Mann aus, der dann geſchlachtet und von den andern neun verzehrt wurde.

Als Kambyſes nach etlichen Tagen hörte, daß ſein Heer von Menſchenfleiſch lebte, als er die verzweifelten Mienen ſeiner Krieger anſah und ihre kannibaliſchen Blicke beobachtete, da wurde ihm unendlich bange; denn was war nicht von Menſchen zu fürchten, die ihre eigenen Brüder verzehrten! Wie leicht war es möglich, daß ein verwegener Mund rief: „Kommt, laßt uns den König ſchlachten!" Und dann ſtürzten gewiß Alle mit Blutgier auf ihn los. Es giebt Verhältniſſe, in welchen auch der unterwürfigſte Sklave keine Ehrfurcht mehr vor ſeinem Herrn hat. In unſäglicher Angſt befahl Kambyſes: „Wir kehren um! Auf der Stelle!"

So wurde denn umgewendet, als kaum der fünfte Theil des Heerweges zurückgelegt war. Durch Entbehrung und Elend herabgebracht, durch den Hungertod gelichtet, kam das Heer in erbärmlichſter Verfaſſung wieder in Theben an. Wer hätte in den ſchwachen, abgezehrten Geſtalten, die ſich kaum noch auf den Beinen halten konnten, die Ueberreſte des ſtattlichen Heeres wiedererkannt, das mit dem Perſerkönige ausgezogen war, Aethiopien zu erobern!

Persische Bogenschützen.

Das Mißlingen des vereitelten Planes mußten die armen Aegypter entgelten. Kambyses ließ die noch übrigen Tempel plündern, verwüsten, die den heiligen Stätten geraubten ungeheuren Schätze an Gold, Silber und edlen Steinen nach Persien bringen und wählte noch 6000 Aegypter aus, die mit nach Persepolis ziehen mußten, dort prächtige Königspaläste aufzuführen und auszuschmücken mit Dem, was ihnen selbst geraubt worden war.

Seinen Kriegsruhm wieder herzustellen, ordnete er einen Zug an nach einer der bekannten Oasen, die als herrlich angebaute Landschaften mitten in der Sandwüste lagen, wie Inseln im Meere. Die berühmteste nannten die Aegypter bekanntlich Uahe Amun, weil daselbst ein berühmter Tempel des Gottes Amun stand. Sie lag 100 Stunden westlich von Memphis, war reich bevölkert, strotzte in der üppigsten Fruchtbarkeit, — ein himmlisches Paradies mitten in der Einöde.

Dorthin sandte Kambyses ein Heer von 50,000 Persern, lauter auserlesene, treffliche Leute. Er rechnete im Voraus darauf, daß Tausende auf dem Marsche zu Grunde gehen würden; und daß sich die Bewohner der Oase nicht freiwillig unterwerfen würden, konnte er sich auch denken.

Da aber durch die Wüste keine gebahnte Straße führt, da man die Richtung des Marsches einzig nur nach den umgebenden Bergen und Hügeln bestimmen kann, so wurden einige Dutzend des Weges kundige ägyptische Führer genommen und unter Androhung fürchterlicher Strafen gebot man ihnen,

das Perserheer auf dem kürzesten und sichersten Wege nach der Oase des Gottes Amun zu geleiten.

Wer als Feind in ein fremdes Land einfällt, wer als Wütherich das Blut unschuldiger, friedfertiger Menschen vergießt, soll aber ja nicht meinen, von den schuldlos Bedrängten freiwillig noch gute Dienste erwarten zu dürfen.

In der Nacht vor dem Abmarsche des Heeres traten die ägyptischen Wegweiser zusammen und sprachen: „Jetzt, o großer Amun, giebst du selbst diese persischen Blutsauger in unsere Hände, auf daß wir sie verderben können. 50,000 Mann sind uns überliefert, und es kostet nichts Höheres, sie zu vertilgen, als das Leben von uns Wenigen. Hathar, Hathar (Göttin Nacht), höre uns! Das schwören wir bei dem großen Osiris, der auf Pilak liegt: Sie sollen nicht lebendig zurückkehren! Wir wollen sie in der Wüste umherführen, bis sie Alle umgekommen sind, Alle, Alle. Sende deine brennendsten Strahlen auf uns, o großer Ra (Gott Sonne), und du, allgütige Anuke (Göttin Erde), schicke deine glühendsten Sandwirbel über unsere Häupter! Wir verlangen nicht zu ruhen in den kühlen Bergen Kemi's, — wir wollen uns begraben in dem ewigen Sande."

Am andern Morgen brach das Heer auf.

O, welche Strapazen, welche unsägliche Noth und Pein hatten die armen Söhne Asiens auszustehen! Zuerst die furchtbare Hitze; der glühende Sand versengte die Sohlen der dahinziehenden Eroberer, — nirgends ein Fluß, ein Bach, ein Brunnen, eine Quelle! Schon nach wenigen Stunden mußte man ruhen, dann sich's gefallen lassen, während der ärgsten Hitze des Tages wiederum zu rasten und den Abend zum Weitermarsch abzuwarten. War aber der erste Tag, den man mit frischen Kräften und gutem Muthe angetreten, schon peinlich genug, so war der zweite noch weit fürchterlicher. Und doch begann die rechte Noth erst am dritten Tage, nachdem man das Seitenthal, welches durch die libyschen Gebirge führt, verlassen hatte und nun in der Ebene dahinzog. Bald war alle Ausdauer geschwunden, alle Lebensfrische verflogen; langsam, mißmuthig zog das Heer dahin; Jeder schleppte sich nur mühsam weiter und blieb blos deswegen nicht liegen, weil er sonst in wenigen Stunden um so sicherer jämmerlich umgekommen wäre. Am vierten Tage aber blieben schon ansehnliche Scharen zurück, fielen um und starben eines elenden Todes. Mit unheimlicher Gelassenheit schritten die ägyptischen Wegweiser ruhig weiter, und so oft sie gefragt wurden, ob man noch nicht bald am Ziele sei, antworteten sie kaltblütig: „Bald, ja. Geduld, Geduld, wir kommen immer näher."

Der nächste Tag kostete bereits Tausenden das Leben. Wüthend fielen die Perser über die Wegweiser her, mißhandelten sie jämmerlich, schlugen einige von ihnen todt und schrieen: „Bringt sie um, die ägyptischen Verräther, denn sie führen uns in die Irre!" Die Feldherrn und Hauptleute besänftigten jedoch das Heer wieder und sprachen: „Wer soll uns denn weiter führen, wenn Diese todt sind? An ihrem Leben hängt das unsere. Sie wollen so

wenig ſterben, als wir.“ Dann ließen ſie die Wegweiſer vor ſich kommen und fragten: „Seid ihr auch des Weges noch ſicher? Und wie lange wird es dauern, bis wir an's Ziel kommen?“ — „Wir ſind des Weges vollkommen ſicher“, antworteten dieſe. „Ihr mögt es daran ſehen, daß wir übermorgen, am ſiebenten Tage, an eine Station kommen, wo Waſſers die Fülle iſt, und wo das Heer ausruhen und ſich erholen kann.“

Wie ſie geſagt, ſo geſchah es. Man kam in eine kleine Oaſe; das Heer erquickte ſich und zog nach einigen Raſttagen neu geſtärkt weiter.

Kaum hatte man aber den Lagerplatz verlaſſen, als die Noth erſt recht begann und bald den höchſten Grad erreichte. Der Wind blies aus Südweſt und wühlte den feinen Sand auf. Man mußte halten, die Augen ſchließen, dem Winde den Rücken kehren, Einzelne ſanken um und wurden ſogleich von den Sandwehen bedeckt und völlig begraben. So vergingen wieder ein paar Tage unter furchtbaren Kämpfen und unſäglichen Leiden.

„Wie weit iſt's noch? Sind wir noch nicht bald da?“ —

„Bald ſind wir am Ziel.“ —

Und der große Ra ſandte ſeine brennendſten Strahlen, und die allgütige Anuke ſchickte ihre glühendſten Sandwirbel und begrub das große Perſerheer im Sande der Wüſte. — Jetzt ſind ſie am Ziel! Dort ruhen ſie, das ganze Heer und die ägyptiſchen Wegweiſer, 50,000 Mann, — dort ruhen ſie und ſchlafen den ewigen Schlaf. Ein Sandhügel deckt ihre Leichen. Keiner von ihnen hat die Oaſe des großen Amun geſehen, Keiner iſt zurückgekommen zu den Seinen.

Tag um Tag und Woche um Woche verging, — Kambyſes hörte Nichts von ſeiner Armee. Endlich wurde er ungeduldig und ſchickte Boten nach der Oaſe Amun, und dieſe brachten dann die Trauerbotſchaft, daß man dort keinen Perſer geſehen hatte, und daß ohne Zweifel das ganze Heer in der Wüſte zu Grunde gegangen.

An der Wüſte konnte der König ſeinen Zorn nicht auslaſſen, — die armen Menſchen, welche in ſeine Gewalt gegeben waren, mußten das Unglück des Heeres entgelten.

Er ließ zwölf der angeſehenſten Perſer vor ſich bringen und überhäufte ſie mit Vorwürfen, daß ſie ihm von dem Zuge nach der Oaſe nicht abgerathen hätten. Sie entſchuldigten ſich mit ihrer Unkenntniß der Verhältniſſe. „So könnt ihr mir alſo fernerhin nicht nützen“, ſchrie Kambyſes, ließ zwölf Löcher in den Schloßhof graben, jedes ſieben Fuß tief, die perſiſchen Feldherren lebendig mit dem Kopfe nach unten hinein ſtecken und dann die Löcher mit Erde wieder zuwerfen.

Wüthend zog er darauf von Theben weg nach Memphis.

Als er hier ankam, ſtrömte alles Volk jauchzend und feſtlich geſchmückt durch die Straßen; Freude und Luſt ſah man auf allen Geſichtern. Der König, welcher nicht anders meinte, als man wolle ſeiner ſpotten und jubele über den Untergang des Perſerheeres, ließ ſogleich die Vorſteher der Stadt rufen und befragte ſie, was die allgemeine Freude zu bedeuten habe.

„Großer König", antworteten dieſe, „wir haben einen neuen Hapi (Apis) bekommen, was nur alle 25 Jahre geſchieht; deshalb der Jubel des Volkes und das Feſtgetümmel." —

„Wer iſt Hapi?" —

„Eigentlich nur ein ſchwarzer Stier mit einem weißen Dreiecke auf der Stirne, aber er iſt uns ein Sinnbild unſeres Gottes Oſiris." —

„Das lügt ihr! Ihr lügt!" ſchrie der König, außer ſich vor Zorn. „Einem Ochſen zu Ehren feiert man keine Feſte. Ihr ſollt mich hinfort nicht mehr belügen."

Und er ließ ſie auf den Schloßhof führen und durch ſeine Perſer alle, alle enthaupten.

Jetzt wurden die Prieſter herbeigeholt. —

„Was für ein Feſt habt ihr heute? Aber hütet euch, mich zu belügen!" —

„Wir belügen den König nicht", entgegneten die Prieſter ruhig. „Es ſind 25 Jahre um." (521 vor Chr. Geb.) „Ein neuer Apis wird bei uns eingeführt." — „Was?" unterbrach ſie Kambyſes. „Ich will ihn ſehen, dieſen Apis, führt ihn her! Sogleich! In den Hof!"

Er ſtieg hinunter, die Prieſter thaten, wie ihnen befohlen worden war.

„So", rief der König, als er des Thieres anſichtig wurde, „Das iſt euer Gott? Seht her, wie ich mit eurem Gotte umgehe!" Und er zog ſein Schwert und ſtieß es dem Thiere in den Leib. Dann ließ er ſämmtliche Prieſter durch ſeine Henkersknechte faſſen, bis auf's Blut peitſchen und auf die Straße werfen. Zugleich ſchickte er ſeine Leibgarde hinaus in die Stadt mit dem Befehl, ohne Gnade Alle umzubringen, die da ſängen, jauchzten, muſizirten, oder auch nur feſtlich geſchmückt ſeien.

Da gab es ein großes Blutbad. Tauſende erlagen dem Grimme eines wahnſinnigen Königs, Hunderttauſende rangen die Hände und ſeufzten: „Wann, o wann werden wir von dieſem Wütherich erlöſt?" —

„Was weinſt du?" fuhr Kambyſes ſeine Schweſter an, als er wieder in den Saal trat.

Das Gemetzel auf dem Schloßhofe und in den Straßen hatte ſie mit Entſetzen erfüllt; ſie gedachte ihres jüngeren Bruders Smerdes, — daß dieſer auf Befehl des Königs umgebracht worden war, wußte Jedermann und durfte auch Jeder wiſſen, der König war ja Herr über Gut und Blut ſeiner Unterthanen; — ſo fand ſie Kambyſes weinend am Fenſter ſitzen. „Was weineſt du?"

„Ich dachte an unſeren Bruder Smerdes", antwortete die Schweſter.

„Und du weinſt über dieſen Verräther?" ſchrie Kambyſes, riß die Schweſter vom Stuhle, warf ſie zu Boden und trat ſie mit Füßen, bis ſie vor ſeinen Augen ſtarb.

So wüthete der Entſetzliche gegen Aegypter und Perſer, ja gegen ſeine eigene Familie. Aber die Grauſamkeit hatte Unruhe, Gewiſſensbiſſe, Furcht vor Rache und Wiedervergeltung, ſchlafloſe Nächte im Gefolge — Kambyſes

wollte sich fröhlich machen, wollte sich betäuben; er suchte die wilde Lust, ausgelassene Freuden, die Genüsse der Tafel, er trank den Wein im Uebermaße — doch Nichts half. Tänze und Musik erfreuten ihn nicht; Nachts wichen die bleichen, blutigen Schreckgestalten nicht von seinem Lager; Jeden, den er erblickte, betrachtete er mit Mißtrauen und Furcht, und in seinem Grimme sprach er zu sich selbst: „Ich fürchte mich nicht; ich kann thun, was ich will, und hinrichten lassen, wen ich will", — und wieder fiel eine Anzahl Opfer unter der Hand des Henkers.

Allein dadurch ward die Aufregung des Königs nur um so größer, so daß kein Tag verging, an dem er nicht in der Trunkenheit scheußliche Blutbefehle erlassen hätte. Perser und Aegypter sagten: „Er ist wahnsinnig", aber sie beugten sich doch vor ihm und warteten in Geduld, bis sie eine höhere Hand von dem Wütherich befreite.

Eines Tages sprach er zu Prexaspes: „Ich will Wahrheit von dir, aber die reine Wahrheit: Was sagen die Perser von mir?" — Verlegen antwortete der Feldherr: „O König, was können sie Anderes sagen, als du seiest ein großer Held, ein Feldherr, wie noch keiner dagewesen?" — „Was sagen sie noch mehr? Sprich! Ich will Alles wissen!" — „Sie sagen, du seiest der größte König, der je gelebt." — „Haben sie Nichts an mir zu tadeln? Sind sie nicht unzufrieden? Prexaspes, ich will die volle Wahrheit!" — „O, mein Gebieter, was könnten sie an dir tadeln? Bist du nicht groß, wie ein Gott?" — „So entkommst du mir nicht. Was haben sie an mir auszusetzen? Wehe dir, wenn du mir Etwas verschweigest!" —

Zitternd entgegnete Prexaspes: „Wenn du befiehlst, mein Gebieter, so sollst du Alles wissen. Sie rühmen und preisen dich allerwärts; aber manchmal sagen sie beiläufig auch, du trinkest etwas viel." — „So?" höhnte Kambyses, und seine Augen nahmen den Ausdruck des Hasses und der Wuth an. „So? Sie meinen also, ich sei wol gar betrunken? Ich will dir zeigen, Prexaspes, ob ich betrunken bin. Siehst du da unten deinen Sohn im Hofe stehen? Wohlan, hier ist mein Bogen und Pfeil; wenn ich deinen Sohn verfehle, so mögen sie recht haben, wenn ich ihn aber in's Herz treffe, so wirst du gestehen, daß ich nicht betrunken bin." — Und ruhig legte der König an, zielte, schoß den Pfeil ab, — und unter dem Jubelruf des Tyrannen sank des Feldherrn Sohn zu Boden.

„Schneidet ihn auf!" rief Kambyses hinunter, „und bringet ihn zu mir in den Saal!" — Es geschah. — „Was sagst du nun?" fragte der König triumphirend. „Sieh her! Habe ich deinen Sohn nicht genau in's Herz getroffen? Glaubst du, daß ich betrunken bin? Nun gehe hin, und sage deinen Genossen, was du gesehen hast, damit sie nicht mehr meinen, ich trinke zu viel." — So verfuhr Kambyses selbst gegen seine treuesten Diener.

Da kam plötzlich ein Bote aus Susa und verkündete dem Perserheere: „Smerdes, der Sohn des großen Cyrus, läßt euch sagen, daß er die königliche Tiara aufgesetzt, daß ihr hinfort ihm zu gehorchen habt, nicht mehr

seinem Bruder Kambyses, denn Smerdes ist König.“ Darüber erschraken Alle und wußten nicht, was sie nun thun sollten. Kambyses aber hörte die Sache auch, ließ Preraspes vor sich kommen und sprach: „So also hast du den Befehl vollführt, den ich dir gegeben?“

„Großer Herr und Gebieter,“ antwortete der Feldherr, „thue mit deinem Knechte, wie es dir wohlgefällt; aber so lange die Todten nicht wiederkommen, hast du von deinem Bruder Smerdes Nichts zu befürchten, denn ich selbst habe ihm das Leben genommen, ich selbst habe ihn mit eigenen Händen begraben. Ein Betrug ist es, den man spielt; Smerdes lebt nicht mehr. Ziehe selbst hin, o großer König, und erlaube mir, dich zu begleiten. Mein Leben ist in deiner Hand. Findest du deinen Bruder in Susa, so lasse es mich entgelten; dann sei keine Strafe zu hart, keine Qual zu groß für mich. Aber ich weiß, was ich gethan.“

Als der König seinen Feldhauptmann so sprechen hörte, war er überzeugt, daß ihn dieser nicht hintergangen, und entschloß sich sogleich, an der Spitze seines Heeres nach Persien zu eilen, um den Betrug zu entlarven, den man dort spielte.

Doch, — seine Zeit war abgelaufen; die Menschheit sollte erlöst werden von dem Scheusal.

Als er zu Pferde stieg, löste sich die Zwinge von der Scheide seines Schwertes, und er stach sich mit dem Schwerte in den Schenkel. Sogleich hob man ihn wieder herab, brachte ihn auf sein Lager und pflegte ihn unter Furcht und Hoffnung. Allein bald kam der Brand an die Wunde; der König litt die furchtbarsten Schmerzen und sah ein, daß er unrettbar verloren sei. Da ließ er die Vornehmsten der Perser vor sich kommen und beschwor sie, den beabsichtigten Betrug in Susa zu entlarven, denn sein Bruder sei todt und könne nicht wiederkommen.

Nach zwanzig Tagen unsäglicher Pein starb der Fürchterliche, nachdem er Alles in Allem sieben Jahre und fünf Monate regiert hatte. Aegypten aber hatte drei Jahre unter seiner Herrschaft geseufzt. Er hinterließ keine Nachkommen. Auch kein Denkmal existirt von ihm; er hat weder Tempel erbaut, noch Bildsäulen errichtet, — er konnte nur zerstören. Die Zeichen seines Namens sind überhaupt im ganzen Lande nur zweimal aufgefunden worden. Aber sein Gedächtniß blieb tausend Jahre im Volke lebendig, denn überall hatte er Zeugnisse wahnsinniger Zerstörungswuth hinterlassen, und der Enkel sagte es dem Enkel, und von Generation zu Generation pflanzte sich die Sage fort von Kambyses dem Wütherich.

Zug des Perdikkas gegen Aegypten.

Wie es weiter in Aegypten ging.

1.

Die Perser und Ptolemäer.

Hoffnung auf Freiheit. — Neue Verwüstung. — Maihar. — Der Freiheit letzter Tag. — Alexander. — Die Lagiden. — Kleopatra.

Kambyses war todt, aber an seine Stelle kam ein anderer König, und Aegypten blieb eine persische Provinz. Sein Glanz war geschwunden, seine Herrlichkeit dahin. Von da ab konnte es sich nie wieder recht erholen.

Als die Perser in einen verderblichen Krieg mit den Hellenen verwickelt wurden und gegen den athenienſischen Helden Miltiades die Schlacht bei Marathon verloren hatten, hielten die Aegypter die Zeit für gekommen, das fremde Joch abzuschütteln. Sie verjagten den persischen Statthalter, fielen

über die feindlichen Besatzungen her, vernichteten sie oder trieben sie in die Flucht. — Es war im Jahre 484 vor Chr. Geb., als die Aegypter wieder leichter aufathmeten und freudig ausriefen: „Gelobt sei der große Amun, kein Fremder gebietet mehr an den Ufern des heiligen Nil!"

Aber der König von Persien war Herr über 56 Völkerschaften; und noch ehe er mit seinem Heere von fünf Millionen und mit seiner Flotte von mehr als 4000 Schiffen gegen Griechenland zog, unterwarf er sich vorher (482) erst die widerspenstigen Aegypter. Sein Heer war so gewaltig, daß es Alles vor sich in den Staub trat; — nach zwei Jahren der Freiheit ward das Land wieder unterjocht, mußte 200 Schiffe zur feindlichen Flotte gegen Griechenland liefern, und der Bruder des Königs wurde Statthalter und nahm seinen Sitz in Saïs.

Mit Milde hatte der „Sohn der Sonne" das Reich regiert; der persische Statthalter trat es mit Füßen. Die größte Willkürherrschaft waltete da, wo sonst nur wohlthätige Gesetze gegolten; die Beamten und Unterbeamten erlaubten sich ungestraft die himmelschreiendsten Gewaltthätigkeiten, die schamlosesten Erpressungen, — der Aegypter war rechtlos und schutzlos im eigenen Lande. Was Kambyses von Tempeln und Palästen verschont hatte, was in den letzten vierzig Jahren neu gebaut oder wiederhergestellt worden war, fiel jetzt unter der unerbittlichen Hand brutaler Feinde. Die Tempel wurden ihrer ungeheuren Schätze beraubt; die ungezählten Kostbarkeiten der falschen Götter wurden entführt, — denn die Unterjochten hatten selbstverständlich die falschen Götter, und die Sieger nur hatten die allein wahren und echten.

Zwanzig Jahre dauerte dieser Zustand der Schmach; da wurde der König Xerres im Jahre 462 ermordet, und das ganze Reich gerieth in die größte Verwirrung.

„Auf, auf!" schallte es jetzt durch ganz Aegypten, „das Blut des ermordeten Königs ist das Morgenroth unserer Freiheit." Und schnell hatte man sich geeinigt. Maihar, ein Saïte, wurde zum König ausgerufen, ein tapferer libyscher Feldherr wurde ihm beigegeben, alles Volk griff zu den Waffen, und in wenigen Wochen war das ganze Land frei, frei von den Unterdrückern von Philä bis zum Meere, und in Scharen strömten die gläubigen Aegypter in die bis dahin geschlossenen Tempel, in die Ruinen der Tempel, — und brachten Lob und Preis den Göttern, die es so gnädig gefügt. Fest auf Fest folgte, der Jubel wollte kein Ende nehmen, — o, wie süß, wie süß ist doch das Gefühl der Freiheit! Und Maihar versah nicht träge sein hohes Amt. Er brachte ein großes Heer zusammen, übte es auf's Trefflichste ein, rüstete eine stattliche Kriegsflotte aus, schloß ein Bündniß mit den Athenern, — und nun komme her, du stolzer Perser!

Der neue König Artaxerres erzürnte aber höchlich über die rebellischen Bewohner von Aegypten, stellte ein doppelt so großes Heer auf, übergab seinem Bruder den Oberbefehl und schickte es gegen die Widerspenstigen.

Es kam zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit Hartnäckigkeit, mit Erbitterung gekämpft, — am Ende aber behielt die gerechte Sache den Sieg, — die Perſer wurden vollſtändig geſchlagen, ihr Heer wurde aufgelöſt, in wilde Flucht gejagt, das Blut des königlichen Prinzen ſelbſt röthete die Wahlſtatt.

Als ſolche Nachricht hinüberkam, ſchwur der König von Perſien hoch und heilig, Aegypten müſſe wieder unterworfen werden, und ſollte der Preis ein noch ſo hoher ſein. Sogleich begannen neue Rüſtungen; Phönizien war der Sammelplatz. Nachdem alle Vorbereitungen beendet, zog ein Heer von 300,000 Mann zu Lande und eine Flotte von 300 Kriegsſchiffen gegen die unverbeſſerlichen Aegypter. — Solchem allgewaltigen Andrange konnten die Bewohner des ausgeſogenen, geplünderten, verwüſteten Landes nicht widerſtehen. Sie wurden geſchlagen, der libyſche Feldherr gefangen und gekreuzigt; Maihar zog ſich mit ſeinen Getreuen zurück in die ſumpfigen Gegenden am Meere, wohin ihm die Perſer nicht zu folgen wagten.

Und wieder kamen alle Greuel barbariſcher Verheerung über das Land; die ſtolzen Aegypter, die in vergangenen Zeiten einen Fremden nicht einmal an demſelben Tiſche mit ſich eſſen ließen, waren jetzt die Knechte der rohen Fremdlinge geworden; ſie, die früher alle in Wohlhabenheit gelebt, mußten ſich nun plagen und ſchinden, die unerſättliche Habgier ihrer Unterdrücker zu befriedigen.

So lag Aegypten abermals auf beinahe fünfzig Jahre darnieder, und nur in den Sumpfgegenden am Meere hatten ſich etliche Tauſend Familien unabhängig zu halten vermocht. Aber der Sinn für Freiheit und Selbſtändigkeit war nirgends erloſchen. Das Volk bedurfte freilich vorerſt der Erholung von den furchtbaren Schlägen des Schickſals.

Ein halbes Jahrhundert ſpäter, im Jahre 412, da ging ein dumpfes Gerücht durch das ganze Land, — man ziſchelte einander in die Ohren, — geheime Zuſammenkünfte wurden gehalten, — die Jugend übte ſich in den Waffen — Boten gingen nach dem Meere, dorthin, wo jetzt der Enkel jenes Helden, der die Perſer zuletzt geſchlagen, an der Spitze der wenigen noch freien Aegypter ſtand. Er führte denſelben Namen, wie ſein Großvater, — und er führte ihn mit Ehren. Denn als der Tag kam, da Alles vorbereitet und erfüllt war, brach er hervor mit ſeinen Scharen, und ſchnell wie ein Wetterſtrahl ſtand er vor den Mauern von Memphis. Da reſidirte der perſiſche Statthalter, und viele Regimenter ſtanden zu ſeiner Verfügung. Aber der junge Maihar ſtürmte gegen die Unterdrücker mit Löwenmuth heran; mit Todesverachtung folgten ihm die Seinen und Gleichgeſinnte aus den Gegenden, welche er durchzogen hatte. „Das Leben gilt Nichts, wo die Freiheit fällt.“ Das war das Eine Gefühl, welches Aller Bruſt belebte. Die Leute von Kemi, ſo drinnen in der alten Landeshauptſtadt waren, griffen zu den Waffen, ſchlugen ohne Barmherzigkeit auf die Perſer los, öffneten die Thore, — Memphis mußte ſich ergeben.

Erquicklich blies der friſche Hauch der jungen Freiheit durch das ganze Aegypterland. Neues Leben brachte die Siegesbotſchaft nach allen Seiten,

es war eine Zeit der herrlichſten Begeiſterung. „Frei woll'n wir das Vaterland wieder ſehn, oder frei zu den glücklichen Vätern gehn! Ja, glücklich und frei ſind die Todten.“ So dachte Jeder, und ehe der Mond Einmal die Erde umkreiſt hatte, war Aegypten frei, frei vom Fels bis zum Meere. Held Maihar trieb die Trümmer des Perſerheeres vor ſich her, wie der Wolf eine Schafherde ſcheucht, und verfolgte ſie bis nach Phönizien.

Kein Wunder, daß nach der Rückkehr von ſeinem Siegeslaufe der Jubel des Volkes kein Ende nehmen wollte. Aller Hände waren emporgeſtreckt, wie zum Gebet (denn der Aegypter ſaltete die Hände nicht, ſondern hielt ſie bei'm Beten vor ſich hin, ähnlich wie wir es zur Abwehr thun würden), die Väter hoben ihre Kinder auf die Köpfe und ſagten ihnen: „Schaut dort den Jüngling! das iſt der Held, jetzt unſer König!“ und tauſendſtimmig erſcholl der Ruf: „Heil Maihar! Heil dem Sohne der Sonne! Heil! Heil!“

Noch einmal ſollte ſich Aegypten auf ein Menſchenalter hinaus einer einheimiſchen Regierung erfreuen; noch einmal verſuchten es eingeborene Könige, ihm den alten Glanz wiederzugeben; ſiebenzig Jahre hielt es noch Stand gegen das ſtete Andrängen der Feinde, — dann fiel es, und ſeine Herrlichkeit war hin und blieb für immer entſchwunden.

Die letzten Könige leiſteten faſt Uebermenſchliches. Sie befeſtigten die Städte in bisher nicht dageweſener Weiſe; zogen neue Kanäle, berechnet, den Marſch einer feindlichen Armee zu erſchweren; vermehrten das Heer; vergrößerten die Flotte; errichteten Obelisken und Bildſäulen; ließen Paläſte und Tempel aufführen; förderten Ackerbau und Gewerbe, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft — es war eine ſchöne hoffnungsvolle Zeit, während welcher die Feinde wiederholt zurückgeſchlagen wurden. Ward doch durch den Pharao kühnlich das große Perſerreich ſelbſt angegriffen!

Aber das Alles waren doch nur letzte, verzweifelte Anſtrengungen, denen das Land nicht auf die Dauer gewachſen war. Im Jahre 338 unterwarf Perſiens König mit Hülfe griechiſcher Soldtruppen wiederum ganz Aegypten, und von nun an hatte es ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit für immer verloren. Dabei wurden Scheußlichkeiten verübt, die noch ärger waren, als Kambyſes' Grauſamkeit; die Perſer verwüſteten und zertrümmerten mit teufliſcher, noch nie dageweſener Zerſtörungsluſt die bewunderungswürdigſten Denkmale aus der Zeit der alten Herrlichkeit und Blüte des Landes, ſie raubten und plünderten mit einer Habgier, die unerſättlich war; ſelbſt die ungezählten Schriften in den Archiven wurden geraubt und nach Perſiens Hauptſtadt gebracht; mit der durchtriebenſten Bosheit ſuchte der Perſerkönig die Aegypter da zu verletzen, wo es ihnen am weheſten that. So ließ er z. B. den Stier Apis ſchlachten und die Prieſter zwingen, ſein Fleiſch zu eſſen.

Freilich hätte man dies den alten Aegyptern nicht bieten dürfen. Aber Jahrzehnte der Unterdrückung und Demüthigungen hatten das edle Volk entnervt, verdorben, und ſeine Prieſterſchaft war entartet.

Zum Lohne für ſeine Greuelthaten wurde der verruchte Perſer von einem Aegypter, der ihm nach Babylon gefolgt war, vergiftet. Dieſer ſandte auch, was noch von den geraubten Schriften zu retten war, in ſein Vaterland zurück.

Doch ward das Land dadurch nicht frei. Es folgte ein neuer König und nach zwei Jahren wieder einer, bis endlich Alexander von Makedonien das große Perſerreich zertrümmerte und ſein makedoniſches Weltreich gründete. In Aegypten wurde er mit großer Freude begrüßt und, als Erlöſer vom Joche der Perſer, faſt wie ein Gott verehrt. Er taſtete die Eigenthümlichkeiten der Aegypter, ihre Religion und heiligen Gebräuche in keiner Weiſe an, ließ zerſtörte Tempel wieder aufrichten, gründete an der Mündung des Nil die Handelsſtadt Alexandria, beſuchte die Oaſe des Gottes Amun und zog dann weiter, neue Länder zu erobern.

Als er im Jahre 323 zu Babylon ſtarb, überreichte er ſeinem vertrauteſten Feldherrn, Perdikkas, ſeinen Siegelring mit den Worten: „Der Würdigſte ſoll mein Nachfolger ſein.“ Perdikkas bezog das auf ſich, ergriff die Zügel der Regierung und ſetzte vor Allem Statthalter in die einzelnen Provinzen des großen Weltreiches; nach Aegypten ſchickte er Ptolemäos, einen Nachkommen des makedoniſchen Feldherrn Lagos, von welchem alle Glieder der Familie Lagiden genannt werden.

Allein ſehr bald entſtand Hader zwiſchen dem Reichsregenten und den verſchiedenen Statthaltern, welche ſich ſeine Oberherrlichkeit nicht gefallen laſſen wollten; auch Ptolemäos empörte ſich gegen ihn, und Perdikkas war genöthigt, mit einem Heere nach Aegypten zu ziehen. Unſäglich waren die Leiden, welche er bei ſeinem Zuge durch die Wüſte der Landenge von Suez aushielt, wo ihm gebleichte Schädel täglich verkündeten, wie Viele bei ähnlichen Unternehmungen früher ſchon hier den Tod gefunden. Seine Truppen waren im höchſten Grade gegen ihn erbittert wegen der vielen Strapazen, die ſie zu erdulden hatten, und als nun ein von ihm verſuchter Uebergang über den Nil unglücklich ausfiel, als die Makedonier zurückgeſchlagen wurden, empörten ſie ſich und ermordeten ihren eigenen Feldherrn. So ward Ptolemäos unabhängig und ſelbſtändiger König von Aegypten. Das geſchah im Jahre 320.

Die Hoffnungen des Landes mit Bezug auf die ſtattgefundene Regierungs-Veränderung gingen zum Theil in Erfüllung, denn unter den neuen Herrſchern kehrte eine kurze Zeit des Friedens wieder ein. Die Lagiden förderten Handel und Gewerbfleiß, Wiſſenſchaft und Kunſt, und das noch nicht lange gegründete Alexandria erhob ſich ſchnell zur erſten Handelsſtadt der alten Welt. Es zählte zur Zeit ſeiner Blüte beinahe eine Million Einwohner und war der Sammelplatz aller ſeefahrenden Nationen.

Unter den Nachfolgern Alexander's wurden Häfen verbeſſert, Leuchtthürme angelegt, neue Seeſtädte gegründet; Länder, welche für den Handel von Bedeutung waren (z. B. Phönizien, Paläſtina u. ſ. w.), wurden erobert, — es ſtrömte ein Reichthum in Aegypten zuſammen, der fabelhaft zu nennen war.

Der König Ptolemäos II. hatte ein jährliches Einkommen von 24 Millionen Gulden und 15 Millionen Maß Getreide und hinterließ bei seinem Tode einen Schatz von etwa 1800 Millionen Gulden. — Die Abbildung auf Seite 275 zeigt den Leuchtthurm der Insel Pharos. Diese liegt zwischen zwei vorragenden Landspitzen vor beiden Häfen Alexandria's. Der Thurm war aus weißem Marmor aufgeführt, über dreihundert Fuß hoch, so daß er mit dem Felsen, auf welchem er stand, nahe an sechshundert Fuß Höhe hatte. Ein großes Holzfeuer, welches oben erhalten wurde, leuchtete viele Meilen weit in das Meer und zeigte den Schiffern die Einfahrt in den Hafen. — Die auf demselben Bilde dargestellten Fahrzeuge geben eine Anschauung der damaligen Bauart der Seeschiffe. Mit solchen Schiffen wurde ein übermäßiger Luxus getrieben; namentlich suchte ein Herrscher den andern in der Größe seiner Schiffe zu übertreffen.

Der König Hieron von Syrakus hatte ein Schiff bauen lassen, das für alle Häfen Italiens und Siciliens zu groß war. Es waren die einzelnen Theile am Lande fertig gemacht und dann hinaus geschafft und auf dem Meere zusammengesetzt worden. Als der Koloß aber vollendet dastand in seiner Pracht und Herrlichkeit, wußte Niemand, wohin damit. Alexandria hatte den größten Hafen der Welt; so entschloß sich Hieron, sein Prachtschiff dem Herrn Alexandria's, das heißt, dem Könige von Aegypten, Ptolemäos Philadelphos, zu schenken. Er lud noch 60,000 Scheffel Korn, 10,000 irdene Gefäße voll gesalzener Fische und eine Unmasse anderer Vorräthe darauf und schickte sein Prachtschiff als Geschenk dem Einzigen, der im Stande war, es zu beherbergen.

Das Schiff war eine Galeere, hatte drei Verdecke, deren mittelstes einem Wohnhause glich, und auf jeder Seite zwanzig Ruderreihen. Es hatte sechzig Zimmer und Säle, eine Küche, einen Garten mit grünenden Gewächsen, einen Platz zu gymnastischen Uebungen, eine Bibliothek, ein Badezimmer, einen besonderen Fischbehälter, eine Menge Kammern für die Kriegsleute und Matrosen, Backöfen, Mühlen, Holzremisen und allein zehn Pferdeställe. Auch ein kleiner Tempel der Göttin Aphrodite fehlte nicht. Dabei war es mit dem größten Luxus ausgestattet. Herrliche Statuen, elf Fuß hoch, zierten das Verdeck, und die Böden der Säle stellten in kostbarer Mosaikarbeit die Belagerung der Stadt Troja dar. Es hatte drei Mastbäume und, als Kriegsschiff, eine eiserne Wand um das Verdeck, sowie acht Thürme, von welchen jeder mit vier Schwerbewaffneten und zwei Bogenschützen besetzt war. In der Mitte des Schiffes stand ein neunter Thurm, höher als die anderen. Dieser trug die Bildsäule des Königs Atlas. Hinter der Eisenwand standen Wurfmaschinen, welche dreihundertpfündige Steine schleuderten, und Katapulten, welche vierundzwanzig Fuß lange Pfeile abschossen, — d. h. Balken, die vorn spitz und mit Eisen beschlagen waren. Außen war das Riesenschiff mit Pech und Theer bestrichen und sodann bunt bemalt. Vier hölzerne und acht eiserne Anker dienten, es zu halten.

Digitized by Google

Der Leuchtthurm auf der Inſel Pharos. (Seite 274.)

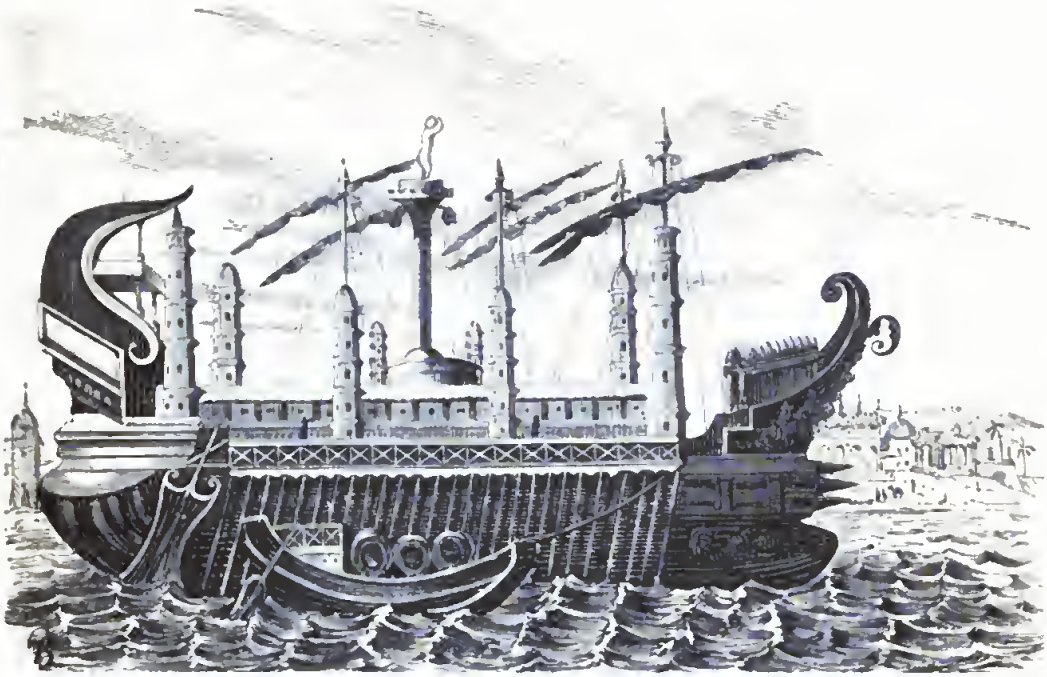
Man nannte es Anfangs den Syrakusaner, später bekam es den Namen Alexandreia. Die Dichter damaliger Zeit besangen dieses Wunderschiff und konnten sich nicht hoch genug versteigen zu seinem Lob und Preis; und da nun die Schriftsteller ihre Beschreibung aus diesen Dichtern schöpften oder auch auf mündliche Ueberlieferung gründeten, — denn wir haben keine Nachrichten durch irgend Jemanden, der das Schiff mit seinen eigenen Augen gesehen, — so ist es nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß in der Beschreibung Vieles übertrieben ist.

Noch größer sollen die Schiffe gewesen sein, welche der ägyptische König Ptolemäos IV. in Alexandria selbst erbauen ließ. Da wird uns z. B. von einem berichtet, das 560 Fuß lang und am Hintertheil 96 Fuß hoch gewesen sein soll. Zu seiner Bemannung gehörten 400 Matrosen, 3000 Soldaten und 4000 (!) Ruderknechte, so daß das Schiff also über 7000 Mann mitführte. Es sollen auf jeder Seite vierzig Ruderreihen über einander gewesen sein. Das ist übrigens ganz undenkbar. Von welcher Länge hätten die Ruder der obersten Reihe sein müssen, und wer hätte sie bewegen wollen! Schon zwanzig Reihen sind unglaublich! — Ziehe man aber auch ab nach Belieben, setze man Alles auf die Hälfte herab, so bleibt doch des Staunenswerthen noch genug übrig.

Einen praktischen Nutzen hatten diese Schiffsungethüme nicht; denn sie waren zu schwer zu lenken, zu unbehülflich; — sie waren nur ein Zeichen des damaligen Wohlstandes, der Prachtliebe und des Geldüberflusses am Hofe des Königs.

Die neue Hauptstadt Aegyptens war der Sammelplatz alles Großen und Herrlichen damaliger Zeit. Auch die Künste und Wissenschaften schlugen hier ihren Sitz auf. Die größten Gelehrten aus allen Ländern strömten nach Alexandria. Es wurde eine öffentliche Bibliothek von 400,000 Buchrollen aufgestellt; eine andere von 300,000 Rollen befand sich im Tempel des Osiri Hapi (Serapis, Seite 164). Es wurde geforscht, geschrieben, geordnet, übersetzt, — der Ruhm der alexandrinischen Gelehrten verbreitete sich weithin über alle Länder. Auch die Kunst nahm einen neuen Aufschwung; großartige Bauten und kostbare Werke der Bildhauerkunst wurden ausgeführt, — es war eine herrliche Zeit des Eifers, des rüstigen Strebens und froher Hoffnung, — aber die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Schon der vierte der Lagiden führte ein so weichliches, üppiges Leben, schwelgte so in sinnlichen Genüssen und allen nur erdenklichen Ausschweifungen, daß er den Beinamen: „der Schwelger“ erhielt und schon im 37. Lebensjahre den Folgen seiner Unmäßigkeit erlag. Dabei war er grausam und blutgierig, ermordete seine Gemahlin und seinen Bruder; ja, das Volk erzählte sogar, daß er den eigenen Vater umgebracht habe, um schneller an die Regierung zu kommen.

Fast 200 Jahre schmachtete Aegypten unter dem Drucke schlechter Regenten, von welchen immer einer den andern in Grausamkeit und Tyrannei, in Wollust und Ueppigkeit zu übertreffen suchte.



Das Riesenschiff: die Alexandreia.

Die Regierung war in den Händen von Weibern und Günstlingen. Das Volk wurde in Folge der Ausschweifungen und sinnlosen Verschwendungen seiner Könige fast erdrückt durch wachsende Lasten und Steuern; die auswärtigen Besitzungen gingen verloren; die Gelehrten wurden vertrieben; Handel, Kunst und Wissenschaft gingen zu Grunde; Verwandtenmord war an der Tagesordnung; auf blutgetränktem Pfade bestiegen die Könige den Thron. Das Volk ermordete verschiedene dieser Wütheriche, den einen (Ptolemäos Alexander II.) schon 19 Tage nach dem Antritt seiner Regierung; es empörte sich wiederholt, wenn es sah, wie der eine König seine Gemahlin mordete, um ihre Tochter zu heirathen, der andere sogar mit dem Blute der eigenen Mutter seine Hände befleckte; oder es verjagte die Uebelthäter; aber sie kamen, unterstützt vom Auslande, immer wieder in's Land, und so sank Aegypten immer tiefer und tiefer, bis es endlich eine Beute des Alles verschlingenden Rom wurde.

Der letzte Nachkomme des Lagos auf dem Throne Aegyptens war Kleopatra, die Tochter des (im Jahre 51 vor Chr. Geb. verstorbenen) Königs Ptolemäos Auletes. Sie heirathete ihren älteren Bruder, Dionysos, und regierte einige Zeit ziemlich friedfertig mit ihm. Allein das dauerte nicht lange. Die griechische Königsfamilie war allen Sünden und Lastern ergeben, und das üppige, genußsüchtige Weib vertrug sich bald nicht mehr mit dem Bruder. Es entstand Streit und Hader, dann offene Zwietracht, und schließlich wurde (im Jahre 48) Kleopatra vertrieben.

Sie eilte nach Syrien und versuchte, ein Heer gegen ihren Bruder zu werben. Das gelang ihr auch auf das Beste, denn sie war schön und gewandt

in allen Künſten der Ueberredung und Verführung. Bei dem einen Feldherrn ſpielte ſie die gebeugte, vertriebene Königin; bei dem andern ließ ſie ihre Thränen reichlich fließen über den böſen Bruder, der die arme Schweſter verjagt; hier machte ſie die ſtille Dulderin, dort forderte ſie, einer wilden Tigerin gleich, funkelnden Auges zur Rache auf. So gewann ſie Alle für ſich; Jeder folgte ihr, und mit einem großen Heere zog ſie über die Grenze gegen ihren Bruder. Dieſer eilte ihr entgegen; aber noch bevor es zur Schlacht kam, erſchien der römiſche Feldherr Julius Cäſar, welcher ſeinen ehemaligen Freund Pompejus verfolgte, in Aegypten und forderte beide königliche Geſchwiſter vor ſich, er werde zwiſchen ihnen entſcheiden.

Nun war kein Zweifel mehr, wer Recht bekam. Kleopatra wußte dem ſiegreichen Cäſar ſo ſchön zu ſchmeicheln, daß er ihren Bruder verbannte und ihr allein das Reich zuſprach. Die Bewohner Alexandria's nahmen Dies jedoch nicht ſo geduldig hin; ſie eröffneten den Krieg gegen den anmaßenden Römer, und Cäſar war wiederholt perſönlich in der größten Lebensgefahr. Das eine Mal rettete er ſich durch Schwimmen, das andere Mal durch Anzünden der geſammten ägyptiſchen Flotte.

Aber ſchon im Jahre 47 ertrank Ptolemäos Dionyſos im Nil, der Krieg hatte von ſelbſt ein Ende, und die reizende Kleopatra heirathete den gefälligen Julius Cäſar. Dieſer ſchwelgte nun im Genuſſe ausgeſuchter Freuden. Feſte folgten auf Feſte; Gaſtmähler, Muſik und Tanz, Schauſpiele, Luſtbarkeiten aller Art drängten Eines das Andere.

Endlich mußte Cäſar wieder aufbrechen, denn ſeines Bleibens war ja nicht in Aegypten. Kleopatra heirathete ſogleich ihren jüngeren Bruder, Ptolemäos XIV. und vertrug ſich wirklich einige Jahre ſo ziemlich leidlich mit ihm. Als ſie ſeiner aber ſatt war, vergiftete ſie den armen Jüngling und ſah ſich nun nach einem neuen Genoſſen um. Der Vornehmſte und Angeſehenſte war ihr der Liebſte, und ſo wählte ſie Caſſius, welcher im Jahre 44 den Diktator Cäſar ermordet hatte und nun an der Spitze der alten Republikaner ſtand. — Gegen dieſen aber zog Antonius mit Heeresmacht aus, und im Jahre 42 verlor Caſſius die Schlacht bei Philippi und ſtürzte ſich vor Verzweiflung in ſein Schwert.

Als Kleopatra Dies vernahm, erkundigte ſie ſich, wo jetzt Antonius zu finden ſei, und da man ihr ſagte, er weile in Tarſos (in Kilikien), eilte das verführeriſche fünfundzwanzigjährige Weib dahin, beglückwünſchte den Sieger und wußte ihn ſo zu feſſeln, daß der ſchwache Antonius nicht mehr von ihr laſſen konnte. Kleopatra ward ſeine Frau; er folgte ihr nach Alexandria und führte hier ein Leben der ausgeſuchteſten Schwelgerei. Noch nicht da geweſene Ergötzungen und Genüſſe wurden ausgedacht; von einem Taumel ſtürzte ſich das zügelloſe Paar in den andern, und bei den Feſten wurde eine Pracht entwickelt, welche keine Beſchreibung wiederzugeben vermag.

Von feigen Sklavenſeelen ließen ſich Beide als Götter verehren, — ein kindiſches Spiel lächerlicher Eitelkeit. Das Tonbild zu Seite 281 zeigt den

Das Land der Pyramiden. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Antonius und Kleopatra lassen sich als Götter verehren.

weichlichen Antonius auf hohem Throne in der Tracht des römiſchen Feldherrn, aber er hat das Pantherfell um die Schultern geworfen und den rebenbekränzten Thyrſos in der Hand, denn er will den Gott Bacchus vorſtellen. Neben ihm thront Kleopatra. Sie hält das Siſtrum; denn ſie will die Erfinderin dieſes Inſtrumentes, die große Iſis, ſein. Krieger, Prieſter, Harfenſpieler und Volk ziehen jubelnd, zujauchzend oder ſingend und lobpreiſend vorüber.

Antonius hatte ſchon eine Frau, die edle Octavia, in Rom. Aber er verſtieß ſie, ſeiner angebeteten Kleopatra zu Liebe, und ſchenkte dieſer eine Provinz des römiſchen Reiches nach der andern; ja endlich machte er ganz Aſien, ſoweit es unter römiſcher Herrſchaft ſtand, den vier Kindern Kleopatra's zum Geſchenke. Das empörte den Senat in Rom, und Octavianus (der Bruder der Octavia) veranlaßte eine Kriegserklärung gegen Antonius und Kleopatra. Unbekümmert um das nahende Verderben, zogen dieſe Beiden in der Welt umher. Sie ſchwelgten in Babylon und Jeruſalem, in Epheſos und Athen; als es aber endlich — am 2. September 31 — bei dem Vorgebirge (und der Stadt) Akteion (Actium) zu einer Schlacht, und zwar zu einer Seeſchlacht kam, verließ Kleopatra ſogleich nach dem Beginne des Treffens mit ihren ſechzig ägyptiſchen Schiffen die Stellung und ſegelte nach Alexandria zurück. Dadurch wurde natürlich die Schlacht verloren. Antonius fragte aber auch darnach nicht; er ließ Flotte und Landheer im Stich und folgte eiligſt Der, ohne die er, der Schwächling, nicht leben konnte. — In Aegypten kam er wieder zur Beſinnung; aber das Landheer und die Flotte von 300 Schiffen hatten ſich bereits dem Sieger ergeben, — was war nun noch zu machen? Antonius ſchickte Boten zur Unterhandlung mit Octavianus ab, — — und die treuloſe Kleopatra ließ durch dieſelben Boten dem ſiegreichen Feinde heimlich Anträge machen, welche ſie ſicher ſtellen und Antonius verderben ſollten.

Octavianus verlangte den Tod oder die Auslieferung des Antonius.

Was that nun das falſche Weib? Es wartete vorerſt ab, wie ſich die Dinge weiter entwickeln würden, entſchloſſen, dem ſich zuzuwenden, der endlich Sieger bleiben würde. Octavianus kam nach Aegypten, eroberte die Grenzfeſtung und zog gegen die Hauptſtadt. Da verſuchte Antonius noch ein Mal ſein Glück; er rückte dem Feinde entgegen und griff ihn zu Waſſer und zu Lande an. Allein Heer und Flotte verließen ihn; eine Legion nach der anderen, ein Schiff nach dem anderen ging zum Gegner über, und Antonius kehrte allein und verlaſſen nach Alexandria zurück.

„Wo iſt Kleopatra, meine angebetete Göttin?“ —

„Sie iſt unterdeſſen geſtorben und bereits begraben“, war die Antwort. —

„Und iſt ſie todt, ſo will auch ich nicht mehr leben!“ ſo rief er verzweiflungsvoll aus und ſtieß ſich ſein Schwert in die Bruſt.

Kleopatra war aber nicht todt. Sie hatte ſich nur verborgen und wollte, da ſie bereits den Ausgang der Schlacht wußte, Antonius durch die Nachricht

von dem Tode zu einem unwiderruflichen Schritte treiben, was ihr denn auch gelungen war.

„Der arme Schelm", ſpottete ſie jetzt. „Geht, ſagt ihm doch, daß ich noch lebe!" — Als dieſe Botſchaft zu Antonius kam, mußten ihn ſeine Diener zu ihr tragen, zu ihren Füßen niederlegen, — da hauchte der Arme, Verrathene ſein Leben aus. —

Nun eroberte Octavianus Alexandria, und die Königin eilte ihm entgegen und wollte ihn für ſich gewinnen, wie ſie bisher noch Jeden gewonnen hatte. Aber dieſes Mal hatte ſie ſich verrechnet. Octavianus war für jede ihrer Schmeicheleien unzugänglich.

„Du wirſt meinen Einzug in Rom ſchmücken; mit Ketten gefeſſelt ſollſt du hinter meinem Triumphwagen hergehen."

Das war zu viel für die ſtolze Kleopatra! Lieber den Tod, als ſolche Schmach! Allein der römiſche Feldherr ließ ſie ſcharf bewachen; ſie konnte weder fliehen, noch Hand an ihr Leben legen. Und doch blieb ihr jetzt nur noch der Tod, wenn ſie nicht, verhöhnt und verſpottet, den Siegeseinzug ihres Ueberwinders ſchmücken wollte.

Auf ihre Bitte brachte ihr eine ergebene Dienerin, welche täglich ihr Zimmer mit friſchen Blumen ſchmücken mußte, auf dem Boden eines koſtbaren Körbchens, mit duftenden Blumen bedeckt, zwei giftige Schlangen mit. Jetzt war ſie Herr ihres Lebens. Sie hielt die Nattern an ihre Bruſt, — die Thiere biſſen zu, — das Gift wirkte, — Octavianus mußte ſeinen Triumpheinzug in Rom ohne die gefangene Königin halten.

Es war im Jahre 30 vor Chr. Geb., als Kleopatra, erſt 32 Jahre alt, auf dieſe Weiſe freiwillig ihrem Leben ein Ende machte. Ihren älteſten Sohn, Cäſarion, der Julius Cäſar zum Vater hatte und rechtmäßiger Thronerbe war, ließ Octavianus hinrichten; Aegypten aber verlor ſeine Selbſtändigkeit und wurde eine römiſche Provinz.

Im Jahre 3623 vor Chr. Geb. vereinigte Menes die bis dahin getrennten Theile Aegyptens zu einem einzigen Reiche. Nach 3100 Jahren fiel das Land unter die Oberhoheit Perſiens und ſchmachtete mit einigen Unterbrechungen, in welcher es ſeine Freiheit wieder erobert hatte, faſt 200 Jahre unter dem Joche der Fremdlinge, die ſeinen letzten König vergiftet hatten. Dann folgte die dreihundertjährige Regierung der Ptolemäer, die ebenfalls mit einem doppelten Morde endigte, und endlich wurde das Land eine Beute der Alles verſchlingenden Roma.

Serapisdienst in Rom.

2.

Die letzten achtzehnhundert Jahre.

Eine Weissagung. — Vertilgung der alten Religion. — Kriegsdrangsale. — Wieder die Perser. — Sarazenen. — Kreuzfahrer. — Türken.

Es ist uns ein Orakelspruch aufbewahrt von dem großen Taati, dem Weisesten der Weisen Aegyptens, der lautet:

„Die Gottheit, welche Aegypten durchflammt, wird seiner Zeit zum Himmel zurückkehren und Kemi verwaist und seiner Götter beraubt sein. Gräber und Leichen werden dann dieses Land, die heilige Stätte der Tempel und Gotteshäuser erfüllen. O, Kemi, Kemi! Nur die Fabeln von deiner Religion werden übrig bleiben; und deinen ungläubigen Nachkommen werden von deinem frommen Sinne nur steinerne Worte zeugen. Der Fremdling wird über Dich herrschen, und der heilige Strom seine göttlichen, aber von Blut entweiheten Fluten über seine Ufer wälzen; der Todten aber werden mehr denn der Lebenden sein."

Und so ist's eingetroffen, buchstäblich so.

Der Dienst der ägyptischen Götter verbreitete sich auch nach anderen Ländern. Die Römer hatten den Gebrauch, die Götter eines von ihnen unter-

jochten Volkes unter die Zahl derjenigen aufzunehmen, die öffentlich verehrt werden durften; und Das machte auch nicht die geringste Schwierigkeit oder Verwirrung. Die verschiedenen Götter bestanden *nebeneinander*, und wem keine *seiner* Nationalgottheiten wohl wollte, der konnte sich an eine andere wenden; das hatte durchaus kein Bedenken. Mit dem Gotte der *Christen* war es natürlich etwas ganz Anderes. Diese sagten: „Alle eure Götter sind Nichts, gar Nichts; es giebt nur einen einzigen Gott, und der ist der unsere." Daher konnte dieser Gott nicht *neben* den anderen bestehen; darum der Kampf des Heidenthums und Christenthums, bis dieses letztere den Sieg davon trug und alle alten Götter von ihren Thronen stürzte.

Als Aegypten von den Römern erobert war, wurden auch in Italien hier und da Tempel der ägyptischen Götter errichtet und zum Theil sehr fleißig besucht. Die Aegypter waren eben doch ein sehr gelehrtes, sehr weises Volk, sie mußten also auch vortreffliche Götter haben; und Mancher dachte: Ich will's doch einmal bei der großen *Isis* versuchen; die scheint mir eine sehr mächtige Göttin zu sein."

So verehrte man ägyptische Götter, — natürlich sinnlos, ohne irgend ein Verständniß. Man baute der *Isis* Tempel und wußte nicht, wer sie war.

Einer der Ptolemäer hatte ein großes Götterbild von Asien her nach Alexandria bringen und dort im Tempel des *Osiri Hapi* (Seite 164) aufstellen lassen. Man fragte: „Was soll Das?" — Antwort: „Das ist euer Osiri Hapi, wie man ihn in Sinope in Asien gemacht hat." Natürlich war es das Bild eines ganz anderen Gottes; aber der König wollte es verehrt haben, ließ den alten, kleinen Tempel abreißen, an seine Stelle einen neuen, überaus prachtvollen und großen setzen, das Bild hineinstellen und blieb dabei, es sei Osiri, der Richter der Unterwelt. Aus dem unverstandenen Namen *Osiri Hapi* machten die Griechen *Sarapis*, die Römer *Serapis*, und in Hellas und in Italien wurden später dem neuen Gotte Tempel errichtet. In Rom allein standen vier Tempel des Serapis, und besonders Kaiser Caracalla war ein großer Verehrer dieses Gottes. Wer der Gott eigentlich war, wußte Niemand recht zu sagen. Die Bildsäule (siehe Abbildung S. 281) stellte einen in ein langes Gewand gewickelten Mann dar, um welchen sich eine Schlange wand; er trug einen großen Bart, dicke Locken und ein Getreidemaß (einen Scheffel) auf dem Haupte; in einigen Tempeln hatte er neben sich den dreiköpfigen griechischen Höllenhund. An der Bildsäule war also durchaus nicht das Geringste ägyptisch. Ebenso war der Gottesdienst ein Gemenge verschiedener Gebräuche, bei welchen Nichts ägyptisch war, als das *Kemkem* (von den Römern Sistrum genannt), mit welchem man über die Gebühr lärmte. — *Har pe Kroti* (Har, das Kind) war der jüngste Sohn Osiri's. (Siehe S. 156.) Die Griechen zogen den unverstandenen Naman in *Harpokrates* zusammen, machten aus ihm einen Gott des Stillschweigens (weil Har als *Kind* abgebildet ist, wie er den Finger in den Mund steckt, die Fremden aber meinten, er lege bedeutungsvoll

den Finger auf die geschlossenen Lippen) und errichteten ihm auch in ihrer Heimat Tempel. Ebenso verbreitete sich sein Dienst über ganz Italien, und besonders in Rom setzte er sich sehr fest. In Folge der bei der sinnlosen Verehrung eines unverstandenen Gottes vorkommenden Ausschweifungen wurde der Dienst des Harpokrates wiederholt verboten; seine Priester wurden mehrere Male mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt, aber immer wieder von Neuem füllten sich die Tempel des kleinen Gottes.

Es war klar: Für die damalige Bildungsstufe der Römer genügten die griechischen und römischen Götter nicht mehr. Man griff nach anderen. Diese wurden, als unverstanden, nur noch schneller zum Gespötte der Gebildeten. Das Bedürfniß einer geistigen Religion machte sich immer mehr geltend, und es konnte natürlich nicht durch die ägyptische befriedigt werden, denn die Römer kannten ja nur die Fabeln dieser Religion.

Zu vielen, vielen Tausenden waren in den letzten 500 Jahren die Aegypter dahin gemordet worden; man hatte sie geplündert, beraubt, von Haus und Hof verjagt; Fremde hatten zum Theil ihre Stätten eingenommen; große Scharen von Persern, Griechen und Juden waren in das Land gezogen; ägyptischer Brauch, ägyptische Sitte ward mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt; das Fremde machte sich geltend. Die Griechen lernten zwar mit der Zeit die ägyptische Sprache, aber nicht die Schrift; sie konnten sprechen und verstehen, aber nicht die Hieroglyphenschrift lesen und schreiben; selbst die demotische Schrift zu entziffern fiel ihnen zu schwer. Da die Griechen aber die gebietenden Herren waren, mußte man sich nach ihnen richten; und so ward es allmälig Brauch, das Aegyptische mit griechischen Buchstaben zu schreiben. Das ist, was wir heute das Koptische nennen: ägyptische Wörter in griechischen Lautzeichen ausgedrückt. Die ältesten uns übrig gebliebenen koptischen Schriftstücke datiren vom Anfange des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Den härtesten Schlag erlitten die Aegypter durch die gewaltsame Abschaffung ihrer Religion und durch die Einführung des Christenthums. Kaiser Constantin schickte einen christlichen Statthalter nach Alexandrien und gebot, daß weder neue Götterbilder aufgerichtet, noch angefangene Tempel ausgebaut werden durften, daß jede Stadt einen bestimmten Theil ihres Einkommens an die christlichen Kirchen und Geistlichen abgeben mußte. Kostbare Götterbilder und Weihgeschenke wurden dem kaiserlichen Schatze einverleibt.

Da das Volk sich aber nicht so leicht von seiner alten Religion abbringen ließ, erschien im Jahre 353 nach Chr. Geb. der Befehl, sofort alle Tempel zu schließen und mit dem rächenden Schwerte Jeden niederzuschlagen, der sich noch unterfangen sollte, Opfer zu bringen. Das Vermögen der Hingerichteten aber solle dem Staatsschatze zufallen. Gleiche Strafe solle die Vorsteher der Provinzen treffen, wenn sie den kaiserlichen Befehl nicht mit aller Strenge ausführten.

Und die kaiserlichen Beamten vollzogen mit wahrhaft unersättiger Raubgier den grausamen Befehl; jede feindselige Anzeige, daß Dieser oder Jener heimlich den alten Göttern des Landes geopfert oder das Orakel befragt, war ihnen willkommen. Wir wissen von niederträchtigen und gehässigen Kriminal-Untersuchungen zu diesem Behufe, wobei sogar, wie im Jahre 359 es geschah, vielfach die Folter angewendet wurde, um die Angeklagten durch die schrecklichsten Schmerzen, durch die furchtbarsten Qualen zur Ablegung eines Geständnisses zu zwingen.

Kaiser Theodosius, der Große genannt, erließ sogleich nach seinem Regierungsantritte am 27. April 380 den Befehl, daß alle seine Unterthanen ohne Ausnahme den christlichen Glauben anzunehmen hätten, und es begann nun eine regelrechte Verfolgung aller Anhänger der alten Religionen. Mit Feuer und Schwert wurde das Christenthum ausgebreitet.

Allein der Widerstand des Volkes war ein unglaublicher. „Unsere Götter haben uns Jahrtausende hindurch beschützt, unter ihnen ist Aegypten reich und geehrt, groß und mächtig gewesen, — warum sollen wir nun andere annehmen?“ So sprach das Volk.

Aber selbst die Verkünder der Lehre Jesu vergaßen seine Gebote, und der hohe Sinn des Stifters der christlichen Relgion schien zeitweilig gewichen von seinen Stellvertretern auf Erden. So ließ im Jahre 389 Theophilus, Bischof von Alexandrien, einen großen ägyptischen Tempel in eine christliche Kirche verwandeln. Das mochte man sich noch gefallen lassen; aber nun ließ er die altehrwürdigen Götterbilder auf den Marktplatz stellen und öffentlich verhöhnen, und dadurch kam es zu einem heftigen Straßenkampfe zwischen Heiden und Christen, der auf beiden Seiten Vielen das Leben kostete. Schließlich zogen sich die Heiden auf einen niedrigen Hügel zurück und verschanzten sich dort in dem Tempel des Osiris Hapi. Ein Tempel von einer solchen Ausdehnung, mit solchen Mauern und Thürmen war aber eine kleine Festung. Begeisterte Anhänger der alten Religion ermahnten das Volk, für seine Götter zu kämpfen und, wenn es sein müsse, zu sterben.

Jetzt wandte sich der stutzig gewordene Statthalter nach Rom um Verhaltungsbefehle. Es kam die Anweisung: „Sämmtliche Tempel des ganzen Landes sollen als die Ursachen der Volksaufstände sofort zerstört werden.“ Nun wurde der große Tempel belagert und förmlich gestürmt. Wer von seinen Vertheidigern lebendig in die Hände der Stürmenden fiel, wurde mitleidslos umgebracht; die meisten fanden den Tod im Kampfe für ihren Glauben. Der Tempel aber wurde bis auf den Boden zerstört, völlig von der Erde vertilgt und mit ihm eine Bibliothek von 300,000 Papyrusrollen.

Mit ihm ging eine unermeßliche Fülle von Kunstschätzen, Kostbarkeiten und edlem Metalle, wie sie kein anderes Gotteshaus der Welt mehr aufzuweisen hatte, verloren. Er war nach dem römischen Kapitol der prachtvollste Bau, der größte und reichste Tempel auf der ganzen Erde gewesen!

Von Alexandria aus zogen Rom's Kohorten, durch das ganze Land,

stellten sich überall an die Spitze liebloser Christen, schlugen den Widerstand der Heiden mit Waffengewalt nieder und zerstörten alle Tempel, groß und klein, alle — vom Meere bis gen Philä. Und um den Sinn des Volkes völlig zu beugen, wurde am 24. Februar 391 befohlen: „Wer in den Ruinen eines Tempels betet, soll fünfzehn Pfund Gold als Strafe bezahlen, und dieselbe Strafe trifft Jeden, der ein solches Verbrechen erfährt und nicht sogleich zur Anzeige bringt."

Es ist eine traurige, leider nur zu oft erprobte Wahrheit, daß von allen Leidenschaften, welche die Menschheit erzittern machen, der religiöse Fanatismus die entsetzlichste ist. Um die alte Religion des Landes mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu verhindern, daß ein Anhänger des alten Glaubens, wenn auch nicht in öffentlichen Tempeln, so doch in seinem eigenen Hause den Göttern seiner Väter opfere, erschien am 10. November 392 ein Dekret des Kaiser Theodosius, welches unter Anderm befahl, daß jedes Haus, in welchem geräuchert, jeder Acker, auf welchem ein Altar errichtet würde, sofort dem rechtmäßigen Besitzer zu entreißen und dem kaiserlichen Schatze einzuverleiben sei. Besondere Preise wurden noch bestimmt für die Angeber und besondere Strafen für die Mitwissenden, welche nicht Anzeige von dem Vergehen machten. In Folge solcher drakonischen Maßregeln verließen endlich viele Tausende der geplagten Landeskinder ihre alten Götter, denen sie nun nicht mehr dienen konnten, und bekannten sich zu dem neuen Glauben.

Bald machten die römischen Kaiser noch eine wichtige Entdeckung. Die alten, nun zerstörten Tempel hatten große Besitzungen und sehr bedeutende Einkünfte. Bekanntlich gehörte ja in Aegypten der dritte Theil sämmtlichen Grundes und Bodens der Priesterschaft, d. h. er wurde verpachtet und der Pachtzins zum Besten des öffentlichen Gottesdienstes und seiner Diener, sowie zur Förderung der Wissenschaft angewendet; denn die Priester waren ja die Gelehrten, Astronomen, Geschichtsschreiber des Landes u. s. w. Im Jahre 407 wurde aber befohlen: „Die Jahreseinkünfte der Tempel sollen dem Unterstützungsfond zufallen und vorzugsweise Unseren getreuen Soldaten zu Gute kommen." Die getreuen Soldaten waren nur zu eifrig bemüht, Alles, was ihnen zu Gute kommen sollte, aufzusuchen und einzutreiben.

Acht Jahre später ging man noch weiter und vereinigte sämmtliche Tempelgüter mit den Krongütern des Kaisers; aus allen Städten des Landes wurden aber die ehemaligen heidnischen Priester, wenn sie nicht offen zum Christenthume übertraten, verjagt; kein Priester der alten Religion durfte mehr in einer Stadt wohnen. Aber auch wer nie ein Priesteramt bekleidet, war seines Eigenthums und seines Lebens nicht mehr sicher. In Alexandria lebte eine heidnische Philosophin Hypatia, die ein Muster der Tugend und Weisheit war und deshalb allgemein geachtet und verehrt wurde. Daß sie sich aber nicht taufen ließ, konnte ihr die glaubenswüthige Partei nicht verzeihen. Unter Anführung eines gewissen Petrus paßte man ihr einst (im J. 415)

auf, riß sie aus ihrem Wagen, schleifte sie durch die Straßen in die Kirche, mordete sie da zur Ehre Gottes auf scheußliche Weise, zerstückelte den Leichnam gliedweise mit Austerschalen und verbrannte ihn zuletzt.

So wüthete man gegen die armen Heiden. Kam die Pest in's Land, so hieß es (wie später von den armen Juden): „Daran sind die fluchwürdigen Götzendiener schuld!" Der Pöbel fiel über sie her und ließ seinen Zorn an ihnen aus. Erreichten die Nil-Ueberschwemmungen nicht den gewünschten Grad, so sprach man: „Das ist wieder die Schuld der Heiden! Wenn sie nur alle vertilgt wären vom Erdboden!" Schlechte Witterung, Mißwachs, Hungersnoth, — Alles hatten die Heiden verursacht.

Gegen diese christliche Verfolgungssucht flüchteten sich die wenigen Standhafteren in die Berge, die Schwächeren hatten längst nachgegeben; — bis zum Jahre 500 nach Ch. Geb. war auch wol der letzte Aegypter durch Ueberredung, oder durch Gewalt zum Christenthume gebracht worden. Was von Tempelüberresten noch brauchbar war, wurde zu christlichen Kirchen und Kapellen benutzt und eingerichtet.

Während dieses Vertilgungskrieges gegen ihre ehrwürdige Religion hatten die Aegypter noch fortwährend Kriegsdrangsale aller Art zu erdulden. Bald von dieser, bald von jener Seite kam das Unheil über sie. So hatte z. B. Kaiser Caracalla erfahren, wie man sich in Alexandria mißbilligend darüber geäußert, daß er verschiedene Mordversuche gegen seinen Vater gemacht, seinen Bruder und dessen Freunde und Diener wirklich ermordet hatte u. s. w., — da zog er hin, richtete ein fürchterliches Blutbad an und übergab sodann die Stadt seinen wilden Horden zu vollständiger Plünderung. — Ein anderes Mal wurde ein Krieg zwischen Zenobia, der Königin von Palmyra, und dem Kaiser Claudius in Aegypten ausgefochten. Im Jahre 273 verleitete ein sehr reicher Bürger Alexandriens, Namens Firmus, das Volk, sich vom römischen Kaiser loszusagen und ihn selbst zum Kaiser auszurufen. Aber Aurelianus zog mit einem Heere heran, schlug den Gegenkaiser Firmus in einer blutigen Schlacht und ließ ihn hinrichten. — Siebzehn Jahre später (290) bemächtigte sich Achilles der Herrschaft über Aegypten und wußte sie sechs Jahre hindurch zu behaupten. Kaiser Diocletian mußte die Stadt Alexandria acht Monate lang belagern, bis es ihm endlich gelang, sie zu erstürmen. Sie wurde abermals geplündert und das ganze Land von den Römerscharen vollständig verwüstet. So versank das herrliche Land in Elend, Trümmer und Schmach.

Elfhundert Jahre nach dem Einfalle des grausen Kambyses kamen — im J. 616 — abermals die Perser und eroberten unter ihrem Feldherrn Sarbar Aegypten. Kaiser Heraelius kaufte ihnen um schweres Geld den Frieden ab, und sie zogen wieder von dannen; aber schon wenige Jahre darnach — 640 — kam die gewaltige Heeresmacht der Araber und machte der römischen Herrschaft in Aegypten für immer ein Ende.

Doch es war unter arabischem Scepter nicht besser, als unter römischem.

Digitized by Google

Jetzt wurde wieder das Christenthum verfolgt und ausgerottet, dagegen der Muhamedanismus erbarmungslos durch Feuer und Schwert eingeführt. — Jedem Aegypter wurde eine neue jährliche Steuer von zwei Dukaten auferlegt, die für jeden Kopf —, Mann, Weib, Kind, Knecht, Magd, — bezahlt werden mußte, eine fast unerschwingliche Last für viele Tausende. Aber wer nicht bezahlte, dessen Leben wurde bedroht, oder er ward als Sklave verkauft.

Das war der Anfang der Herrschaft der Araber, so regierten die Beherrscher der „Gläubigen"; und wie der Anfang, so der Fortgang. Statthalter empörten sich gegen die Khalifen und wurden wieder unterjocht, — wer aber am meisten bei solchen Kämpfen litt, waren die unschuldigen Bewohner des in den Staub getretenen Landes.

In diese Zeit fällt auch die Gründung Kairo's, der künftigen Hauptstadt des Landes. Die bisherige Hauptstadt war Fostat, der Ort, welchen wir jetzt Alt-Kairo nennen; ihr eigentlicher arabischer Name ist Masr, und die Juden leiten diesen Namen her von Mizraim, dem Enkel Noah's und Sohne Cham's, der dies Städtchen erbaut haben soll. Im Jahre 972 beschloß Giauher, Feldherr des Kalifen El Moës le din Allah, eine neue Stadt in der Nähe, aber eine halbe Stunde vom Strome entfernt, zu gründen. Er steckte den Platz mit Pfählen ab, zog von einem Pfahl zum andern ein Seil und befestigte Glöckchen daran. Nun befahl er, die Maurer sollten sich bereit halten, den Grundstein zu legen und auf allen Seiten die Mauern zu beginnen, sobald er das Zeichen dazu gebe; er wolle sehen, wann die Sterne günstig und glückverheißend ständen, dann wolle er sogleich verabredeter Maßen die Glocken ertönen lassen. — Nun setzte sich aber unglücklicher Weise ein Rabe auf das Seil, als gerade der Planet Mars — arabisch Kaher — aufging; die Glöckchen erklangen, die Maurer legten schnell den Grund, und es war geschehen, was El Moës nicht wollte, denn der Mars wurde für einen unheilbringenden Stern angesehen. So kam die neue Stadt zu dem Beinamen: El Kahira, d. h. die Siegreiche, ihr ursprünglicher Name aber war auch Masr, und heute noch heißt sie bei Türken und Arabern: Masr, el Kahira und verdient auch diesen Namen, denn siegreich hat sie dem Drängen gar manchen Feindes widerstanden.

Zur Zeit der Kreuzzüge kamen die Kreuzfahrer nach Aegypten und wollten nun mit Gewalt wieder christlich machen, was durch fünfhundert Jahre des Drängens und Ueberwältigens zum Muhamedanismus „bekehrt" worden war. Und welches waren die Mittel dieser zweiten Bekehrung? Wieder Mord, Brand, Krieg und Verwüstung.

Am 5. November 1219 eroberte Graf Wilhelm von Holland nach einer langen Belagerung Damiette, das sich mit dem Muthe der Verzweiflung gewehrt hatte. Jetzt baten die Araber um Frieden; aber stolz wurden sie von den Christen abgewiesen, die nichts vom Frieden wissen wollten, bevor nicht wenigstens die Hauptstadt Kairo in ihrer Hand sei. Hoffnungsvoll und siegesgewiß rückte das Heer dorthin vor; aber mit der Belagerung Kairo's wollte es nicht recht vorwärts gehen, — die Feinde hatten sich beträchtlich verstärkt,

und jetzt trat der Nil aus und brachte den Grafen Wilhelm in die furchtbarste Verlegenheit; es wäre nun den Arabern ein Kleines gewesen, ihn mit seiner ganzen Armee zu vertilgen. Nun bat er um Frieden und erhielt auch einen solchen auf acht Jahre bewilligt, freilich unter sehr nachtheiligen Bedingungen.

1248 schiffte sich der König Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, zu einem Kreuzzuge ein, landete in Aegypten und nahm am 5. Juni des folgenden Jahres Damiette. Wieder verwüstete der Krieg das Land, bis am 6. April 1250 der König mit seinen zwei Brüdern und dem ganzen Heere gefangen genommen ward, worauf dann ein zehnjähriger Waffenstillstand folgte. Ludwig mußte alle Eroberungen herausgeben und für sich und sein Heer noch 400,000 Livres Lösegeld bezahlen. Noch während der Verhandlungen aber wurde Moadham, „Sultan von Aegypten", — denn so nannten sich seit hundert Jahren die Statthalter des Landes, — ermordet, und nun wählten die Mameluken einen der Ihrigen zum Sultan. Redschem Eddin, der Vorgänger Moadham's, hatte sich 12,000 tscherkessische Sklaven gekauft, diese im Reiten und im Gebrauche aller Waffen auf's Trefflichste unterrichten und einüben lassen und schließlich aus ihnen seine Leibgarde gemacht. Diese Mameluken (von dem arabischen Mamelik, d. i. Sklave) waren eine ausgezeichnete Truppe, muthig, kühn, im Reiten unübertrefflich; aber bald wurden sie auch im höchsten Grade anmaßend, stolz und unbotmäßig. Nun hatten sie sogar Einen aus ihrer Mitte, also einen ehemaligen Sklaven, zum Sultan und Herrn über Aegypten gemacht.

Die Mameluken regierten beinahe 300 Jahre in Aegypten, aber während dieser langen Zeit kam das Land nie zur Ruhe. Fortwährend stand ein Heer von 300,000 Mann im Felde; Syrien und Arabien wurden erobert und wieder verloren, abermals unterworfen und wieder eingebüßt; bald drangen die feindlichen Heere bis an den Nil vor, bald ernteten die ägyptischen reiche Lorbeern in Asien. Ein Sultan stürzte den andern vom Throne, Mord war an der Tagesordnung, bis endlich im Jahre 1516 die Türken dieser unglückseligen Regierung ein Ende machten.

Der türkische Sultan Selim hatte sich mit seinem Sohne Derkut entzweit, und dieser war nach Aegypten geflohen und hatte dort bei Sultan Kansu Schutz gefunden. Das empörte Selim; er rüstete sein Heer und schickte es unter Anführung eines kriegserfahrenen Pascha gegen Kansu. Damals gehörte wieder Syrien zu Aegypten. Bei Aleppo ward die entscheidende Schlacht geschlagen, ein furchtbar blutiges Gemetzel! Endlich wurden die Aegypter zurückgeworfen und suchten in wilder, unaufhaltsamer Flucht das Weite. Kansu, der im dichtesten Getümmel gefochten hatte, stürzte mit seinem Pferde und war bei dem Gedränge nicht im Stande, sich wieder aufzuraffen. Fliehende Reiterscharen jagten sausend über ihn dahin, — er wurde von den Hufen der Pferde jämmerlich zertreten. —

Die Mameluken ernannten nun Tumanbai zum Sultan, und dieser war, nachdem Syrien und Arabien verloren waren, auch gewillt, Friede mit den Türken zu machen, und erklärte sich bereit, einen türkischen Gesandten zum

Behufe von Friedens-Unterhandlungen in Kairo zu empfangen. Allein die unbändigen Mameluken fielen über diesen Gesandten her, mißhandelten und ermordeten ihn. Ergrimmt zog Selim vor Kairo, belagerte die Stadt, nahm sie mit Sturm ein und verwüstete und zerstörte einen großen Theil derselben. Tumanbai floh nach Süden, wurde von den Türken verfolgt, schlug sie und trieb sie wieder zurück bis nach Syrien; dort aber wurde er wieder geschlagen, gefangen genommen und — nach einer nur dreimonatlichen Regierung — aufgehenkt. Mit ihm erlosch die Dynastie der Mameluken, und ein türkisches Herrscherhaus bestieg den Thron Aegyptens.

Ein Imam, den Koran vorbetend.

Das Land behielt übrigens doch einen hohen Grad von Unabhängigkeit. Es ward in 24 Provinzen getheilt, deren jede von einem Mameluken-Bey verwaltet und regiert wurde; über diesen stand der türkische Statthalter in Kairo. Derselbe war jedoch völlig ohnmächtig und konnte ohne die Bey's gar Nichts unternehmen, denn diese kommandirten die Truppen, trieben die Steuern ein, thaten und ließen, was sie wollten, und bezahlten nur einen jährlichen Tribut an den Statthalter, während sie sich unter einander bekriegten

und das Land in barbarischer Weise drückten und aussogen. Jeder Bey entrichtete jährlich etwa 27,000 Thaler an den Sultan und trug ungefähr 1700 Thaler zur Unterhaltung der großen Moschee in Mekka bei; für sich selbst aber erpreßte er über eine halbe Million Thaler aus seiner Provinz, zwanzigmal so viel, als der Sultan erhielt. Aller Wohlstand schwand, Wissenschaften wurden nicht mehr betrieben; der Handel stockte, verlor sich nach auswärts ganz und hatte im Innern gar keine Bedeutung mehr. Ein deutlich sprechendes und sehr lebendiges Bild dieses grenzenlosen Zerfalls giebt Alexandria; es war die erste Handelsstadt seiner Zeit und zählte 400,000 Einwohner; unter den Türken verlor es alle Bedeutung, seine Straßen entvölkerten sich, die Häuser zerfielen, — es blieb noch ein altes, schmutziges Städtchen übrig von 15,000 Bewohnern, — der siebenundzwanzigste Theil der früheren Einwohnerzahl!

Vor 350 Jahren eroberte Sultan Selim das alte Reich der Pharaonen, und seit dieser Zeit sind die Türken Herren im Lande des großen Osiri, der Turban befiehlt, wo der Sohn der Sonne geherrscht. 2400 Jahre sind verflossen, seit Aegypten seine Unabhängigkeit verloren; Perser, Griechen, Römer, Araber und Türken haben dort gehaust; es ist ein neues Land, das alte Kemi findest du nicht mehr.

Die Paläste sind zerstört, die Tempel vom Flugsande begraben. An ihrer Stelle stehen türkische Moscheen mit gewölbten Kuppeln und mit Blei gedeckt. Hohe, schlanke Thürmchen, Minarete, erheben sich neben ihnen, und von ihren Galerien aus wird das Volk durch blinde Ausrufer täglich fünf Mal zum Gebet gerufen. Jeder rechte Muhamedaner fällt sogleich, überall, wo er auch sei, bei diesem Rufe auf die Kniee, kreuzt die Hände auf der Brust, verbeugt sich gegen Osten und verrichtet sein Gebet.

In der Moschee, deren Boden mit kostbaren Teppichen belegt ist, sieht man an den Wänden Sprüche des Koran angeschrieben; nach der Gegend von Mekka zu, dem Geburtsorte Muhameds, ist eine Steintafel, genannt Kibla, in der Wand angebracht, — dahin müssen sich die Blicke der Betenden richten. An der östlichen oder südöstlichen Seite erhebt sich eine Art Kanzel; auf dieser steht der Priester, Imam, betet und liest den Koran vor. Aus etwas Anderem besteht der muhamedanische Gottesdienst nicht; auch kann der Imam den größten Theil seines Korans auswendig, stellt häufig das kostbare Buch neben sich und sagt die Sprüche des Korans auswendig her. La ill' aha ill' Allah, Mochammed rasul l'Allah! Es ist kein Gott außer Allah, und Muhamed ist Allah's Gesandter.

Ja, es ist gekommen, wie vorausgesagt war: Aegypten ist verwaist und seiner Götter beraubt; Gräber und Leichen füllen das Land; nur die Fabeln der heiligen Urreligion des Landes sind übrig; ein fremdes Volk lebt dort, ein fremder Herrscher gebietet, und der Todten sind mehr, denn der Lebendigen.

Buonaparte überwacht die Ausschiffung der Armee von Aegypten.

Die Franzosen in Aegypten.

1.

Das Jahr 1789.

Vorbereitungen. — Bedeutung des Zuges. — Malta. — An der Pompejussäule. — Leiden. — Schlacht bei den Pyramiden. — Heldenmuth bei Abukir. — Feste in Kairo. — Das ägyptische Institut. — Des Sultans Verkündigung. — Der Aufruhr. — Die Metzelei in Kairo. — Das Gewitter.

Eine letzte Eroberung des Landes der Pyramiden muß nun noch erzählt werden; und ihr gebührt ein besonderes Kapitel, da sie es war, die uns Abendländer erst wieder hingeführt in jenes Schatzhaus alter Weisheit und uns die Wunder einer vergangenen Welt wieder erschlossen hat.

Es war im Frühling des Jahres 1798, als sich plötzlich in den französischen Häfen des Mittelmeeres eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit entfaltete. Bald waren dreizehn mit allen Kriegsbedürfnissen versehene Linienschiffe, vierzehn Fregatten und vierhundert Transportschiffe daselbst versammelt; aber Niemand wußte wozu. Jetzt kamen auch dreißigtausend Mann gedienter Soldaten, sowie zehntausend Seeleute.

„Was giebt es?“ zischelte man einander in die Ohren. „Werden wir die Türkei erobern?“ Diese Ansicht verschaffte sich immer mehr Geltung, als nach und nach hundert Mitglieder der Kommission für Künste und Wissenschaften aus Paris eintrafen, die tüchtigsten Gelehrten, die ausgezeichnetsten Künstler, welche Frankreich aufzuweisen hatte. „Was wollen diese?“

Am 9. Mai erschien auch der Besieger Italiens, der jugendliche Held General Buonaparte, und jetzt erfuhr man erst, was geschehen werde.

Aegypten sollte erobert, Aegypten sollte eine französische Provinz werden, so hatte es die Regierung der Republik in Paris beschlossen.

Wäre dies gelungen, — die ganze Weltlage hätte dadurch eine andere Gestalt angenommen. Zwischen zwei Meeren, — zwischen drei Erdtheilen liegend, — gesund und fruchtbar, wie kein anderes Land, hätte sich Aegypten in kurzer Zeit zu einer Bedeutung erhoben, die wir uns nur annähernd vorstellen können. Europäische Kultur, modernes Gesetz und Recht, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Fabriken und Handel, Künste und Wissenschaften würden aus Aegypten eines der herrlichsten Länder der Welt gemacht haben. Der nächste Weg von Europa nach Ostindien und Neuholland führt über Aegypten; der ganze Handel mit jenen Gegenden wäre den Engländern entrissen worden und in die Hände der Franzosen übergegangen. Alexandria wäre wieder geworden, was es vor zweitausend Jahren war, die erste Handelsstadt der Erde, und die Franzosen hätten sich kühn die Beherrscher des Mittelmeeres nennen können.

Am 19. Mai 1798 ging die Expedition unter Segel. Vorher redete Buonaparte seine Truppen an und suchte sie für die große Aufgabe zu begeistern, welche ihnen geworden war. Französische Civilisation und Bildung sollten sie nach Aegypten tragen; überdies versprach er den Soldaten, jeder solle so viel Beute vom Feldzuge mit heim bringen, daß er sechs Morgen Landes dafür kaufen könne. Was Civilisation ist, und wo Aegypten liegt, wußten die Soldaten nicht; aber sechs Morgen Feld, das begriffen sie. Mit Jubel empfingen sie solche Verheißungen und schifften sich freudig und hoffnungsvoll ein.

Drei Wochen darauf erschien die Flotte vor Malta und besetzte diese Insel, ohne Widerstand zu finden. Die auflauernden Engländer zu täuschen, segelte man sodann weit nach Osten, als gelte es, eine Landung in der Türkei oder in Griechenland zu bewerkstelligen. Diese List glückte. Unbehelligt legten die französischen Schiffe in der Nacht vom ersten auf den zweiten Juli eine Stunde nach Mitternacht in der Nähe von Alexandria an.

Der französische Oberfeldherr bedachte, welch' niederschmetternden Eindruck es auf die Araber und Türken machen müßte, wenn er nun — sogleich mitten in der Nacht — die Stadt erstürmen würde, und wie seiner Soldaten Muth und Freudigkeit sich steigern würde, wenn er ihnen über Nacht zu einem raschen Siege verhülfe.

So wurde denn um 2 Uhr nach Mitternacht die Stadt angegriffen, die Mauern wurden erſtiegen; nach einem kurzen Kampfe befanden ſich die Krieger, von drei Seiten eindringend, in den Straßen Alexandria's. Die Kühnheit der Franzoſen hatte Alle in ſolches Erſtaunen geſetzt, daß der Widerſtand, welchen ſie fanden, kaum der Erwähnung werth iſt; auch hatte die Einnahme der Stadt nur ſehr wenigen Franzoſen das Leben gekoſtet.

Mit dem größten Eifer wurde nun die vollſtändige Ausſchiffung der Truppen betrieben und, ſobald die ganze Armee marſchfertig war, nach Süden vorgerückt. Eine Beſatzung unter dem General Kleber blieb in Alexandria zurück; am 5. und 6. Juli zog das Hauptheer weiter.

Der Heereszug ging nicht den Nil entlang, ſondern von Alexandria ſüdlich nach dem Thale der Natron-See'n (S. 32) und dann durch dieſes nach Kairo zu.

Allein jetzt begannen für die armen Soldaten Leiden, von welchen ſie bisher noch keine Vorſtellung gehabt. Ein Offizier der Armee, welcher den Zug ſelbſt mitgemacht hat, ſpricht ſich folgendermaßen darüber aus:

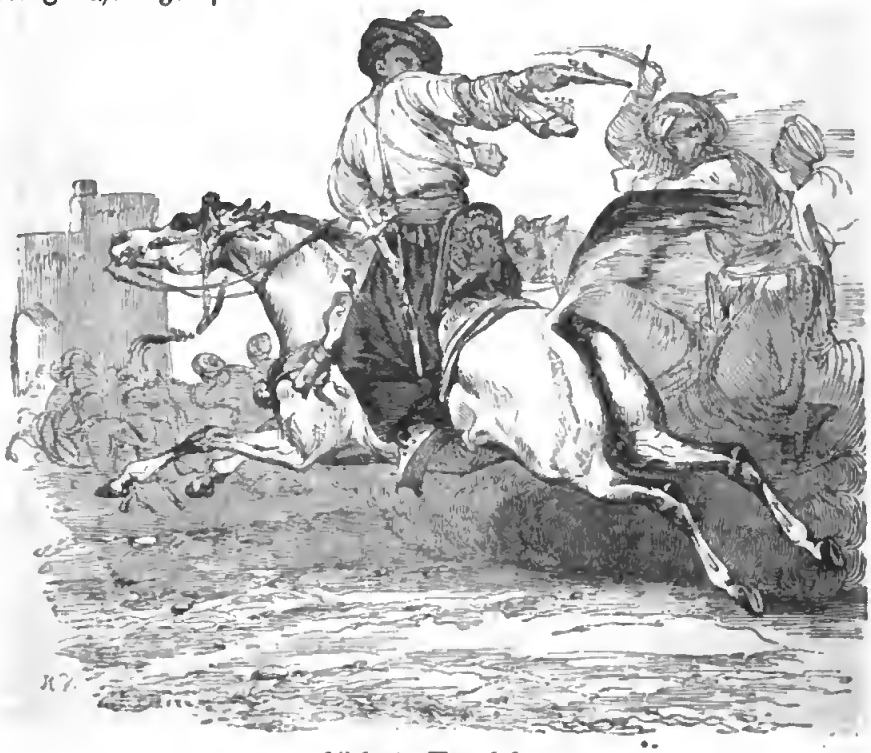
„Nicht lange, ſo verurſachte die drückende Hitze, der Hunger und ein noch peinlicherer Durſt den Soldaten unſägliche Drangſale, denen mehrere erlagen. Das Unglück zu vollenden, ſtellte eine in unſeren Gegenden unbekannte Lufterſcheinung (Fata Morgana), die eine Wirkung des Lichtes iſt, ihren verblendeten Augen einen unermeßlichen See dar, worin die Sandhügel und alle Ungleichheiten des Bodens ſich abſpiegelten. Die Täuſchung dieſer Lufterſcheinung iſt ſo groß, daß man dadurch das zehnte Mal ſo gut, als das erſte Mal, verblendet wird; und da ſie hauptſächlich Morgens eintrat, ſo verdoppelten die athemloſen, von Anſtrengung erſchöpften Franzoſen ihre Schritte, — ließen aber neuerdings den Muth ſinken, nachdem die Sonne, in ihrer vollen Kraft, das Dunſtgebilde des Gewäſſers, an dem ſie das Ziel ihrer Leiden zu finden wähnten, zerſtreut hatte. Die Sonne flammte gleichſam; man mochte auf dieſem Glutherde ſtille ſtehen, oder ſich bewegen, — die Pein war immer dieſelbe. Die Nacht, ſtatt Ruhe herbeizuführen, brachte andere Qualen mit ſich: es fiel ein kalter Thau, der die Glieder erſtarren machte und ſelbſt die Gebeine zu durchdringen ſchien. Das Murren wurde allgemein, und Diejenigen, deren Selbſtverleugnung ſonſt keine Grenzen hatte, gaben jetzt beinahe Zeichen von Verzweiflung."

Nur der Oberbefehlshaber verlor die kalte Ruhe nicht, womit man am ſicherſten drohende Gefahren beſchwört. Er ſprach den erſchöpften Kolonnen friſchen Muth zu, richtete die Wankenden wieder auf und machte den Standhaften neue Verheißungen. In Damanhur gab es eine kleine Raſt und Erholung. Allein kaum hatte man dieſen Ort verlaſſen, ſo begannen die Leiden der geplagten Soldaten von Neuem, und wieder ertönte unwilliges Murren und lautes Aufruhrgeſchrei. Der General that diesmal, als höre und merke er Nichts und ritt an der Spitze der Armee ruhig weiter.

„Endlich wird man des Nil mit ſeinen beiden, von üppigen Ernten bedeckten Ufern anſichtig. Das Erſte, was unſere Soldaten vornehmen, iſt

ſich in den Fluß ſtürzen, der jetzt auch für die Franzoſen zum Gotte wird.“ — So ſpricht der oben erwähnte Theilnehmer am Zuge.

Erquickt, geſtärkt und getröſtet, begiebt ſich das Heer wieder auf den Marſch. Aber binnen vier Tagen muß es dem Feinde zwei Schlachten liefern. Die franzöſiſche Kriegskunſt behält jedoch die Oberhand über den Ungeſtüm der Mameluken, die ſechshundert Todte auf dem Platze laſſen und in wilder Haſt die Flucht ergreifen.



Fliehende Mameluken.

Ach, der Kampf mit dem Feinde war das Leichteſte, und den im Kriege abgehärteten und in der Schlacht erprobten Soldaten hätte davor nicht gegraut; aber der Leiden des Marſches war kein Ende, und dagegen waren ſie nicht gewappnet. Denn Aegypten war nicht mehr der herrliche Luſtgarten, von Berg zu Berg mit vollſaftigen Pflanzen bedeckt, Stadt an Stadt und Dorf an Dorf. Seit die Türken Herren des Landes geworden, waren faſt alle Kanäle verſchwunden, ſie hatten ſich nach und nach mit Schlamm und Sand gefüllt, und Türken und Araber waren viel zu träge, ſie wieder herzurichten und im Stande zu halten. So war aus dem blühenden Kemi eine Wüſte geworden, und nur unmittelbar an den Ufern des göttlichen Nil iſt noch die alte Pracht zu erkennen. Nach der allgemeinen Ueberſchwemmung treibt auch jetzt noch der Boden überall, ſo weit das Waſſer gereicht hat, üppige Saaten; allein man war jetzt im Monat Juli, gerade vor der Ueberſchwemmung, — der Marſch durch das Delta zeigte nur eine baum- und ſchattenloſe Ebene ohne Vegetation, ohne Quellen und Brunnen, ohne alles Leben.

Das Land der Pyramiden.

„Vierzig Jahrhunderte schauen auf euch herab.“

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Denn sämmtliche Ortschaften liegen nur am Wasser, die Armee aber marschirte nicht diese Straße.

Die Soldaten schalten laut den Feldherrn, der sie in ein unwirthbares Land geführt; verwünschten ihn und den Tag, da sie ihr schönes Frankreich verlassen, und endlich bemächtigte sich ihrer eine unwiderstehliche Traurigkeit und Melancholie. Sie waren lebensmüde, ließen die Arme sinken, blieben zurück, — und Viele fanden ihren Tod. Die Offiziere hatten einen schweren, schweren Stand.

In der Nacht nach dem 21. Juli bricht die Armee von dem Dorfe Omdinar auf. Am folgenden Tage Mittags gegen 2 Uhr trifft sie bei dem Oertchen Embabeh in der Nähe der Pyramiden auf das Hauptheer des Feindes. Jetzt gilt es, die Entscheidungsschlacht zu schlagen!

Dem rechten Flügel der Franzosen stehen gegenüber 10,000 Mameluken, tapfere Krieger mit glänzenden, strahlenden Waffen, trefflichen Pferden, schnell wie der Blitz. Ihrem linken Flügel gegenüber haben die Franzosen ein verschanztes, mit vierzig Kanonen besetztes Lager und 20,000 Mann Janitscharen. Hinter diesem Lager wälzt der Nil seine gewaltigen Fluten, und über diesen hinaus sieht man Kairo mit seinen dreihundert Minarets. Hinter den Mameluken erheben sich ernst und majestätisch die ewigen Pyramiden.

Buonaparte reitet wieder durch die Reihen seiner Soldaten, stachelt ihren Ehrgeiz und feuert sie zu großen Thaten an. „Soldaten!“ ruft er. „Ihr greift jetzt die Tyrannen von Aegypten an. Bedenkt: Von den Gipfeln dieser Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte auf euch hernieder!“

Die „Tyrannen“ und die „Pyramiden“ verfehlten ihre Wirkung nicht. Es war ein verzweiflungsvoller Kampf, in welchem von beiden Seiten mit Löwenmuth gefochten wurde; aber die Franzosen blieben Sieger. Tausende der Feinde fanden ihren Tod auf der Wahlstatt, viele wurden in den Nil gesprengt; Murad Bey, der Anführer der Mameluken, ergriff die Flucht mit 2500 Mann, — Das war Alles, was ihm noch geblieben. Die Franzosen hatten nach dem eigenhändigen Bericht des Generals Buonaparte, den er an die Regierung nach Paris schickte, „nur zwanzig bis dreißig Todte.“ Es ist jedoch möglich, daß sich der General etwas verzählt hatte!

Das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger sammt allen Kanonen, Lebensmitteln, Schätzen und dreihundert Kameelen. Die Soldaten machten reiche Beute, besonders, indem sie die gefallenen Mameluken plünderten, sie ihrer kostbaren Waffen, Kleider und ihres Geldes beraubten. In dem soeben angeführten Berichte heißt es: „Es gab keinen unter ihnen, bei dem unsere Soldaten nicht vier- bis fünfhundert Louisd'or erbeutet hätten.“

Der Hauptvortheil der gewonnenen Schlacht aber war, daß sich die Hauptstadt des Landes ohne Schwertstreich unterwarf; am 25. Juli hielt Buonaparte seinen Einzug in Kairo. Allein während der kühne Eroberer nun beschäftigt war, die hauptsächlichsten Städte Unterägyptens durch einzelne

Corps seiner Armee besetzen zu lassen, eine regelmäßige Verwaltung einzurichten und namentlich Abgaben einzutreiben, brach ein furchtbares Unglück über ihn herein, in Folge dessen er und sein ganzes Heer leicht in Aegypten hätten ihr Grab finden können.

Die französische Flotte hatte sich auf der Rhede von Abukir aufgestellt. Da erschien am 1. August, gegen 3 Uhr Nachmittags, der englische Admiral Nelson mit vierzehn Linienschiffen und zwei Briggs in Sicht. Um 6 Uhr ist der unversöhnliche Feind da und zeigt seine Ankunft durch den Donner der Kanonen an. Schon nach einer halben Stunde gelingt es einem Theile der englischen Flotte, sich zwischen das Land und die französische Flotte zu legen, diese somit abzuschneiden und zwischen zwei Feuer zu bringen.

Mit welchem Heldenmuthe wird gekämpft! Wie versteht man es auf beiden Seiten, mit Ehren zu fallen! Die Nacht bricht ein, — der Kampf ruht nicht, — unaufhörlich brüllen die Geschütze, und das Feuer von 1200 Kanonen beleuchtet dieses schreckliche Schauspiel. Der französische Admiral Brueys war Einer der Ersten, die verwundet worden. Mit kaltem Kriegermuth führt er das Kommando, als ob Nichts vorgefallen wäre. Um 8 Uhr reißt ihn eine Kanonenkugel zu Boden; man will ihn wegbringen und Versuche zu seiner Rettung machen. „Nein," spricht er, „hier ist mein Platz; ein französischer Admiral muß auf seinem Ehrenbette sterben." In einer Viertelstunde war er nicht mehr. — Dem Kapitän Du Petit Thuars waren die beiden Schenkel abgeschossen worden; er blieb an seinem Platze. Jetzt riß ihm eine feindliche Kugel den Arm weg. „Schießt!" ruft er. „Schießt, und ergebt euch nicht! — Und wenn ein Engländer seinen Fuß auf unser Schiff setzt, dann werft meinen Körper in's Meer! Schießt! Schießt!" Das waren seine letzten Worte.

Mit solchem Muthe kämpften die tapfern Männer hüben und drüben. Aber den Engländern waren die Franzosen auf dem Meere nicht gewachsen. Kurz vor 10 Uhr wird das französische Admiralschiff (der „Orient") in Brand geschossen; eine Viertelstunde später fliegt es mit furchtbarem Donnergekrache in die Luft. Der Kampf dauert die ganze Nacht; er dauert mit gleichem Ungestüme den folgenden Vormittag; — am 2. August Mittags 2 Uhr waren sämmtliche französische Schiffe zertrümmert oder von den Engländern genommen, — das Schlachtgetöse schwieg, und Buonaparte hatte keine Flotte mehr!

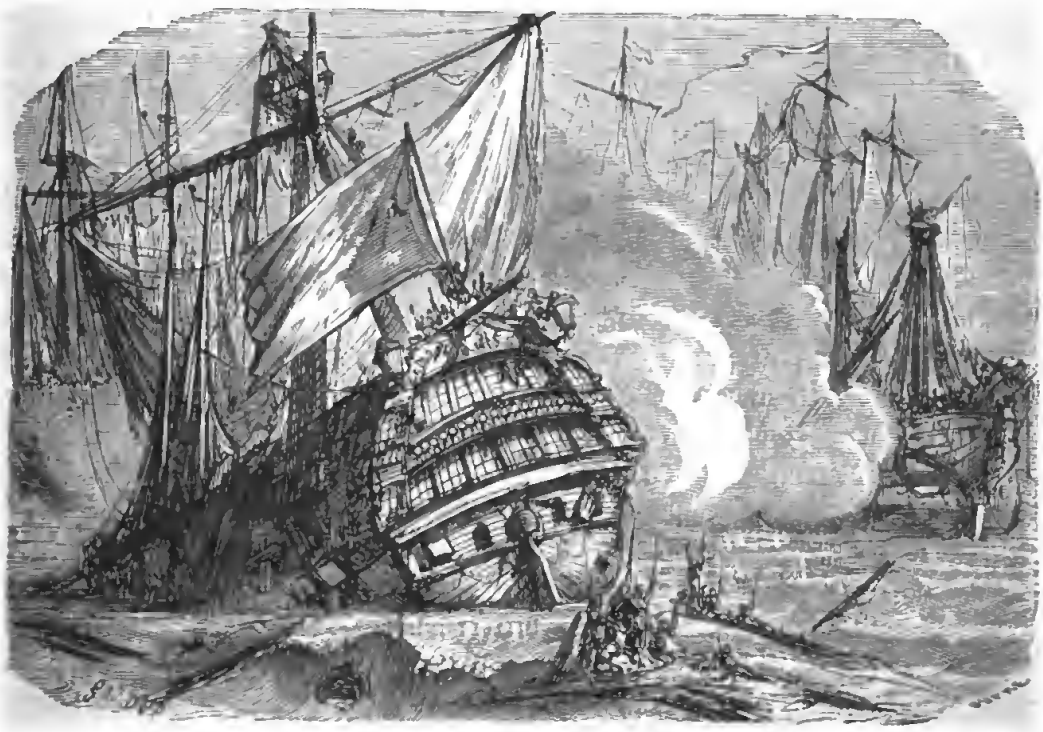
Das war eine verzweifelte Lage! Denn wenn die Türken und Araber den ernsten Willen und das Geschick dazu hatten, so mußte es ihnen gelingen, die Franzosen aufzureiben. Der Feldherr sah dies wohl ein, deshalb gab er sich alle erdenkliche Mühe, einmal: die Einwohner für sich zu gewinnen, und dann: den Muth und die Zuversicht seiner Soldaten wieder zu heben.

Dazu bot sich ihm verschiedene Gelegenheit dar.

Es kam die Zeit der Nilüberschwemmung, und der Austritt des Flusses aus seinem Bette wurde, wie in alten Zeiten, mit großen Festlichkeiten begangen. Der französische Feldherr wohnte selbst allen Feierlichkeiten bei,

warf mit eigenen Händen Goldstücke unter das versammelte Volk, vertheilte kostbare Festgewänder an die Vornehmsten der Stadt, kurz — er that alles Mögliche, sich beliebt zu machen. Das war vierzehn Tage nach der Schlacht bei Abukir.

Kurz darauf war der Geburtstag des Sultans, und die Franzosen feierten ihn mit, als wäre es der ihres eigenen Herrn und Gebieters! Militärische Schauspiele, Feuerwerke, Gastmähler, Aufzüge, Musik, Vertheilung kostbarer Geschenke und Spendung reichlicher Almosen an die Armen, — Nichts wurde vergessen.



Untergang der französischen Flotte.

Aber auch der 22. September, der Jahrestag der Gründung der französischen Republik, ward festlich begangen. Auf dem Hauptplatze Kairo's ist ein großes Amphitheater errichtet, mit mehr als hundert Säulen geziert. In der Mitte desselben erhebt sich ein mit Inschriften bedeckter Obelisk; auf sieben Altären liegen Tafeln mit den Namen der gefallenen Krieger; Alles ist mit Fahnen, Standarten und Waffen aller Art auf's Prächtigste geschmückt. Am Eingange steht ein mächtiger Triumphbogen, auf dem die Schlacht bei den Pyramiden abgebildet ist; darunter steht die arabische Inschrift: „Allah ist Allah, und Muhamed ist sein Prophet." Diese Unterschrift paßte freilich nicht im Geringsten; Buonaparte wollte aber den Siegern und den Besiegten schmeicheln, — so kamen Bild und Spruch zusammen. Bei dem glänzenden Gastmahle, welches er gab, weheten französische und türkische Fahnen vereint über den Gästen; neben dem Halbmond prangte die Freiheitsmütze;

an den Wänden hingen Tafeln mit der Verkündigung der Anerkennung der „Menschenrechte“ und mit Sprüchen aus dem Koran. Während die zweihundert Gäste in ausgelassener Fröhlichkeit tafelten, marschirte eine Abtheilung Militär hinaus nach dem Dorfe Dschiseh und pflanzte auf der Spitze der höchsten Pyramide die dreifarbige französische Fahne auf. Auf das Festmahl folgten Pferderennen, Wettläufe und andere Volksbelustigungen; den Abend erleuchtete eine brillante Illumination.

Am folgenden Tage wurde das „ägyptische Institut“ gegründet, und Das ist der eigentliche Gewinn, den die Welt aus der Expedition nach den Ufern des Nil gezogen hat. Das Institut vereinigte die ausgezeichnetsten Geographen und Geschichtsforscher, Archäologen, Sprachkenner, Physiker, Anatomen, Mineralogen, Botaniker, Zoologen, Astronomen und Geometer, — kurz, die ersten Gelehrten Frankreichs. Während der regelmäßigen Sitzungen arbeiteten diese Mitglieder des Instituts um die Wette, des Landes frühere und jetzige Beschaffenheit, Geschichte und Sprache zu erforschen. Professor Monge war Vorsitzender; sich selbst machte Buonaparte zum Vize-Präsidenten. Es wurden eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium und eine Sammlung von Alterthümern errichtet.

Aber noch in anderer Weise machte sich die außerordentliche Thätigkeit des energischen Feldherrn bemerkbar, der an Alles dachte und Alles that. In der Hauptstadt wurden Werkstätten aller Art, Gießereien, Manufakturen und Fabriken angelegt; auch ein paar Windmühlen ließen bald zum großen Erstaunen des Volkes ihre Flügel durch die Lüfte sausen.

Allein es kamen auch Dinge vor, welche dem Volke nicht gefielen, wodurch es im Gegentheil auf's Neue erbittert wurde. Das Heer mußte ergänzt werden, — man steckte die jungen Leute von sechzehn bis vierundzwanzig Jahren unter die Armee. Man brauchte Geld, — es wurden neue ungeheure Brandschatzungen ausgeschrieben. Das Volk wollte nicht bezahlen, — man erschoß die Widerspenstigen. Hier und da wurde rebellirt, — man brannte die Dörfer nieder, welche sich widersetzt hatten. Von Tag zu Tag wurde die Lage der Franzosen bedenklicher, dazu kam, daß die Engländer verkleidete Sendboten im Lande umherschickten und zur Empörung aufstacheln ließen. Der Sultan hatte eine Verkündigung erlassen, in welcher es hieß: „Das französische Volk ist eine Nation von verstockten, zügellos lasterhaften Ungläubigen. Darum sammelt euch und ziehet aus zum Streit! Eure Säbel sind schneidend, spitzig sind eure Pfeile, eure Lanzen sind durchdringend und eure Kanonen gleichen dem Donnerkeile. Euch ist es vorbehalten, den Anfang zur Vertilgung dieser Gottlosen zu machen. Gleich dem Staube, den die Winde zerstreuen, wird keine Spur übrig bleiben von diesen Ungläubigen.“

In allen Städten brach der Aufruhr in helle Flammen aus.

Die Verschwörung war im Stillen gereift; Dunkel der Nacht hatte sie bedeckt; jetzt trat sie an den lichten Tag.

Eine Sitzung des ägyptischen Instituts.
Rechts an der Ecke General Buonaparte; neben ihm auf dem Sessel Professor Monge als Präsident; vorn links eine Mumie in offenem Sarge; am Fuße desselben ein kleines hölzernes Gestell, das die alten Aegypter als Kissen unter den Kopf stellten, wenn sie sich niederlegten.

Am 21. Oktober (1798) bilden sich murrende und drohende Gruppen. Mit Aufruhrgeschrei zieht das Volk durch die Straßen. Vereinzelte Franzosen werden verspottet, verhöhnt; und als die Volksmassen noch größer geworden sind und das türkische Militär sich mit ihnen vereinigt hat, werden die Ungläubigen überfallen und getödtet. Bald heult ein wildes Wuthgeschrei durch alle Gassen. Ohne Gnade werden alle Franzosen, — auf den Straßen, in den Häusern, wo man sie trifft, — hingewürgt. Kairo zählte 300,000 Einwohner; alle hatten sich verschworen, keinen Franken am Leben zu lassen. Es war eine furchtbare Metzelei! Drei Generale fanden in den Straßen der Stadt ihren Tod.

Als Buonaparte seine Regimenter um sich versammelt hatte, zog er nach und nach durch alle Gassen, von einem Platze zum andern; seine Kanonen spieen Tod und Verderben, und seine Soldaten gaben keinen Pardon; sie wußten wohl, daß sich's jetzt handelte um Tödten oder Getödtetwerden. Die Türken und die Araber fochten mit einer unvergleichlichen Tapferkeit; aber der französischen Kriegskunst konnten sie nicht widerstehen.

Niemand hat die Tausende gezählt, die erschossen, durch einstürzende Häuser zerschmettert, oder mit dem Bajonnette niedergestoßen wurden. Trauernd wendet sich der Genius der Menschheit ab von solchem Bilde. Der Soldat in der Schlacht hört auf, ein Mensch zu sein; und der blutigste, der mörderischste Kampf ist der Straßenkampf.

Von Platz zu Platz, von Straße zu Straße wurden die Flüchtigen gejagt. Sie verschanzten sich in den Tempeln. Man stürmte die Tempel und scheuchte die Fliehenden weiter.

Endlich hat sich Alles, was noch die Waffen trägt, in der großen Moschee gesammelt. Und heran zieht das Frankenheer. Die Moschee wird umstellt; von allen Seiten gähnen drohende Feuerschlünde; die Bajonnette sind aufgepflanzt, die Gewehre geladen; rachefunkelnde Augen bewachen die Ausgänge.

Der Obergeneral fordert die so Eingeschlossenen auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; aber sie ziehen vor, das Glück des Kampfes noch einmal zu versuchen, — und wieder ertönen die Kanonen, krachen die Gewehre und klirren die Säbel.

Da bedeckt sich der Himmel; die Luft verdunkelt sich, schwere Gewitterwolken ziehen herauf; schwarz stehen sie über der geängsteten Stadt. Ein Blitz, — ein furchtbarer Donnerschlag! Die in ihrem Tempel Belagerten fallen zitternd auf die Kniee. In Kairo ist ein solches Gewitter nichts so Gewöhnliches, als bei uns. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag! Horch, wie grausig der Donner rollt! Aller Muth ist nun geschwunden; die Zagenden flehen um Gnade und wollen sich ergeben. Stolz antwortet Buonaparte: „Die Stunde der Milde ist jetzt vorüber; ihr habt begonnen, ich werde endigen, wann es mir gefällt.“

Die Thore der Moschee wurden mit der Art eingehauen, die Mauern durch das Geschütz zertrümmert, — alle Ausgänge waren besetzt, entfliehen konnte Niemand, das Blut der Türken floß in Strömen; Alle büßten es mit dem Leben, daß sie sich gegen den fremden Eindringling vertheidigten. Das ist der Krieg.

Buonaparte in der syrischen Wüste.

2.

Fortgang und Ende der Expedition.

Zug nach Syrien — Jaffa. — „Der Große." — Vergebliche Bemühung vor Saint Jean d'Acre. — Der Schlaftrunk. — Was das ist, ein Rückzug. — Der große Sultan Kubir. — Die zweite Schlacht bei Abukir. — Heldenmuth der Araber. — Buonaparte's Abreise. — Friedensschluß. — Die Engländer. — Kleber's Tod. — Menou. — Schlag auf Schlag. — Ende. — Folgen der Expedition.

Während zu Anfang des Jahres 1799 Buonaparte nach Suez abgegangen war, um die Spuren des alten Kanals zu besichtigen, der einst den Nil mit dem Rothen Meere verband, hatte Dschezzar, Pascha von Syrien, die Feste El Arisch an der Grenze Aegyptens besetzt. Das war eine Herausforderung, und nun reifte bei dem französischen Generale ein Plan, der ihn schon einige Zeit beschäftigte und welchen er nun unverzüglich in's Werk setzte. Er verließ Aegypten und zog mit zehntausend Mann über die Landenge nach Syrien. Hier, in der Wüste, deren Gefahren schon vor zweitausend Jahren das Heer der Perser kennen gelernt hatte, wäre er einmal beinahe verschmachtet, ein andermal fast einem feindlichen Hinterhalte in die Hände gefallen; doch kam er glücklich, auf seinem Kameele reitend, hinüber nach Asien.

Anfangs März 1799 steht das französische Heer vor der Festung Jaffa. Es wird ein Unterhändler in die Stadt gesandt mit der Aufforderung, der Kommandant möge sie sogleich übergeben. Statt irgend einer Antwort läßt dieser dem Boten den Kopf abschlagen und bereitet sich zur Vertheidigung vor.

Jaffa war aber eine feste Stadt und nicht so leicht einzunehmen. Hohe Mauern, starke Thürme, ein auserlesenes Heer und zwölfhundert der geschicktesten Kanoniere mit einer furchtbaren Artillerie vertheidigten sie. Nach drei Tagen sind die Mauern hier und da durch die französischen Geschütze zertrümmert; und nachdem der Feldherr seine Soldaten angefeuert, sie an alle vollbrachten Heldenthaten erinnert und wiederholt mit den alten Römern und den unwiderstehlichen Scharen des großen Alexander verglichen hat, wird die Stadt gestürmt.

Ferne sei es, die Schauderscenen zu schildern, die sich jetzt auf allen Punkten der Stadt dem Auge boten! Aber Eins sei gesagt, — es darf nicht verschwiegen sein, denn es zeichnet den Mann, welchem seine Schmeichler den Beinamen des Großen gaben; es zeigt uns, wie der Krieg die Menschen wilden Thieren gleich macht, — es zeigt uns den blutgetränkten Boden, aus welchem der Lorbeer des Feldherrn erwächst.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte das furchtbarste Gemetzel angedauert; der Tod hatte reiche Ernten gehalten; alle Straßen waren bedeckt mit Leichen, — es war selbst einem Buonaparte zu grausig. Er befiehlt, man soll die Todten in's Meer werfen, und schickt zwei seiner Adjutanten ab, daß sie jetzt der Wuth der Soldaten Einhalt thun. Bisher war kein Pardon gegeben worden; jetzt solle man Die, welche sich ergeben wollen, am Leben lassen und gefangen nehmen. Die Adjutanten, welche noch ein menschliches Regen in ihren Herzen fühlen, eilen hin und thun, unterstützt von anderen Offizieren, das Mögliche, die blutgierigen Soldaten zu besänftigen, und es gelingt ihnen, manchem armen Geängsteten, der schon das Bajonnett auf der Brust fühlte, das Leben zu retten.

Viertausend Albanesen oder Arnauten (das sind die Bewohner der türkischen Provinz Albanien oder Arnaut am Adriatischen Meere), welche einen Theil der Besatzung ausmachten, hatten sich in eine große Karawanserei zurückgezogen, sich hier zu vertheidigen. Man hatte bereits Kanonen aufgefahren, die Mauern zu zertrümmern, und die Franzosen standen bereit, ihr blutiges Werk fortzusetzen, — da erschienen Beauharnais und Croisier, die beiden Adjutanten, und brachten Pardon. Die Arnauten legten die Waffen nieder, ergaben sich als Gefangene, und Beauharnais und Croisier hofften, sich den Dank des Obergenerals verdient zu haben. Allein dieser fuhr sie in heftigem Tone an: „Was soll ich mit all' diesem Volke anfangen? Kann ich es füttern? Wie mag man mir solche Streiche machen!"

Die Adjutanten rechtfertigten sich mit dem Auftrage, welchen sie erhalten hätten, aber Buonaparte grollte: „Man muß den Sinn meiner Worte recht auffassen! Greise, Weiber, Kinder kann man leben lassen; Soldaten müssen sterben. Was soll ich mit viertausend Gefangenen machen?"

Am 10. März 1799 wurden auf Befehl des Generals Buonaparte, nachmaligen Kaisers Napoleon I., 4000 wehrlose Albanesen gemordet. Sie waren in einer Karawanserei eingesperrt.

Straßenkampf in Jaffa. Offiziere suchen dem Blutvergießen Einhalt zu thun.

Man stellte Kanonen an den Thüren auf und schoß so lange in die dicht gedrängten Massen, bis auch der letzte Mann niedergestreckt war. „Das ist Kriegsrecht", sagte der große Napoleon.

Aber durch die vielen Todten entstanden ansteckende Krankheiten, und bald wüthete die Pest unter den französischen Truppen. Alle Spitäler waren gefüllt, als das Heer abzog.

Es sollen hier nicht die Einzelnheiten des syrischen Feldzuges erzählt werden; nur die Hauptsachen seien angeführt.

Am 16. März erschien die Armee vor der Festung Saint Jean d'Acre, und Buonaparte hoffte, nach wenigen Tagen sieggekrönt einziehen zu können. Allein hierin hatte er sich getäuscht. Er ließ die Mauern Tag und Nacht beschießen, ließ seine Truppen wiederholt Sturm laufen, — aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, — es war unmöglich, Herr der Stadt zu werden. Die Besatzung, unterstützt von einer englischen Flotte, vertheidigte sich mit einem unglaublichen Muthe und einer unerschütterlichen Hartnäckigkeit.

Zwei Monate hatte diese Belagerung gedauert; mehr als tausend seiner

Krieger hatte der Länderstürmer vor diesem einzigen Platze eingebüßt, — da mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.

In einer Proklamation an seine Soldaten erinnert er diese an alle die Heldenthaten, welche sie vollbracht, überschüttet sie mit Lob und Schmeichelei, sagt ihnen aber auch, daß jetzt die Jahreszeit sei, in welcher die Engländer in Aegypten landen würden, deshalb müsse er schnell dahin eilen, obwol nur noch einige Tage dazu gehört hätten, die Festung zu nehmen. „In wenigen Tagen hättet ihr den Pascha in seinem eigenen Palaste gefangen genommen; allein die Einnahme des Kastells ist den Zeitverlust von einigen Tagen nicht werth.“ Dem schlauen Korsen hingen die Trauben zu hoch; er fand sie deshalb sehr sauer und zog ab.

Das geschah am 20. Mai. Am 24. war man wieder in Jaffa. Hier war natürlich des Bleibens nicht. Das Heer war auf dem Rückzuge und wurde täglich von den Feinden bedrängt. Also weiter! Immer weiter!

Allein nun sind noch sechzig Pestkranke in den Spitälern zu Jaffa. Was mit ihnen machen? Mitnehmen? Da könnten sie noch gesunde Soldaten anstecken. Zurück lassen? Wer weiß, wie es ihnen unter den Händen der Türken geht. Auch sollen diese keine französischen Gefangenen haben. Buonaparte läßt den Kranken einen Schlaftrunk eingeben, der sie in einen so tiefen Schlaf versenkt, daß sie nicht mehr daraus erwachen. Der Feldherr sagte: „Man hat sie von allen ihren Leiden erlöst,“ — wir würden sagen: „man hat sechzig Kranke mit Opium vergiftet, um ihrer los zu sein.“

Die Leiden und Entbehrungen des Heeres auf dem Rückzuge überstiegen zuweilen alle Vorstellung, und es war sehr natürlich, daß Unterordnung und Mannszucht sehr dabei litten. In der großen Noth dachte Jeder nur an sich. Erblickte man in der glühenden Wüste den Ueberrest einer alten Mauer, so lief Alles in verzweifelter Hast darauf los, und wer zuerst da war, labte sich in dem Schatten und ruhete aus; es dachte aber kein Soldat daran, dem Herrn Offizier das gute Plätzchen zukommen zu lassen. Fand man in einer Höhlung etwas Wasser, so suchte Jeder den Andern wegzustoßen und den köstlichen Fund für sich zu nehmen, — Offizier oder Gemeiner, es war hier in solchen Dingen kein Unterschied mehr. Aber die Offiziere mußten sich Alles gefallen lassen, denn die Forderungen der Natur sind mächtiger, als die Gesetze der Disciplin; die Soldaten waren ungehalten, gereizt, murrten beständig, und — das Heer war auf dem Rückzuge! Der Rückzug, — das ist ein schlimmes Wort. 1800 Mann hatte man durch die Gefechte, 600 durch die Pest verloren, und trotz aller schönen Redensarten war denn doch Nichts erzielt worden. Den erlittenen Verlust zu verbergen, die errungenen Siege zu vergrößern, die Empörungslust der Türken und Araber zu dämpfen und den Muth seiner Truppen wieder zu entflammen, ordnete Buonaparte in Kairo einen Triumphzug des Heeres an.

Das Land der Pyramiden.

Kampf zwischen Franzosen und Mameluken.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

BE

Feste und Gelage füllten die nächsten Tage, die Rückkehr des großen Sultans Kubir (des Vaters des Feuers, wie sich Buonaparte von den Arabern nennen ließ) zu feiern, des Unwiderstehlichen, der abermals Städte und Länder und Völker unter seine Füße getreten. In einer überschwenglichen Proklamation verkündete der Obergeneral selbst den Bewohnern von Kairo seine neuen Heldenthaten.

Die Franzosen schwelgten nun wieder in allen Lebensgenüssen und hatten bald die bösen Tage der Wüste vergessen.

Mitte Juli geht eine türkische Flotte von hundert Schiffen, nachdem sie Alexandria bedroht, bei Abukir vor Anker und landet 18,000 Mann, die auch sogleich Dorf und Fort erstürmen und besetzen.

Buonaparte bedarf eines Sieges. Er erläßt eine Bekanntmachung an die Bewohner Kairo's, in welcher er sagt: „Achtzig Fahrzeuge haben sich unterfangen, Alexandria anzugreifen; allein, durch das Geschütz dieses Platzes zurückgetrieben, sind sie bei Abukir vor Anker gegangen, wo sie sich auszuschiffen beginnen. Ich lasse sie nahen, weil ich sie anzugreifen, Alle, die sich etwa nicht ergeben wollen, niederzumachen und die Andern am Leben zu lassen gedenke, um sie zu Kairo im Triumphzuge aufzuführen." Dann zieht er ab, die Seeschlacht von Abukir in Abukir selbst zu rächen.

Die Türken hatten sich trefflich verschanzt, und eine tüchtige Artillerie unterstützte sie. Die Flotte lag auf eine halbe Stunde vom Lande entfernt im Meere.

Gleich Anfangs gelang es dem Scharfblicke des französischen Oberfeldherrn und dem Ungestüm des Generals Murat, eine Abtheilung Türken von 3000 Mann so einzuschließen und von jeder Hülfe abzuschneiden, daß sie geradezu in das Meer gesprengt werden konnte. Ergeben wollten sie sich nicht.

Buonaparte sagt selbst in seinem Berichte, den er nach Paris schickte: „Wenn es eine europäische Armee gewesen wäre, würden wir dreitausend Gefangene gemacht haben: hier waren es dreitausend Todte."

Allein damit ist der Sieg noch nicht entschieden. Lange wogt der Kampf hin und her, und unmöglich ist es den Franzosen, das Fort und die nächstliegenden Verschanzungen zu stürmen, obwol sie dieselben mit der größten Heftigkeit bombardiren und berennen; die Türken leisten verzweifelten Widerstand. Da läßt man denn ab von dem nutzlosen Beginnen und wendet seine ganze Kraft gegen das Dorf. Siehe, — siehe, — auf einmal stürzen die Türken aus den Schanzen, werfen sich auf das verlassene Schlachtfeld und fangen, ihrem Gebrauche gemäß, an, den todten Feinden die Köpfe abzuschneiden. Das bemerkt Murat, der unübertreffliche Reiteranführer. Wie ein Sturmwind saust er mit seinen Schwadronen daher und wirft sich zwischen die Feinde und ihre Schanzen, — die Türken werden niedergemetzelt, — ihr

Oberanführer, Mustapha Pascha, wird von Murat gefangen genommen, — die Schanzen werden jetzt erobert, — die Schlacht ist für die Franzosen gewonnen.

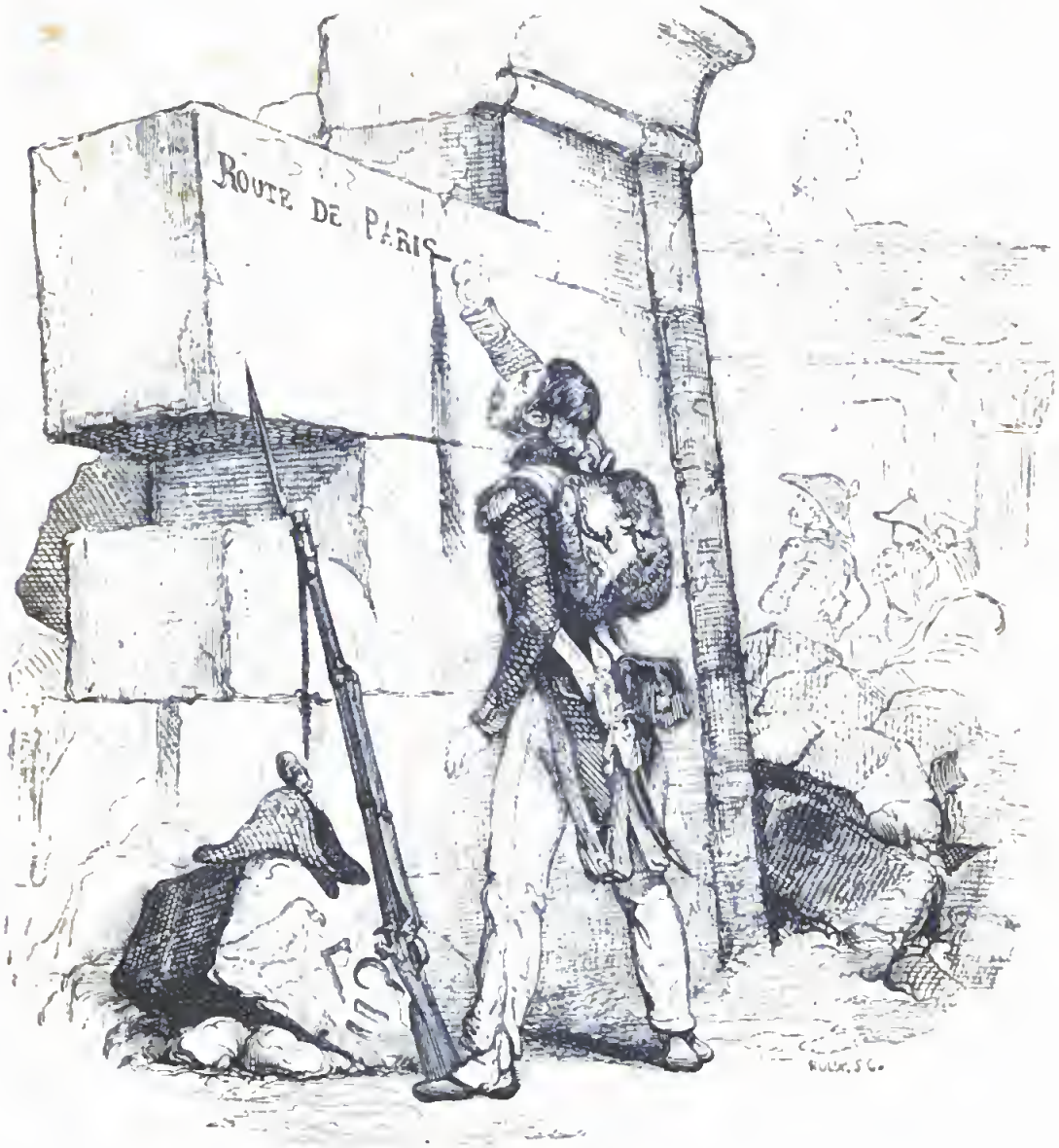
Aber das Fort von Abukir hatten sie noch nicht. 13,000 Türken lagen auf der Wahlstatt, oder hatten den Tod in den Fluten des Meeres gefunden, nur einige Mann hatten Pardon genommen; — in dem Fort jedoch befanden sich noch fünftausend tapfere Streiter, die man nicht in das Meer sprengen konnte, und die auch nicht gesonnen waren, sich zu ergeben.

Diese vertheidigten sich noch acht Tage lang auf's Tapferste gegen die fortwährend anstürmenden Feinde; aber — die Lebensmittel waren bereits aufgezehrt, das Pulver ging zu Ende, es blieb nichts Anderes übrig, man mußte kapituliren. Die Franzosen konnten ihren Gegnern das Zeugniß nicht versagen, daß sie wie Helden gefochten.

Ueberall in dem ganzen Lande tobte noch der Krieg. Namentlich in Oberägypten wehrten sich Türken und Araber auf's Verzweifeltste. General Desair, welcher hier befehligte, rückte kämpfend bis zur Südgrenze vor, — er konnte aber nicht den Frieden erzwingen. Es wurden Wunder der Tapferkeit gethan. General Belliard schlug mit tausend Mann eine zehnfach größere Heeresabtheilung des Feindes. Gleichen Heroismus bewiesen aber auch seine Gegner. In Benhut warf sich ein kleiner Rest der zersprengten Araber in ein Haus, das mitten im Dorfe stand und ansehnlicher und größer war, als die übrigen Hütten. Hier verschanzten sie sich, hier vertheidigten sie sich, hier wollten sie mit Ehren fallen, aber sich nicht ergeben.

Mit dem Muthe der Todesverachtung schossen sie aus allen Fenstern, und jeder Schuß streckte einen Franzosen nieder. Belliard wußte sich nicht anders zu helfen: er ließ das Haus anzünden und gab die tapfere Heldenschar dem Feuer preis. Da stimmten die Araber mit Begeisterung einen religiösen Triumphgesang an, — die Flammen schlugen von allen Seiten in die Höhe, — an den Fenstern erschienen zwischen Flammen und Rauch hindurch die gebräunten Gesichter, die schwarzen, funkelnden Augen der Araber, — Schüsse krachten, — voll und kräftig erscholl der feierliche Sang aus dem Hause des Todes. Aber nach und nach wurden der Schüsse weniger; seltener erschien der schwarze Bart und das weiße Gewand eines der dem Tode Geweihten an einem Fenster; schwächer wurde der Gesang, immer schwächer, — jetzt erlosch er ganz — und nur die Balken knisterten noch, die Flammen leckten gierig an dem Gebäude, und dicker Rauch stieg gen Himmel: — Belliard stand vor dem Grabe der Tapferen. — — —

So kamen die Franzosen nie und nirgends zur Ruhe, und Buonaparte sah ein, daß er sich unmöglich auf die Dauer hin werde halten können.



„Weg nach Paris."

Da er aber die Schmach nicht auf sich nehmen wollte, mit seinem Heere aus dem Lande hinausgejagt worden zu sein, verkündigte er seinen Offizieren, er sei jetzt durchaus nothwendig in Frankreich selbst.

Er überließ den Oberbefehl dem General Kleber und begab sich nun zurück nach Frankreich auf jener „Route de Paris", mit welchen großsprecherischen Worten der nach Effekt haschende Geist der französischen Soldaten den Weg bezeichnet hatte, den sie vorüber an vieltausendjährigen Denkmälern und Alterthümern genommen.

Am 24. August 1799 befand sich Buonaparte auf dem Meere und am 6. Oktober landete er glücklich zu Frejus. — Durch seine Abreise änderten sich die Verhältnisse in Aegypten nicht wesentlich. Anfangs war das Heer im

höchsten Grade ungehalten und murrte laut, daß es von seinem Feldherrn verlassen werde in einem fernen Lande, der glühenden Sonnenhitze und der Wuth der Feinde preisgegeben; allein bald sah man, daß Kleber ein eben so tüchtiger General war, als Buonaparte, und gab sich zufrieden.

Dieser hatte richtig vorausgesehen, daß Aegypten nicht auf die Dauer zu halten war, wenigstens nicht mit den Streitkräften, welche Frankreich nach dem Lande der Pharaonen abgesendet hatte. Die vereinzelten Scharen der Feinde in allen Gegenden des Landes sammelten sich; weitere Heeresabtheilungen kamen von Syrien heranmarschirt; andere landeten auf englischen und türkischen Schiffen an der Nordküste; — die französische Armee aber schmolz von Tag zu Tag mehr zusammen; jedes Gefecht kostete Menschenleben, und die Pest konnte durchaus nicht gänzlich vertilgt werden; stets waren die Spitäler angefüllt. Bald war das Heer gerade auf die Häfte seines ehemaligen Bestandes herabgekommen; diese anderthalb Jahre der Besetzung Aegyptens hatten fünfzehntausend Franzosen das Leben gekostet.

Mit dem besten Willen, mit aller Aufopferung konnte Kleber, der nicht die geringste Unterstützung von Frankreich zu erwarten hatte, sich nicht länger halten. Darum schloß er Friede, so lange er noch einen ehrenhaften Frieden schließen konnte; jetzt stand er immer noch achtunggebietend da; wäre sein Heer noch mehr zusammengeschmolzen, so hätte man ihn gar keiner Unterhandlung mehr gewürdigt. Am 24. Januar 1800 unterzeichnete er den Friedenstraktat, nach welchem die Feindseligkeiten sogleich eingestellt werden, die Franzosen aber in den nächsten Monaten das Land räumen und auf türkischen Schiffen in ihr Vaterland heimkehren sollten.

Man war mit der Ausführung der einzelnen Bestimmungen beschäftigt, ganz Oberägypten war bereits von den Franzosen verlassen und wieder von den Türken besetzt, Kleber's Heer zog sich nach Alexandria hin zusammen, — da meldete Ende Februar ein Brief des englischen Admirals Sidney Smith, seine Regierung bestehe darauf, daß sich die Franzosen auf Gnade und Ungnade den Engländern als Gefangene ergäben, und alle englischen Kriegsschiffe hätten strengen Befehl, jedes Schiff mit Franzosen feindlich anzugreifen.

Was nun machen? Der Friede war unter englischer Vermittelung, sogar auf einem englischen Schiffe abgeschlossen worden, — und nun erhob mit einem Male Englands alte Feindseligkeit wieder ihr Haupt. Vor den Franzosen lag das Meer, auf welchem sie nicht heimkehren konnten, wollten sie nicht Gefangene der Engländer werden, — hinter ihnen drängte ein mächtiges Türkenheer, welches die Ausführung der Friedensbedingungen verlangte. Sidney Smith rieth wohlmeinend, es möchten beide Theile friedlich ihre augenblicklichen Stellungen behalten, bis der Einspruch der britischen Regierung durch Unterhandlungen beseitigt sei.

Allein dazu waren weder die Franzosen, noch die Türken kaltblütig genug. Am 19. März eröffnete Kleber wieder die Feindseligkeiten, — Schlacht folgte auf Schlacht, und die Franzosen besetzten siegreich wieder ganz Aegypten.

Ein Fanatiker, seine Landsleute zur Empörung aufrufend.

Unterdessen brach zu Kairo abermals eine gefährliche Empörung aus, bei welcher die Bewohner und Vertheidiger der Hauptstadt einestheils durch Muth, Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit Alles leisteten, was jemals für Vaterland und Religion geleistet worden ist, anderntheils durch Raub und Plünderung Schmach und Schande auf sich luden. Die unglückliche Stadt wurde von den Franzosen belagert, bombardirt, — es dauerte einen vollen Monat, bis sie wieder in den Händen Kleber's war. Ganze Quartiere hatten die Franken abgebrannt, um nicht jedes einzelne Haus erstürmen zu müssen; Greuel wurden verübt, vor deren bloßer Schilderung uns graut.

Doch der Krieg kennt ja kein Erbarmen. Ueberall, in allen Städten,

erhoben sich die Einwohner gegen die schwachen Besatzungen; — aber mit Blut wurde ihnen die Obmacht der Franzosen wieder in's Gedächtniß geschrieben.

Am 14. Juni kehrte Kleber von einem Gastmahle zurück. Da wirft sich ein schmutziger Bettler vor ihm nieder, ihm eine Bittschrift zu überreichen. Der General beugt sich zu ihm herab; da springt jener auf und stößt ihm einen Dolch tief in die Brust. „Ich bin ermordet!" waren Kleber's einzige und letzte Worte. Der Bettler aber war Soleiman El-Halebi, der besonders von Syrien nach Kairo gekommen war, um den feindlichen Feldherrn zu tödten. Schon über einen Monat hatte er sich in der Stadt aufgehalten, den General bespäht, seine Gewohnheiten ausgekundschaftet, bis er sicher war, sein Opfer nicht zu verfehlen. An dem Begräbnißtage Kleber's wurden die Priester, welche den Mörder verborgen hatten, öffentlich enthauptet; dem unglücklichen Soleiman wurde zuerst die rechte Hand, die den tödtlichen Stoß geführt, verbrannt, dann wurde er auf einen zugespitzten Pfahl gespießt. „Allah ist Allah, und Muhamed ist sein Prophet!" So sprach der arme Fanatiker und hauchte erst nach vier Stunden unsäglicher Pein sein Leben aus.

General Menou übernahm nun den Oberbefehl. Durch immer neue Steuern, welche er dem Lande auferlegte, — unter allen nur erdenklichen Titeln wurden Abgaben eingetrieben, — sowie durch eine ungeschickte Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege machte er sich bei den Einwohnern im höchsten Grade verhaßt. Nicht minder mißliebig wurde er bei dem Heere; seine steten Neuerungen waren Allen lästig; er verstand es durchaus nicht, den Geist der Einheit und Zusammengehörigkeit zu pflegen, wie Buonaparte und Kleber. Im Allgemeinen war das Land jetzt ruhig, aber schon im folgenden Jahre erdröhnten die Kriegstrommeten wieder.

Es war am 8. März 1801, als eine englische Flotte bei Abukir vor Anker ging und etwa sechzehntausend Mann an das Land stiegen. General Menou schickte nur eine so kleine Truppe dahin, daß diese die Ausschiffung der Engländer nicht verhindern konnte, vielmehr fünf Tage später geschlagen und zurückgetrieben wurde. Nun eilte Menou selbst mit allen verfügbaren Streitkräften herbei. Am 21. März kam es zu einer neuen Schlacht, welche in Folge der gänzlichen Unfähigkeit des Obergenerals wieder verloren ging.

Jetzt folgte Schlag auf Schlag. Am 26. März segelten 57 türkische Schiffe mit sechstausend Mann in den Hafen von Abukir. Ueber die Landenge von Suez her kam der türkische Großwessir mit 25,000 gedienten Kriegern. Menou vertheilte ungeschickter Weise sein kleines Heer. Auf allen Seiten geschlagen, zurückgeworfen, wurden die Franzosen endlich in Kairo belagert. Die Pest wüthete wieder in der Stadt. Die Zahl der Soldaten, welche täglich in die Spitäler kamen, stieg bis auf 150, während die ganze französische Besatzung nur 6000 Mann zählte. Trotz der Erfahrung und des Eifers der Aerzte starb beinahe die Hälfte der Kranken. Von der Einwohnerschaft Kairo's erkrankten binnen vier Monaten über vierzig Tausend; von diesen starb weit über die Hälfte.

Endlich ward am 28. Juni eine Uebereinkunft unterzeichnet, in Folge deren die Franzosen nach zwölf Tagen die Stadt verließen, den nächsten Weg nach dem Meere marschirten und von dort aus auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht wurden.

Eine nennenswerthe französische Besatzung befand sich noch in Alexandria, wo Menou selbst kommandirte. Die unter dem unfähigen Menschen dienenden Generäle geriethen in Verzweiflung, daß sie seine hirnlosen Befehle ausführen mußten; aber da war Nichts zu machen. Am 2. September 1801 wurde auch diese Stadt verlassen.

Ein solches Ende nahm die französische Expedition nach Aegypten, welche so großartige Erwartungen rege gemacht hatte. Drei Jahre hatte sie gedauert, vielen Tausenden von Menschen das Leben gekostet; das Wunderland des Nil zu einer französischen Kolonie zu machen, war nicht gelungen. Traurig kehrten die Ueberreste des stattlichen französischen Heeres wieder heim.

Und doch war selbst der verunglückte Zug nicht vergebens! Araber und Türken wurden bekannt und vertraut mit unserer abendländischen Kultur, und wir lernten eine Kultur der Vergangenheit kennen, — deren sich das Volk Aegyptens schon vor Tausenden von Jahren erfreute. Die französischen Gelehrten brachten Sammlungen von unbezahlbarem Werthe mit heim; sie hatten Beobachtungen angestellt, welche ein ganz neues Licht über längst vergangene Zeiten und über ein dahingegangenes großes Volk verbreiteten.

Bisher war das alte Aegypten ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen; jetzt ward es geöffnet. Die Kenntniß der Sitten und Gebräuche des weisesten Volkes des Alterthums, altägyptische Kultur und Geschichte, — Alles ward uns klar. Ein sehr umfangreiches, daher natürlich auch sehr theures Prachtwerk, ausgestattet durch viele vortreffliche Kupfertafeln, ist von den französischen Gelehrten herausgegeben worden. Aus ihm lernte man erst kennen, wie das alte Aegypten dereinst beschaffen gewesen, und welch' kostbare Denkmäler vergangener Zeit heute noch daselbst zu finden sind.

Seit jener Zeit wurde das gewonnene Material unablässig durchforscht; und nun eilten Jahr für Jahr andere Gelehrte an die Ufer des Nil, um neue Schätze zu heben; Deutsche, Engländer, Franzosen und Italiener machten sich den Rang streitig, wer am Meisten leiste in der Ergründung ägyptischer Alterthümer; Sammlungen wurden allerwärts angelegt; nicht nur London, Paris, Turin, Rom, Wien, Berlin, Florenz, Leyden, Neapel, — auch Petersburg, Mailand, Prag, Haag, Dresden, Leipzig, Cambridge, Kopenhagen, Frankfurt a. M., Genf u. s. w., selbst New-York haben ihre ägyptischen Sammlungen. Die Literatur über das alte Aegypten ist schon so groß, daß sie kaum mehr zu übersehen ist. Das große Kupferwerk der französischen Gelehrten ist durch ein anderes, noch prächtigeres eines deutschen Gelehrten, des trefflichen Lepsius in Berlin, schon weit übertroffen, aber — den Franzosen bleibt doch das Verdienst, zuerst das Zauberwort gesprochen zu haben: „Sesam, thu' dich auf!"

Das Intereſſe für Aegypten iſt heutigen Tages ſo lebhaft, daß man ſich einer näheren Kenntniß jenes Wunderlandes gar nicht mehr verſchließen kann. Wer von den wanderluſtigen Engländern das Geld dazu hat, zieht an den Nil, wie die minder Begüterten den Rhein befahren; deutſche Gelehrte ſind Jahr ein, Jahr aus drüben in den Trümmern der ſo unendlich großen Vergangenheit. Wenn du hinüber kommſt, — in den Ruinen der alten Tempel findeſt du Landsleute; denn auch bei uns iſt es ſchon Mode geworden, daß die Reichen ſich nicht mehr mit einem Ausfluge nach der Schweiz, oder nach Italien begnügen; ſie gehen jetzt bis zu den Katarakten des Nil.

Und wer nicht in Wirklichkeit dahin wandern kann, wem die Schwingen gebunden ſind, — der betrachte wenigſtens ägyptiſche Ruinen in ſeinem Stereoſkope. Eine ganze Karawane von franzöſiſchen Malern und Photographen iſt Ende des Jahres 1861 nach Alexandria aufgebrochen, ihr folgte bald nachher der Reiſe- und Jagdzug des Herzogs von Sachſen-Koburg, ſowie der Prinz von Wales mit ſeinen Begleitern, um das Wunderland mit eigenen Augen zu ſehen, und ſeitdem ſind von Unternehmern in Wien und Trieſt „Geſellſchafts-Vergnügungsreiſen" eingerichtet worden, durch deren Benutzung man um verhältnißmäßig wenig Geld die Ufer des Nil ſehen kann. — Gleich wahr, wie ſchön ſagt Profeſſor Brugſch:

„Die franzöſiſche Expedition, glorreicher für die Wiſſenſchaft, als für die Waffen Frankreichs, eröffnete von Neuem Aegypten und lehrte den Reichthum der Denkmäler des höchſten Alterthums kennen, welche das Land des Nil in unermeßlicher Fülle theils über, theils unter der Erde birgt. Geweckt vom Donner der Kanonen unter den Pyramiden, erhob ſich die Göttin des Nilthales aus ihrem tiefen, tauſendjährigen Schlummer".

Der letzte Tag in Aegypten.

Das heutige Alexandrien.

Schluß.

Blick in die Gegenwart.

Woran ein alter Aegypter sein Land wiedererkennen würde. — Die alte Sprache. — Ein Besuch in den Katakomben. — Antiquitäten-Händler. — Das Leben der Fellah. — Atbo. — Said-Pascha und Mariette. — Ismael Pascha. — Wunderbare ägyptische Alterthümer 1867 in Paris. — Lesseps und der Suez-Kanal. — Fingerzeige für Reisende in Aegypten. — Nilfahrt. — Kairo und Umgebung. — Das Wort eines ägyptischen Priesters.

Wenn heute ein alter Aegypter wiederkäme, und wir führten ihn in das Land seiner Väter, in sein Land, und sprächen zu ihm: „Erkennst du es wieder, dein vielgeliebtes, dein herrliches Kemi?“ dann würde er verwundert sein ernstes Haupt schütteln, uns staunend anblicken und antworten: „Hier ist nicht Kemi. Mein Kemi war ein prachtvoller Garten, wie es keinen zweiten gab auf Erden. Hier aber ist ja nur Armuth und Dürftigkeit. Und gar dieses Volk! Woher stammt und kommt dies schmutzige Volk? Das sind ja nicht einmal Kuschi.“ Mit Verachtung würde er sich abwenden, der alte Aegypter, der stolze Rem-eu-Kemi.

Wir führen ihn weiter! Dort erscheinen die Minarets der Moscheen Kairo's am Horizonte. „Sonderbare, mir gänzlich fremde Stadt!“ murmelt der Alte.

Aber nun wenden wir uns nach Südwesten, wo das Gebirge in eine hundert Fuß hohe Terrasse ausläuft. Da bleibt er plötzlich stehen; sein Auge sieht starr nach Einem Punkte; er zittert, er fällt auf die Kniee, —

„Die Pyramiden! Die Pyramiden!“ ruft er aus und beuget das Haupt und küßt die heilige Erde.

Ja, die Pyramiden sind das Wahrzeichen, welches dem Fremden sagt, daß er wirklich in Aegypten ist; alles Uebrige ist verwüstet oder liegt in Trümmern.

Am furchtbarsten hausten die Sarazenen. Was die Perser und Griechen übrig gelassen, was römische Wuth und christlicher Fanatismus verschont, — das fiel unter den gewaltigen Streichen dieser Bekenner des Islam. So groß war die Zerstörungssucht dieser Weltenstürmer, daß unter ihren bluttriefenden Händen ganze Städte von der Erde verschwanden. Die Hauptstadt Memphis haben sie vollständig zerstört. Die Stätte, wo Moses seine Wunder verrichtet, wo der berühmte Tempel des Ptah gestanden, wo Psammetich, Apries und Amasis gelebt, ist nur noch kenntlich als ein weites, ödes Feld, hügelig, bedeckt mit unzähligen zerbröckelten Steinen, den Ueberresten der ehemaligen Prachtbauten, Paläste und Tempel der Hauptstadt. Mit den Steinen des zertrümmerten Memphis hat man drüben am östlichen Ufer Kairo gebaut.

Und die alten Einwohner, wo sind sie? Wo sind die Nachkommen des großen Sesostris?

Als die Sarazenen vor jetzt tausend Jahren das Land eroberten, verschwand das Christenthum wieder und mit ihm die alte Sprache. Der Halbmond trat an die Stelle des Kreuzes und das Arabische an die Stelle des Aegyptischen. Nur wenige widerstandsfähige Muthige flohen mit ihrem Christenthume und ihren kirchlichen Schriften in den fernen Süden und erhielten sich da zwischen den Bergen, bis die Zeiten des Sturmes vorüber waren und — ihre Kindeskinder wieder zum Vorscheine kommen konnten. Das sind die Kopten, die jetzt noch Christen sind und sich als Dolmetscher, Makler, Kommissionäre und dergleichen ihr Brot erwerben. Sie sprechen jetzt auch Arabisch, können kein Wörtlein Aegyptisch mehr; und dennoch sind ihre ägyptischen, mit griechischen Buchstaben geschriebenen Bibeln und Gebetbücher die Hauptquelle für die Sprachstudien der Aegyptologen. Das Koptische ist nichts Anderes als entstelltes Aegyptisch, mit entstellten griechischen Buchstaben geschrieben. Aber, wie gesagt, die koptischen Priester lesen die Gebete vor, ohne ein Sterbenswörtchen davon zu verstehen.

Bei diesen Kopten ertönen also noch ägyptische Klänge. Sie selbst sind Nachkommen jener Bevölkerung, die vor tausend Jahren noch an den Ufern des Nil wohnte, aber sich damals schon mit den Griechen und Römern vermischt hatte. Daher gleichen sie in ihrer Gesichtsbildung auch durchaus nicht den Statuen und Bildern, die wir von alten Aegyptern besitzen.

So ist denn Alles dahin geschwunden, wodurch Kemi groß und berühmt war. Von der altägyptischen Pracht und Herrlichkeit ist Nichts mehr zu sehen.

An den Ufern des heiligen Jaro lebt jetzt ein anderes Volk, das keine Ahnung hat von der hehren Vergangenheit seines Landes, von der hohen Kultur, die schon vor Tausenden von Jahren blühete, dort zwischen den gelben Bergen. Selbst die Todten ruhen nicht mehr in ihren Gräbern!

Digitized by Google

Wenn du jetzt kommſt zu den Bergen im Weſten, wenn du die Eingänge aufſuchſt, welche die Pforten waren zur Wiedervereinigung mit Amun, dem Unbegreiflichen, — dann ſiehſt du davor ſitzen ein ſchmutziges Fellahweib, und um dies her kauern drei oder vier häßliche Kinder, die — wo möglich — noch ſchmutziger ſind als ihre Mutter. Sie laſſen dich eintreten, denn du biſt ja ein Fremder, und die Fremden bringen Geld. Sie geben dir auch eine Fackel mit, denn es iſt dunkel drinnen in den Bergen in den unterirdiſchen Gängen und Sälen. Eines der ſchmutzigen Kinder begleitet dich.

Vorſichtig gehſt du hinein. Schwarzer, kohlenähnlicher Staub bedecket den Boden. Trittſt du in das erſte Gemach, ſo findeſt du dich in Geſellſchaft von Schafen und Ziegen. Zwiſchen ihnen liegt ihr Beſitzer, deſſen Farbe kaum noch etwas heller iſt, als der Staub, auf dem er ruht. Träge hebt er ſich empor, aber ſein Auge ſiehſt du funkeln bei dem Scheine deiner Fackel, — du wirſt ihm ja Geld geben. Es iſt aber auch ſchon Mancher, der hineingegangen, nicht mehr geſehen worden, — der Todte ruht bei den Todten.

Und der gierige Uſurpator dieſer Grabeshöhle fährt mit ſeinen golddurſtigen Fingern in ſein Gewand und bringt ein paar kleine Figürchen zum Vorſchein, — einen Ra, eine Iſis, eine Paſcht, — welche er in dem Leibe einer Mumie gefunden hat, oder wenigſtens gefunden haben will, und bietet ſie dir zum Kaufe an. Der Preis iſt hoch, den der Mann fordert; aber es iſt zu rathen, daß du dich jeden Falls mit ihm verſtändigſt, denn — — unter der Erde giebt es keine Polizei.

Du willſt nicht länger hier verweilen? Du kannſt es nicht aushalten bei den Schafen und Ziegen, hier in dieſer Luft, gegen welche die Atmoſphäre einer Menagerie noch reiner Sauerſtoff iſt? Gut; der Fellah führt dich weiter hinein durch enge Gänge, durch weite Säle, bald wagerecht, bald ſchief abwärts tief unter den Boden. Aber ſei vorſichtig, verlaſſe dich nicht zu ruhig auf deinen Führer; mit eigenen Augen ſehen, daß man in keinen Schacht ſtürzt, iſt ſicherer; und etwas Mißtrauen ſchadet hier auch nicht.

Wenn du dem Manne lange genug folgſt und ihm ein beſonders gutes Trinkgeld verſprichſt, führt er dich vielleicht an einen Platz, wo noch ein paar Mumien in ihren Särgen zu ſehen ſind. Viele laſſen ſich nicht mehr finden. Die Habgier hat ſchon ſehr aufgeräumt. Die Luft iſt erſtickend hier, tief unter der Erde. Du kehrſt um? Du thuſt wohl daran. — Aber was iſt denn dieſer ſchwarze Kohlenſtaub, in welchen man oft fußtief einbricht?

Das ſind die zertretenen Leiber der Alten; das ſind Mumien, welche mit frevelnder Hand zerbröckelt worden ſind, damit für die in ihnen verborgenen Kleinodien Geld gelöſt werde, und die man dann an den Boden geworfen.

Das ſind die zertretenen Leichen der Zeitgenoſſen eines Chufu, eines Seſoſtris, eines Rhampſinit. Hüte dich, hüte dich, daß nicht ein Funken deiner Fackel hineinfalle; er zündet augenblicklich, und raſch eilt die Flamme weiter in dem Pulverſtaube; ehe du es nur denken und fürchten kannſt, ſind die Gänge mit Feuer gefüllt, und dann — wehe, wehe dir!

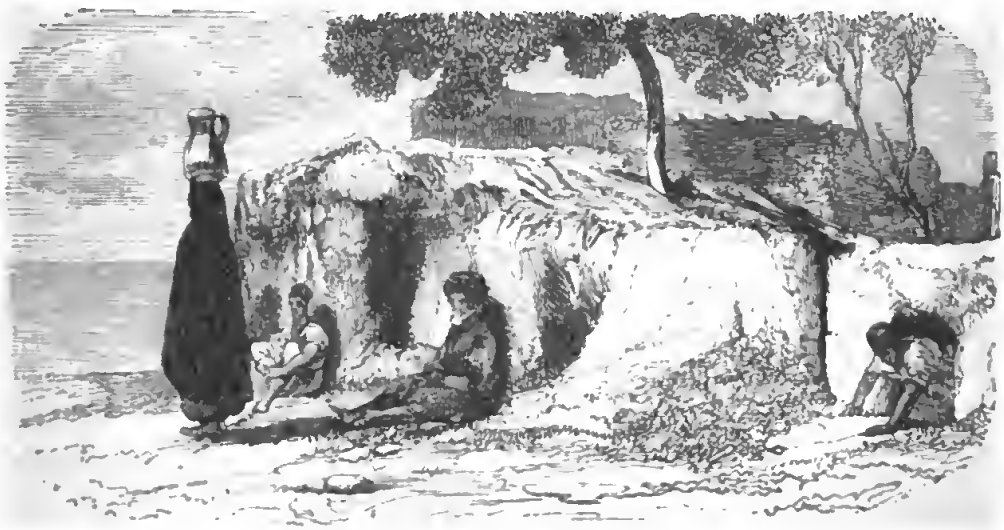
Du trittſt heraus und athmeſt tief auf in der friſchen Luft. Der Bewohner der Grabeshöhle folgt dir bald nach und bringt eine noch unverſehrte Mumie mit, die er in einem benachbarten Stollen geholt. Vor deinen Augen wird die Leiche mit geübter Hand zertrümmert, ausgeleert und — dann in's nahe Feuer gelegt. Mit der Mumie eines alten Aegypters kocht die Fellah-Mutter ihren Kindern den Brei. Die morſchen Leichname ſind für dieſe Leute das hauptſächlichſte Brennmaterial.

So ſah es bis vor wenigen Jahren dort aus! Alles zerſtört, Alles verwüſtet, Alles in Trümmer! Die ganze Gegend glich einem Schlachtfelde, mit Gebeinen und Fetzen von Leichentüchern bedeckt. Die ſchönſten Särge wurden rückſichtslos in Stücke zerſchlagen, die Mumien mit der Art zerhauen, zerriſſen, zerwühlt, um einen Edelſtein oder ein Blättchen Gold, womit die Nägel der Finger und Zehen bedeckt waren, oder einen Ring, ein Halsband oder ein Statuettchen von Bronze zu finden. Denn damit wird ein großer Handel getrieben. In Kairo ſind ganze Magazine angefüllt mit ſolchen Dingen, die um vieles Geld an die Reiſenden, namentlich an Engländer, verkauft werden. Aber man fabrizirt auch daſelbſt ſehr ſchöne Alterthümer; Töpfe, Schalen, Götterbilder, Armringe, Halskragen, alles nur Erdenkliche machen geſchickte Fabrikarbeiter ſo täuſchend nach, daß es ſelbſt einem Kenner ſchwer fällt, die Täuſchung zu entdecken. Fragſt du einen Antiquitätenhändler: „Iſt Das aber auch echt?“ ſo wird er dir antworten: „O, mein Gebieter, was denkſt du von deinem Knechte? Es giebt auch Nachgemachtes, freilich. Aber daß der Käfer echt iſt, das ſiehſt du doch auf den erſten Blick, und die Baſtſandalen ſind ja getragen und abgenutzt. Ich werde dir doch — bei Allah — Nichts für alt verkaufen, was nicht alt iſt! Uebrigens will ich es dir ſchriftlich geben, daß die Dinge echt ſind. — Siehſt du, ich war ſelbſt bei der Ausgrabung, — Allahu akbar, Gott iſt ſehr groß. Du weißt, droben bei Gurnah, wo die alte Hauptſtadt Theben geſtanden hat, im Thale Biban el Moluk, wo die Königsgräber ſind, iſt gleich links ein Seitenthal. Von dem zweigt ſich ganz hinten ein ſehr enges Thälchen wieder nach rechts ab. Dort haben wir vor zwei Monaten den Eingang eines bis dahin unbekannten Grabes entdeckt, Allah kerim, Gott iſt barmherzig.“ Und ſo weiter. Der Mann müßte ſein Geſchäft ſchlecht verſtehen, wenn er dich nicht gründlich überführte, daß ſeine Waaren echt ſind. Er beweiſt dir es ſogar durch Zeugen aus der Nachbarſchaft. Eine Hand wäſcht die andere; morgen ſteht er wieder Zeuge zu Allem, wozu ihn ſein Nachbar verlangt. — Ja, dieſe Geſchäftsleute ſind ſo verſchmitzt, daß ſie die Trümmer der durch die Fellah zerſchlagenen Mumien wieder zuſammenleimen, neu umwickeln und als unverſehrte Mumien verkaufen.

„Du findeſt den Preis zu hoch?“ fragt der Kaufmann erſtaunt, wenn du auf ſeine Forderung nicht ſogleich eingehſt. „O, Herr, weißt du denn, daß ich vielleicht für das Doppelte, ja Dreifache Gold und Kleinodien in der Leiche finden könnte, wenn ich ſie nur öffnen wollte? Aber ich mag das nicht thun, weil wohlerhaltene Mumien jetzt ſehr ſelten und ſehr geſucht ſind.“

Kurz, er überzeugt dich, und du kaufst die „wohlerhaltene, unversehrte, noch mit allen Binden umwickelte“ Mumie. Lasse sie so eingewickelt und freue dich deines Erwerbes; denn wenn du sie untersuchtest, könntest du finden, daß sie zwei rechte Beine hat, und daß ein großes Loch in der Brust mit Stroh ausgestopft ist. — Wozu hätte auch Allah die Reisenden geschaffen, wenn man sie nicht betrügen dürfte? — —

Du suchst die alten Städte am Nil und findest elende Dörfer, die Bewohner in einem entsetzlichen Schmutze; eine Masse beißenden Ungeziefers, gegen das nur die Haut eines Fellah gefühllos herzuhalten vermag. Das Volk ist über alle Beschreibung faul, verschmitzt und diebisch. Habe daher ein wachsames Auge auf Alles, was du mit dir führst; lege Nichts neben dich auf den Boden; wenn du dem Araber auf die Hände siehst, so stiehlt er mit den Füßen und vergräbt das Deine in den Sand. Bist du weg, so findet er's schon wieder.



Wohnung ägyptischer Fellah.

Die Fellah sind so arm, daß sie nur zweimal im Jahre Fleisch essen, am Kitschi-Beiram (Schluß der Fasten, also ungefähr entsprechend unserem Osterfeste) und am Kurbaan-Beiram, 70 Tage nach jenem; sonst sind rohe Zwiebeln und ein schlechtes, über getrocknetem Miste gebackenes Brot Jahr ein, Jahr aus fast die einzigen Nahrungsmittel der Bauern. Glücklich schätzt sich, wer zuweilen etwas saure Milch, Käse, Honig oder Datteln haben kann.

Die Wohnungen der Fellah sind nur aus Erde gemacht und gleichen eher den Höhlen der wilden Thiere, als menschlichen Häusern. Sie sind etwa acht Fuß hoch und haben vorn eine niedere Oeffnung, durch welche die Familie ein- und auskriechen kann. Fenster giebt es darin nicht. Von verschiedenen Zimmern ist keine Rede; das Ganze ist eine künstliche Erdhöhle, die man, da sie dieselbe Farbe wie der Boden hat, von der Ferne nur selten von diesem zu unterscheiden vermag. Einige Töpfe sind der einzige Hausrath eines Fellah;

Bett, Stuhl, Tisch und dergleichen sind ihm sehr entbehrlicher Luxus. Ein Fellah-Dorf sieht aus wie ein niedriger, unregelmäßiger, zerrissener Erdhügel, dessen Seiten von drei bis vier Fuß hohen Löchern durchbrochen sind.

Welch' ein Unterschied zwischen dem früheren weltberühmten Reichthum der alten Aegypter und der Armuth dieser Elenden, welche nur noch auf und von den Trümmern einer ehrwürdigen Vergangenheit leben! Das zeigt sich namentlich in den größeren Orten, welche wirkliche Häuser besitzen. Tritt in eine solche Hütte! — die Treppen gehören zu einer mit Reliefbildern geschmückten, bemalten Tempelwand; der steinerne Tisch ist ein Stück von dem Palmenkapitäl einer Säule; der Klotz, auf welchem die Frau das Bischen Knüppelholz hackt, ist das ehrwürdige Haupt einer Statue der Königin Ramake.

Die Tempelruinen waren zur Hälfte unter Flugsand begraben. Oben auf das flache Dach des großen Tempels von Atbo, bei dem heutigen Edfu, wurde nach und nach ein ganzes Dorf gebaut. Was von dem Tempel noch aus dem Sande heraus sah, diente als Damm bei den Ueberschwemmungen. In das Tempeldach, d. h. den Boden ihrer Hütten, brachen die Bauern Löcher, und da hinein warfen sie ihren Kehricht. Nur Trümmer und immer wieder Trümmer! Die Obelisken sind umgestürzt oder in andere Länder ausgeführt, — 22 stehen jetzt in den verschiedenen Hauptstädten Europa's, — die Bildsäulen sind zerschlagen, den Sphinxen die Köpfe abgehauen; und diese grauenvolle Zerstörung hat bisher zugenommen von Jahr zu Jahr! Die Europäer waren unermüdlich, in ihre Museen Alles zu führen, was irgend transportabel war, — hat man doch sogar ganze Gräber ausgebrochen und in Berlin wieder aufgestellt! Gleich eifrig waren die Eingeborenen im Zerstören und Fortschaffen.

Endlich wurde diesem Vandalismus ein Ziel gesetzt. Angeregt von den Franzosen faßte der vorige Vizekönig von Aegypten, Saïd Pascha, den Entschluß, zu retten, was von den Alterthümern seines Landes noch irgend zu retten sei. In Bulak, der Hafenstadt Kairo's, hat er im alten Tempelstile einen Glaspalast errichten lassen, welcher aus einem Vorhof und vier Sälen besteht, deren größter allein 150 Fuß lang und 54 Fuß breit ist. Hier sollen alle transportablen Denkmäler, welche sich noch vorfinden, aufgestellt werden; was aber nicht zu transportiren ist, soll vor jeder ferneren Beschädigung geschützt sein. Dem französischen Gelehrten Mariette gab er zur Ausführung seines Planes unbeschränkte Vollmacht; er konnte jeden Eingeborenen (aber freilich keinen reisenden Engländer), der Etwas zerstören oder entwenden wollte, sofort einstecken lassen; konnte Hunderte von Arbeitern anstellen und — durfte Geld verbrauchen, so viel er wollte; der Vizekönig trug mit großer Bereitwilligkeit alle Unkosten.

Und August Mariette, der den Titel Bey erhalten hatte, machte von der ihm verliehenen Gewalt und den ihm gewährten Geldmitteln den umfassendsten Gebrauch. Er ließ Sphinxe und Bildsäulen, welche unter dem

Sande begraben waren, wieder an das Tageslicht schaffen, Felsengräber öffnen, Tempel, die nur noch mit ihrem obersten Theile aus dem Boden sahen, wieder vollkommen frei legen. Das Dorf auf dem Dache des großen Tempels von Atbo (über 100 Hütten) ließ er abreißen und anderwärts wieder aufbauen. Für das neue Museum in Bulak sammelte er während der Jahre 1858—1861 mehr denn 18,000 Gegenstände an. Im letztgenannten Jahre kehrte er, freilich sehr leidend, vor der Hand wieder nach Frankreich zurück, um ein umfassendes gelehrtes Werk über seine großen ägyptischen Arbeiten herauszugeben.

In der ersten Hälfte des Jahres 1863 starb ganz plötzlich der Vizekönig von Aegypten, und es stand Anfangs zu befürchten, sein Nachfolger werde den Alterthümern weniger Aufmerksamkeit und Theilnahme widmen; aber glücklicher Weise hatte man sich darin getäuscht. Ismael Pascha bewilligte vor Allem, daß die Publikation des kostbaren Werkes, welches die von Mariette-Bey zu Tage geförderten Alterthümer beschrieb und bildlich darstellte, auf seine Kosten fortgesetzt werde; erneuerte die Vollmacht, welche sein Vorgänger dem trefflichen französischen Gelehrten gegeben hatte; ernannte ihn zum „General-Direktor der Pflege der ägyptischen Alterthümer" und ermunterte ihn, in der umfassendsten Weise seine Ausgrabungen fortzusetzen.

Eine kleine Probe der wunderbaren Schätze, welche jetzt das Museum in Bulak birgt, hat uns Ismael Pascha im Sommer 1867 in Paris sehen lassen, indem er dort als Theil der internationalen Ausstellung einen ägyptischen Tempel errichten und in diesen eine Sammlung verschiedener leicht transportabler Denkmäler bringen ließ. Wer die Ausstellung besucht hat, erinnert sich ohne Zweifel dieser kleinen, aber merkwürdigen Sammlung.

Da waren unter den ausgestellten Bildsäulen die beiden weltberühmt gewordenen Statuen des Königs Schafra (s. Seite 108), des Vollenders der größten Pyramide, im Jahre 1860 von Mariette-Bey aus einem Schachte bei der großen Sphinx ausgegraben, unvergleichlich schöne Werke ägyptischer Bildhauerei. Die eine stellt den König etwa in seinem dreißigsten Lebensjahre dar, die andere in vorgerückterem Alter. — Ferner stand da die hölzerne Statue eines aufrecht stehenden Mannes, welcher den Befehlshaberstab in der Hand hält. Der lebhafte Ausdruck des Gesichtes wird erhöht durch die überaus kunstvoll gearbeiteten Augen. Die Augenlider sind von Bronze, der Augapfel ist weißer, undurchsichtiger Quarz, die Pupille ist ein durchsichtiger, farbloser Bergkrystall, hinter welchem (im Mittelpunkte des Augapfels) ein dunkler Nagel angebracht ist, wodurch das Auge einen merkwürdigen Glanz erhält. Und diese Bildsäule ist 6000 Jahre alt! — Weiter sah man da die lebensgroße Statue der Königin Ameniritis, mit wunderbarer Feinheit in Alabaster ausgeführt; einen drei Fuß hohen Apis von Serpentin; drei Frauen (Kalkstein), welche Brotteig kneten, u. s. f. In großen Glaskasten befanden sich kleinere Seltenheiten, unter welchen die Kleinodien der Königin Eahhotep den ersten Rang einnahmen, — eine prachtvolle goldene Kette, Armbänder von Gold und Perlen, goldene Dolche, fein geschnittene Siegelsteine, kostbare

Halskragen von Gold und Edelsteinen, ein eben so kostbares Diadem, ein Armring in Gestalt eines Geiers mit ausgebreiteten Flügeln, bei welchem jedes einzelne Federchen ein mit Gold eingefaßter Edelstein ist; auch viele ähnliche Kostbarkeiten, unter Anderem auch ein gegen 2 Fuß langes Bootchen mit 12 Ruderern. Diese Ruderer sind von Silber, der Herr des Schiffchens, der Kapitän und der Steuermann von massivem Gold. — Wer diese Sammlung aufmerksamen Auges betrachtete, mußte staunen über diese Kunstleistungen der Aegypter — vor Tausenden von Jahren, da das gefeierte Griechenland noch gar nicht in der Geschichte existirte.

Mariette-Bey hat mit unermüdlichem Fleiße das Unglaubliche geleistet. Wer heute Aegypten besucht, hat einen ganz anderen Genuß, eine viel reichere Belehrung, als er sie noch vor wenigen Jahren haben konnte. Wo noch vor zehn Jahren nur ein Kapitäl aus dem Flugsande sah, steht jetzt eine ganze Säule frei da; statt des Daches eines Tempels sieht man jetzt das ganze Gebäude. Freilich, was zerstört, zertrümmert, zerschlagen ist, das ist hin und kann auch nicht wieder ersetzt werden.

Und dessen ist allerdings namenlos Viel! Berechnet man doch die Zahl der unter Theodosius bei der gewaltsamen Einführung des Christenthums (s. S. 284) zerstörten Bildsäulen allein auf vierzig Tausend! Aber es ist nun wenigstens dafür gethan, daß jetzt Nichts mehr zerstört oder entwendet wird. Niemand darf irgendwo Ausgrabungen machen, ohne besondere Erlaubniß des General-Direktors; dieser aber läßt systematisch mit großer Sachkenntniß alle halb verschütteten Denkmäler wieder blos legen, öffnet unterirdische Tempel und Gräber, sammelt kleinere Alterthümer in das Museum und hat ein sehr wachsames Auge auf die diebischen Fellah, die sonst ein großes Geschäft mit ägyptischen Antiquitäten trieben. Erst jetzt bekommt man ein lebendiges Bild von altägyptischer Größe und Herrlichkeit. Wer die Reise an die Ufer des Nil unternimmt, wird sich reichlich belohnt fühlen für die mancherlei Mühen und kleinen Unannehmlichkeiten, die mit jeder Reise verbunden sind.

In den Katakomben. (S. S. 315.)

Ueberſichtskarte des Kanals von Suez.

Noch eines anderen großartigen Werkes muß gedacht werden, welches gegenwärtig in Aegypten ausgeführt wird. Die Alten hatten bereits eine Verbindung des Mittelländiſchen Meeres mit dem Rothen Meere hergeſtellt, und zwar durch Benutzung des öſtlichſten Nil-Armes; allein der Kanal wurde von Arabern und Türken nicht im Stande gehalten, verſandete nach und nach, und die Verbindung war dahin. Die Neuzeit aber kam wieder auf die außerordentliche Bedeutung zurück, welche ein ſolcher Kanal hat, und zog die Wiederherſtellung deſſelben in Betracht. Im Jahre 1846 trat eine Geſellſchaft von Engländern, Franzoſen und Oeſterreichern zuſammen und faßte den Plan, einen Kanal anzulegen, welcher direkt von dem Mittelmeere durch die dreißig Stunden breite Landenge von Suez in das Rothe Meer führe. Allein es blieb bei dem Plane, und die Ausführung kam nicht. Acht Jahre ſpäter wurde der ausgezeichnete Ingenieur Ferdinand de Leſſeps von dem Vizekönig von Aegypten nach Kairo berufen, um ſeine Anſicht über den genannten Kanal auszuſprechen. So groß auch die Schwierigkeiten waren, Leſſeps behauptete, ſie ſeien ſicher zu überwinden, er wolle ſelbſt dafür eintreten; und ſeine Rede war ſo überzeugend, daß ihm Saïd Paſcha ſogleich die Leitung der ganzen Arbeit übergab und ihn mit allen nöthigen Vollmachten ausrüſtete.

Es ist wohl zu beachten: Nicht die Anlegung des Kanals an und für sich bot die größten Schwierigkeiten, sondern die Verwandlung einer unwirthbaren Sandwüste, welche kein grünes Blatt und keinen Tropfen Wasser aufweist, in ein bewohnbares Land, wo Zehntausende von Menschen leben und es aushalten können. Aber Lesseps hat alle Schwierigkeiten mit Geist und Energie überwunden; ein großer Theil des Kanals ist bereits fertig; der Rest geht seiner baldigen Vollendung entgegen. Die neue Wasserstraße wird 40 Stunden lang, 180 Fuß breit und 25 Fuß tief. Machen wir in Gedanken einen Ausflug nach diesem Riesenwerke, würdig der großen Thaten des alten Aegyptens und gewiß geeignet, den Namen seines Unternehmers auf die fernsten Zeiten zu bringen.

Von Kairo aus fahren wir auf der Eisenbahn gen Alexandria bis zur Station Benah. Hier führt eine Zweigbahn nach Zagazig an dem östlichsten Arme des Nil. Zagazig ist aber an dem Punkte erbaut, wo ehemals die Stadt Bubastis stand, und die Spuren des alten Kanals, welcher von hier nach dem Rothen Meere führte (s. S. 33), waren leicht wieder aufgefunden. Lesseps ließ diesen alten Kanal wieder vom Flugsande reinigen, vertiefen und erweitern, wo es nöthig war, und machte so die Wasserleitung daraus, welche den Arbeitern in der Wüste das süße Wasser des Nil zuführen mußte, damit diese überhaupt leben konnten. Einstweilen dient dieser „Süßwasserkanal" auch zur Verbindung der Hauptstadt mit dem Bauplatze, und es fahren zahlreiche Nilboote auf demselben hin und her. Das Thal (Wadi), durch das er führt, ist sehr fruchtbar; Citronen- und Orangen-Bäume schmücken das Ufer, und 20,000 Maulbeerbäume beweisen, daß bedeutende Seidenzucht getrieben wird.

Das Dörfchen Tell el Kebir liegt an der Grenze der Wüste. Hier wohnt in einem arabischen Schlosse der Inspektor des Thales und des Süßwasserkanals, der dem Fremden gern erlaubt, auf das Dach seines Hauses zu steigen und von da nach Westen zu schauen in das ägyptische Paradies mit seiner orientalischen Vegetation — und nach Osten in die Sandwüste, wo kein grünes Blatt zu finden, wo Alles öde, leer und todt ist. Nur unmittelbar am Kanale ist hier und da ein Zeichen des Lebens sichtbar.

Drei Stunden weiter kommen wir nach Kasanine. Bis hierher fuhren wir auf dem alten Kanale der Pharaonen; dieser biegt nun rechts, nach Süden ab, Lesseps hat aber von hier die Straße in gerader Richtung weiter nach Osten führen lassen. Zugleich ließ er von hier einen Kanal südwestlich nach Kairo abstecken, um auch von dorther süßes Wasser zuzuführen, und um zwischen der Hauptstadt und Kasanine eine direkte Verbindung zu haben. An der Vollendung dieser Wasserstraße sind jetzt noch 80,000 Menschen thätig.

Etwa anderthalb Stunden östlich hat man bei dem Ausgraben drei riesengroße sitzende Bildsäulen von rothem Porphyr gefunden, welche den großen Ramses nebst zwei Gemahlinnen vorstellen sollen, kostbare Zeugen der hohen Vollendung der Bildhauerkunst in der schönsten Zeit des alten Pharaonen-Reiches.

Digitized by Google

Wieder nach ungefähr drei oder vier Stunden kommen wir nach Ismaïla, der von Lesseps aus dem Sande hervorgezauberten Hauptstadt der Wüste. Vor zehn Jahren war hier Nichts, gar Nichts zu sehen, als Sand und Himmel, Himmel und Sand, — und heute steht eine Stadt da von 9000 Einwohnern. Hier ist der Palast des Vizekönigs, eine Moschee, eine christliche Kirche, das Administrations-Gebäude, von welchem aus Lesseps das ganze ungeheure Werk leitet; hier stehen schon über tausend niedliche Häuschen, alle von Gärten umgeben, welche (freilich noch keine großen, alten Bäume, aber) Blumen die Fülle tragen; und da die Leiter der Arbeiten, also die tonangebenden Bewohner Ismaïla's, Franzosen sind, so finden wir hier ein vollständiges Paris, natürlich im Maßstabe von 200:1. Aber es sind da Kaffeehäuser und Kaffeegärten (Cafés chantants), Läden und Bazare, Hôtels mit wohlklingenden Namen, schöne Ufer (quais), kurz: Alles, was dem Franzosen lieb ist; es fehlt aber auch nicht an einem Spitale, an Arzt und Apotheke. Außer den Franzosen sind aber hier so ziemlich alle Nationalitäten vertreten, — Engländer und Italiener, Deutsche und Griechen, Türken und Tscherkessen, Nubier und Berberiner; und Trachten aller Art sieht man hier, auch solche, die nur noch aus einem einzigen Lappen um die Hüfte bestehen. Aber alle die Völkerschaften arbeiten friedlich und in Uebereinstimmung mit einander an dem Werke, das künftige Geschlechter preisen werden als eins der segensreichsten unserer Zeit.

Betrachten wir nun den eigentlichen See-Kanal von Norden nach Süden!

Am Mittelmeere ist eine Stadt geschaffen worden, Port Saïd, so genannt nach dem vorigen Pascha, dem Gründer des Unternehmens. Eine schmale Landzunge, von beweglichem Sande gebildet, durch die Fluten überschwemmt, so oft der Wind heftig von Norden blies, trennte den See Menzaleh von dem Mittelländischen Meere.

Es war nicht einmal der Boden zur Erbauung einer Stadt vorhanden, und heute steht Port Saïd, der Hafen des großen Kanals, hier; es hat 12,000 Einwohner, Zeughaus, Schiffswerfte, große Magazine, einen Leuchtthurm und Fabriken aller Art; überall sehen die langen Schornsteine heraus, überall hämmert's, klappert's, pocht's, braust's, rasselt's, sägt's und zischt's. Und, wie in Ismaïla, auch hier alle Völker der Erde und auch hier neben dem Unentbehrlichen das Angenehme; auch hier sieht man, daß die Tonangebenden Franzosen sind, die sich ihres Lebens freuen wollen, und die ihr Paris nachahmen, — hier sehen wir ein grand magasin du Louvre, einen Jardin Mabille, — es ist Alles wie am Seine-Strand, nur — ein Bischen kleiner.

Das Interessanteste ist aber ohne Zweifel die Fabrikation künstlicher Steine, — nicht kleiner Edelsteine, sondern mächtiger Blöcke zum Bauen der

Häfen, der Ufer und der Dämme. Zu zwanzig Theilen Sandes werden neun Theile hydraulischen Kalkes zugesetzt, und aus dieser Masse werden Blöcke von 280 Kubikfuß formirt, also sehr ansehnliche Steine; es wiegt auch ein jeder nicht weniger als 44,000 Pfund. Solcher Blöcke werden durch die aufgestellten Maschinen täglich 35 fertig; man braucht aber für die beiden Hafendämme deren allein fünfundzwanzigtausend.

Port Saïd hat bereits einen sehr merklichen Handel, und sein provisorischer Hafen hat schon viele Tausende von Fahrzeugen aufgenommen. Werden aber erst einmal die beiden eigentlichen Häfen fertig sein, kommt erst der Kanal einmal wirklich in Gebrauch, dann wird sich die junge Stadt in sehr kurzer Zeit zu einem bedeutenden Handelsplatze emporschwingen.

Südlich von Port Saïd führt der Kanal elf Stunden lang durch den See Menzaleh, ein stehendes Salzwasser von einem einzigen Fuß Tiefe über einem weichen Schlammboden. Hier waren Schwierigkeiten zu überwinden, welche noch weit größer waren, als am Mittelmeere, das auch am Ufer erst vertieft werden mußte, damit große Schiffe einfahren konnten. Aber siehe, Alles ist gethan, und Alles ist geglückt. Mitten durch den See laufen in einer Entfernung von 180 Fuß zwei feste Steindämme, welche sechs Fuß über das Wasser heraus sehen, und welche so fest und sicher sind, daß die schwersten Eisenbahnzüge über sie hingleiten, ohne daß die geringste Verschiebung oder Erschütterung dadurch entsteht. Und zwischen beiden Dämmen ist der Boden auf 25 Fuß Tiefe ausgebaggert. Bei der Arbeit selbst fand man, daß der Schlamm nur etwa drei Fuß Dicke hatte, und daß darunter ein sehr fester Lehmboden lag, der eine treffliche Grundlage für den Bau abgab.

Nachdem der Kanal eine schmale Landenge durchzogen hat, über welche der Karawanen-Weg nach Syrien führt, tritt er in den See Ballah, ebenfalls ein Salzsee, an dessen östlichem Ufer eine Stadt Kantara entsteht. Hier in der Nähe hat man einen altägyptischen Begräbnißplatz entdeckt, den nun Kanal-Arbeiter in ihren Freistunden eifrig durchwühlen, um Alterthümer zu finden. — Am südlichen Ufer liegt Ferdane, das auch einmal eine Stadt giebt, bis jetzt aber nicht viel mehr als eine einfache Station ist.

Nun kommen wir an einen sehr interessanten Theil des Weges, nämlich an die höchste Stelle des Bodens, wo also der tiefste Durchstich gemacht werden mußte. Man nennt diesen Sandhügel El Guisr, d. h. der Berg, und heute ist auf der Höhe ein Städtchen angelegt, welches denselben Namen trägt. Der Durchstich ist unten 200, oben 300 Fuß breit und in der Mitte 90 Fuß tief, dadurch aber, daß die ausgeschöpfte Sandmasse daneben wieder als Damm aufgeführt wird, entstehen zu beiden Seiten des Kanals Dünen von 180 Fuß Höhe. 250 Millionen Kubikfuß Sand mußten hier ausgegraben und weggeschafft werden! Das konnte nicht Menschenhand thun, obwol Hunderttausende an dem Kanale arbeiten; man hat eigene, von Dampf getriebene Maschinen dazu erfunden, von welchen jede durchschnittlich täglich 19,000 Kubikfuß Sand aushebt und daneben anhäuft.

Digitized by Google

Arbeiten am Suez-Kanal: Durchstich bei El Guisr.

Bereits ist die größte Schwierigkeit überwunden; die Arbeiten an dem höchsten Punkte der Landenge sind so ziemlich vollendet, und das Mittelländische Meer sendet schon seine Wasser durch die Sandberge von El Guisr.

Etwas südlicher kommen wir zuerst an die Villa des Vizekönigs, dann an Ismaïla, Beides auf dem westlichen Ufer; dann gelangen wir in den kleinen See Timsah, an dessen südlichem Ende ein großes Zeltlager für die Arbeiter aufgeschlagen ist, das nach dem Sohne Saïd Pascha's den Namen Tussum erhalten hat. Südlich davon erhebt sich der Boden noch bis zu 54 Fuß; auch hier mußte ein sehr bedeutender Einschnitt gemacht werden. Die Tausende von Arbeitern, welche dabei beschäftigt sind, haben sich auf der Höhe ein Lager aus recht netten Hüttchen und sauberen Baracken aufgeschlagen, welches mit der Zeit eine Stadt werden wird. Sie nennen es Serapeum.

Nun gelangen wir in den großen Bittersee und sodann an die letzte Station vor Suez, nach Kaluf-el-Terraba. Hier gab es eine Arbeit, die man auf der sandigen Landenge nicht hätte erwarten sollen: eine Felsenbank von Kalkstein hinderte die Weiterführung des Kanals, und 700,000 Kubikfuß Stein mußten erst durch Pulver weggesprengt werden, ehe die eigentlichen Kanal-Arbeiten beginnen konnten. Das letzte Stückchen der neuen Wasserstraße hat zum Bette wieder den alten Kanal der Pharaonen. Von Port Saïd bis Ismaïla fährt ein Dampfschiff gegenwärtig 10 Stunden, von Ismaïla bis Suez 12; wie viel Zeit später die großen Schiffe brauchen werden, die Landenge zu durchfahren, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Der Kanal ist jetzt noch nicht vollendet; er hat noch nicht die bestimmte Tiefe von 25 Fuß, Dämme und Uferbauten sind noch nicht überall fertig, — es bleibt noch genug zu thun, Herr von Lesseps hofft jedoch, ihn noch im Jahre 1868 vollenden und der Schifffahrt überweisen zu können. Am 15. August 1865 ist mit Benutzung des Süßwasserkanals das erste Kohlenschiff von Ismaïla direkt nach dem Rothen Meere gefahren.

Suez war noch vor wenigen Jahren ein armes, schmutziges Städtchen, nicht einmal unmittelbar an dem Meere gelegen; auch konnten die Schiffe nicht bis an das Ufer gelangen, sondern lagen eine halbe Stunde weit entfernt, so daß man erst mit flachgehenden Booten zu ihnen fahren mußte. Aber jetzt ist Alles verändert. Am Gestade des Meeres ist eine neue Stadt entstanden; da sind große steinerne Konsulats-Gebäude, alle mit bunten Flaggen geschmückt; daneben stehen einige Gasthöfe in europäischem Geschmack; Läden und Magazine werden errichtet; Werkstätten und Fabriken entstehen, es hämmert, pocht und braust bereits, und hier und da ragen die langen Schornsteine hoch über die Häuser empor, und die Compagnie der französischen Messageries hat ein bewundernswürdiges Bassin angelegt, in welches die größten Seeschiffe einlaufen, laden und ausladen können, und in welchem zugleich etwa nöthige Ausbesserungen und Wiederherstellungen beschädigter Schiffe vorgenommen werden können. Heute steigt man unmittelbar vom Hafendamme in das Dampfboot.

Digitized by Google

Suez.

Das alte Suez ist nur von Arabern bewohnt; die Neustadt aber beherbergt eine wahre Musterkarte aller Nationen, und wer in einen der großen Gasthöfe tritt, findet daselbst sicherlich irgend einen Landsmann. Auch bei den Hafenarbeiten reichen Engländer und Franzosen, Deutsche und Italiener, Griechen und Araber einander die Hand; Suez wird in wenigen Jahren eine bedeutende Stadt sein, — es besitzt jetzt in Fülle das unentbehrliche Lebenselement: trinkbares Wasser. Am östlichen Ufer der nördlichsten Spitze des Rothen Meeres (Suez liegt auf dem westlichen) sieht man heute noch den Moses-Brunnen, das heißt die Quelle, welche einst Moses den Israeliten mit seinem Stabe aus einem Felsen geschlagen haben soll; aber das Wasser ist heutzutage faul und ungenießbar. Lesseps hat eine unversiegbare, überreichliche Quelle erschlossen durch Herführung seines Süßwasserkanals, und wenn die Verbindung von Meer zu Meer vollendet ist, wird Suez eine große Handelsstadt werden.

Lesseps schätzt die Masse der Waaren, welche im Jahre den Weg von Europa nach Indien, China und Japan, oder umgekehrt machen, auf zwölf Millionen Tonnen und rechnet nun weiter: Wenn auch nur die Hälfte durch unseren Kanal geht, und wenn wir auch nur 10 Franken Kanalgebühren an der Tonne erheben, so macht das jährlich eine Einnahme von 60 Millionen Franken, — und das ist eine schöne Summe. Die Hauptsache aber ist nicht diese Einnahme, sondern die Abkürzung des Seewegs zwischen Europa und Indien, und nebenbei werden noch andere, sehr gewichtige Vortheile erlangt. Bisher führte die Eisenbahn zwischen Kairo und Suez zwei Mal täglich dieser letzteren Stadt, welche verlassen zwischen Wüste und Meer lag, trinkbares Wasser aus dem Nile zu; jetzt ist Suez durch den Süßwasserkanal reichlich versorgt mit dem flüssigen Lebenselemente. Das ist ein kleines Bild dessen, was der Seekanal im Großen sein wird: Lebensspender in bisher unbewohnbare Länderstriche. Neun Städtchen sind bereits entstanden, wo bisher nur Wüstensand und Himmel zu sehen war; sie werden wachsen und zunehmen an Einwohnerzahl, und der ganze Raum zwischen Nil und Seekanal wird durch kleinere Kanäle bewässert und somit bewohnbar gemacht werden. Auch dazu ist bereits der Anfang gemacht durch den Kanal, welcher von Kairo nach Kasanine führt und sich mehrfach verzweigt. Dann wird die Post von Kairo nach Suez nicht mehr durch die Wüste führen, sondern durch angebautes Land. Sonderbarer Weise wurde auch nach der Erbauung der Eisenbahn die Post immer noch auf die alte Weise befördert, und nach wie vor rollten die schweren Wagen durch die Sandebene auf der alten Straße, das heißt in der Richtung, welche ihnen durch die Gerippe gefallener und von den Geiern skelettirter Pferde und Kameele angedeutet wird; denn das, was wir eine Landstraße nennen, giebt es begreiflicher Weise in der Wüste nicht. — So wird der große Kanal Leben bringen nach der Landenge von Suez und Leben an die Ufer des Rothen Meeres, — welches rothe Meer übrigens, beiläufig gesagt, tief blau ist und nur an einigen Stellen in's Grünliche schimmert.

Wüstenpost von Kairo nach Suez.

Wir eilen zum Schlusse.

Es ist natürlich, daß ein solches Land der Wunder, wie es Aegypten ist, ein Anziehungspunkt für alle Reisende sein muß, und deshalb sollen hier noch einige Notizen für die Besucher Aegyptens folgen.

Die geeignetste Zeit zu einem solchen Besuche ist von November bis Februar. Man entgeht auf diese Weise dem europäischen Winter und ist in Aegypten, wenn dort Alles frisch ist und im schönsten Schmucke steht. Am besten thut man nun, sogleich nach Süden zu fahren, indem man die um diese Zeit herrschenden Nordwinde benutzt, und die Denkmäler erst bei der Rückfahrt zu besehen, wenn sich die Wasser der Ueberschwemmung vollständig verlaufen haben; später begegnet es dem Reisenden gar zu leicht, daß er wochenlang an einer uninteressanten Stelle liegen bleiben muß, weil ihn kein Wind den Strom hinauf treibt. Die angenehmste und bequemste Art der Reise ist noch immer die, ein eigenes Boot, genannt Dahabieh (d. h. die Goldene) zu miethen; dann ist man Herr seiner Zeit und kann sich aufhalten, wo und wie lange man will. Eine solche Dahabieh kostet auf sechs Wochen für die Fahrt von Kairo nach Assuan, also bis zu der Insel Philä, etwa 1000 bis 1200 Gulden, wobei Verköstigung und alle Nebenausgaben mitgerechnet sind. Treten also mehrere Reisegenossen zusammen, so wird die Fahrt gar nicht besonders theuer. Wer die nöthigen Verbindungen hat, kann eines der acht kleinen Dampfboote des Pascha's geliehen bekommen, und mit solchem Vorspanne geht es bedeutend schneller, man gewinnt eine Woche Zeit. Einestheils verringern sich dadurch die Ausgaben für die Dahabieh und deren Bemannung, anderntheils muß man aber dem Kapitän des Dampfschiffes ein sehr ansehnliches Geldgeschenk geben; das Boot selbst kostet natürlich nichts. Der wirkliche Vortheil besteht nur in Zeitersparniß; die Abkürzung der Fahrt an und für sich ist aber nur ein Gewinn für den, der mit seiner Zeit geizen muß, denn sie ist auch eine Abkürzung des Genusses.

Es fahren nun auch bis zu Ende des Monats Februar große englische Dampfboote bis Assuan; sie machen die Fahrt hin und zurück in drei Wochen und legen dabei an jedem interessanten Punkte an. Preis für die Fahrt mit Frühstück, Mittagstisch und Thee: 30 Pfund Sterling, 360 Gulden. Das ist ohne Zweifel die billigste und leichteste Art, das Nilthal zu sehen; nur ist man dabei nicht mehr Herr seiner selbst, denn man kann nicht mehr die Dauer seines Aufenthaltes am Lande bestimmen; wenn die Dampfschiffsglocke läutet, muß eingestiegen werden.

Weiter diene zur Orientirung des Reisenden noch Folgendes:

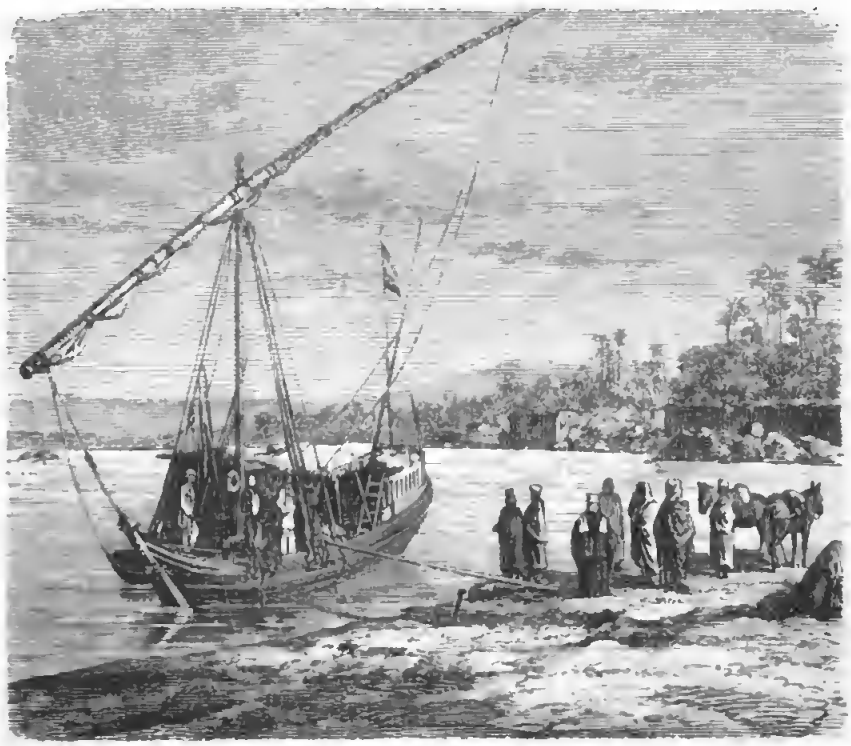
Eisenbahnfahrt von Wien nach Triest kostet 24, mit dem Eilzuge 17 Stunden Zeit, und man bezahlt in der zweiten Wagenklasse dafür 19½ Gulden, bei dem Eilzuge 23 Gulden österreichische Währung. — Auf dem Dampfschiffe des Oesterreichischen Lloyd fährt man von Triest bis Alexandrien 6, zuweilen auch 7 Tage; der Preis eines Platzes in erster Kajüte nebst sehr guter Beköstigung beträgt 160 österreichische Gulden. — In Alexandria

koſtet in einem guten Gaſthof der Tag 20 Franken; dafür hat man Logis, Koſt und Bedienung; ob man nun wirklich da ißt, oder nicht, iſt gleichgiltig, 20 Franken koſtet es doch. Die Preiſe in Aegypten ſind in den letzten fünf Jahren fabelhaft geſtiegen; allerdings findet man nun aber auch eine andere Bequemlichkeit und namentlich Reinlichkeit, als früher, und die neuen Gaſthöfe in Alexandrien und Kairo ſind wirklich gut.

Von Alexandrien nach Kairo fährt man auf der Eiſenbahn 6 Stunden und bezahlt für einen Platz zweiter Klaſſe 103 Piaſter à 20 Pfennige preußiſch oder 6 Kreuzer öſterreichiſch. Abfahrt Morgens 9 Uhr; nach Zurücklegung der Hälfte des Weges wird angehalten und zu Mittag gegeſſen. — Die Preiſe in Kairo ſind etwa dieſelben wie in Alexandrien; Alles, was man kauft oder ſich leiſten läßt, koſtet das Doppelte gegen früher. Ein Reiteſel koſtete ſonſt 3 Piaſter für die Stunde, jetzt einen Frank; eine Droſchke, um von dem Bahnhofe nach dem Gaſthauſe zu fahren, iſt unter fünf Franken nicht zu bekommen, und dabei muß man für Alles noch ein beſonderes Trinkgeld (Bakſchiſch) geben, und dieſe ungezählten Bakſchiſch machen im Laufe einer Woche doch ein nettes Sümmchen aus.

Nach dieſen vorläufigen Notizen beſchließen wir unſer Werk mit einer Reiſe, wie wir es begonnen.

Wir haben das Land geſehen in ſeiner Pracht und Größe vor dreitauſend Jahren, — wir ſehen es noch einmal — heute in ſeinen Trümmern!



Ein Nilboot (Dahabieh).

Damit du, lieber Leser, einigermaßen siehst, welche Masse herrlicher Ueberreste der grauen Vorzeit du noch dort zu finden hoffen darfst, haben wir dir nebenan in Vogelperspektive einen Ueberblick der wichtigsten, noch erhaltenen Denkmäler der Baukunst beigefügt.

Merke aber: du hast hier keine Landkarte, welche die Entfernungen genau angiebt, sondern ein lebendiges Bild, wie du es sehen würdest, wenn du dich etwa 100 Stunden jenseit der Südgrenze Aegyptens auf einen hohen Berg stellen und, nach Norden gewendet, mit Einem Blicke das ganze Nilthal bis zum Meere überschauen könntest. Die Breite des Thales ist also nicht verkürzt, wol aber die Länge, bei der alle Strecken, auf welchen sich keine Monumente befinden, verschwinden. Die wirklichen Entfernungen sind in der folgenden Uebersicht angegeben.

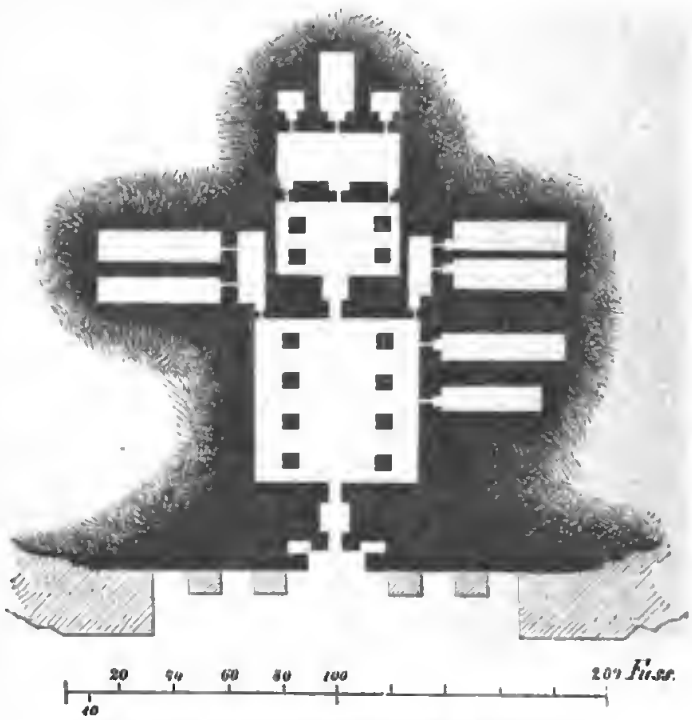
Etwa achtundachtzig Stunden südlich von Philä bildet der Nil ähnliche Wasserfälle, wie wir sie in der Nähe jener Insel gesehen und Seite 8 bis 10 beschrieben haben. Man nennt sie den zweiten Katarakt des Nil; auf unserem Bilde sind sie ganz im Vordergrunde dargestellt. Wenn man sagt: „der zweite", so ist dabei von der Mündung des Flusses an gezählt; denn von oben ist es der neunte. Er ist eine deutsche Meile lang, und sein Brausen und Tosen hört man eine halbe Stunde weit. Die Araber nennen ihn Batn el Hadschar, „der steinerne Bauch"; in der Nähe liegt das Wadi Halfa. Das Wasser schießt mit Blitzesschnelle dahin, und wenn noch ein halbes Dutzend rüstiger Ruderer den Lauf des Bootes beschleunigen hilft, hat der Reisende von Tagesanbruch bis zum Mittage 20 Stunden zurückgelegt und ist bei Epsambal (Ibsamboul, Abu-Simbel) angekommen. Hier findet er zu beiden Seiten des von Wüstensand ausgefüllten Thales die beiden Felsentempel, welche wir mit einander bei einem Feste des großen Gottes Ra besucht haben. Der Sand quillt hier zwischen den Felsen hervor, wie in der Schweiz die Gletscher zwischen den schneebedeckten Bergen hervordringen. Die Beschreibung dieser beiden Tempel findet sich Seite 110 bis 114; hier sei nur noch ein Grundriß des großen Tempels beigefügt. So wird man mit Einem Blick die Majestät, das Riesenhafte eines solchen Felsenbaues erkennen. — Der Reisende Taylor sagt über den Eindruck, welchen dieser Bau macht: „Karnak mit seinen Trümmern Theben's ist großartig; aber seine Größe ist eine menschliche. Der Tempel von Abu Simbel dagegen gehört den übermenschlichen Phantasien des Morgenlandes an, den Hallen der Geister, oder den Reichen der entthronten Titanen der altgriechischen Mythologie".

Nachdem wir rechts an einer steilen Felswand, auf deren Höhe die Festung Ibrim (Brim) liegt, vorbeigefahren und nur flüchtig die Eingänge der vielen Felsengräber beachtet haben, kommen wir an einen herrlichen, viele Meilen am Ufer sich hinziehenden Palmenwald, und endlich — 30 Stunden von Epsambal — nach Derr (Derri, Deir). Hinter dem Orte findet sich ein Felsentempel, 110 Fuß tief, dessen Eingang durch vier Säulen geziert ist.

Die Vorhalle ist von sechs mächtigen Pfeilern getragen; an den Hauptsaal schließen sich rechts und links kleine Kammern.

Bei Derr wird die Verbindung der beiden Ufer durch eine Fähre vermittelt. Benutzen wir diese! Wenige Stunden nördlich finden wir auf dem linken Ufer bei Amada (Amadon) die noch recht wohl erhaltenen Reste eines 80 Fuß langen und 30 Fuß breiten Tempels. An einer aufgesetzten Kuppel sieht man, daß er eine Zeit lang als christliche Kirche diente; auch waren innen die Wände mit Lehm beworfen und mit Heiligen bemalt. Der Bewurf ist aber zum größten Theile wieder abgefallen.

Bei Wadi-Sabua (Löwenthal, vergleiche Seite 74—76) erblicken wir noch eine 30 Fuß breite Sphinx-Allee, die uns besonders deswegen interessant ist, weil wir hier die menschenköpfigen Löwensphinxe sehen. Ihre Länge von dem Barte bis zum Schwanze beträgt 11 Fuß. Ihre Zahl ist sehr groß, aber sie sind fast alle unter dem Flugsande begraben; nur wenige schauen noch daraus hervor. Am Anfange und am Ende der Allee standen je zwei Kolossal-Statuen; die Trümmer des vorderen Paares ragen noch 15 Fuß aus dem Sande hervor; von dem hinteren liegen nur noch Stücke umher. Der Tempel selbst ist noch ziemlich gut erhalten, nur zur Hälfte mit Sand gefüllt. — Von den Löwensphinxen hat das Wadi (Thal) und der darin liegende Ort den Namen Sabua.



Grundriß des Felsentempels von Abu-Simbel.

Bei Korti sind die Ruinen des kleinsten, weiterhin bei Dakke (Dukkey) aber die des schönsten ägyptischen Tempels in ganz Nubien (Aethiopien). Auch sind diese letzteren noch in besonders gutem Zustande. Die Pylonen sind über 50 Fuß hoch.

In dem Wadi Dschirscheh treffen wir bei Tulzis einen kolossalen Tempel, der halb in den Felsen gehauen, halb davor angebaut ist. (Grundriß und ausführliche Beschreibung siehe Seite 87 und 88.) Wer hier im Sande nachgraben will, kann noch manche schöne Antiquität finden. — Wir kommen nach Dandur (Dendour, Garba Dandour). Hier treten jenseit des Tempels, der sich noch in leidlichem Stande befindet, zum ersten Male aus den Sand-

steinbergen einzelne Granitfelsen hervor. Bis Dandur hatten wir rechts und links nur Sandstein; hier aber ist ein deutlicher allmäliger Uebergang, und fünf Stunden weiter, bei Kalabsche (Kalaptsche, Galabsche) sind wir mitten im Granit. Zu beiden Seiten des krystallhellen Flusses grünende, blumenreiche Gefilde, herrliche Akazienwälder, das weite Thal kesselförmig eingeschlossen von den schwärzlichen Felsen, — ein prachtvoller Anblick! Viele Hütten des Dorfes Kalabsche, von welchem das ganze Thal den Namen Wadi Kalabsche hat, sind aus Steinen erbaut, die ganz mit Hieroglyphen bedeckt sind. In der Umgegend liegen weit und breit nach allen Seiten hin Trümmer aller Art; in der Mitte des Dorfes ein alter Tempel, welcher ohne Zweifel zur Zeit der höchsten Blüte ägyptischer Kunst errichtet worden ist. Eine lange Treppenflucht führt von den 110 Fuß hohen Pylonen zu einer fest gemauerten und geplatteten Terrasse am Nil. Sie ist noch außerordentlich fest, der Tempel aber sehr zertrümmert. Hingegen sind die Farben der Wandmalereien noch so frisch, als seien sie erst aufgetragen worden.

Eine halbe Stunde weiter, nach Nordwesten zu, kommt man, immer zwischen zerschlagenen Kolossen, zertrümmerten Steinen und Ueberresten aller Art hinschreitend, nach dem kleinen Tempel von Dar-el-Wali (Bert Oualli). Dieser ist deshalb merkwürdig, weil in ihm ein Triumphzug des Sohnes der Sonne abgebildet ist mit vielen Gefangenen und wilden Thieren jeder Gattung (Löwe, Giraffe, Strauß, Gebirgsziege und verschiedene Antilopen). Nicht minder interessant sind die übrigen Darstellungen, zum Theile halb erhaben, zum Theile vertieft, geistvoll aufgefaßt und fehlerfrei gezeichnet.

Von Derr bis Kalabsche sind 45 Stunden; wir haben also von dem zweiten Katarakt an schon einen Weg von 95 Stunden zurückgelegt. Noch fünf Stunden nördlicher liegt, ebenfalls auf dem linken Ufer, Tafa (Tessa). Südlich von diesem Dorfe treten die Granitfelsen so weit hervor, daß sie von dem Wasser des Flusses bespült werden; die Bewohner von Tafa können also nur über die Berge hin oder zu Schiffe nach Kalabsche kommen; es giebt keinen Pfad längs des Nil. In dem Orte selbst sind die Ruinen eines kleinen Tempels; in den westlichen Bergen finden wir noch zwei Felsentempel. — Hier verschwindet der Granit wieder, und abermals sind die steilen Thalwände auf beiden Ufern Sandstein. Das Thal selbst aber erweitert sich und ist ganz und gar mit Erinnerungen an die Herrschaft der Aegypter bedeckt. Da sehen wir Ueberreste fester Lager mit zehn Fuß dicken Mauern, — Steinbrüche, — Trümmer von Kolossen, — Ruinen von Tempeln, — vier Stunden stromabwärts bei Kardassy (Gartaas, Gertasse) noch ein 30 Fuß breites und 36 Fuß langes Stück einer zerstörten Säulenhalle. Nun betreten wir die Granitregion, die uns nicht verläßt bis Suan. 15 Stunden nördlich von Kardassy ist die ägyptische Grenze. Der zweite Katarakt ist 70 Stunden südlich von dieser Grenze; der Weg zu Wasser aber beträgt 120 Stunden.

Jetzt sind wir wieder in bekannten Gegenden. Da kommt die Insel Philä, von den Arabern Dschesiret el Birbe, d. i. Insel der Tempel,

Digitized by Google

genannt (ſ. Seite 7 und 8). Hinter ihr, durch die Waſſerfälle und die Stromſchnelle Schellal (ſ. Seite 8 bis 10), gelangen wir am Ende des Granitgebirges nach Aſſuan mit den großen Steinbrüchen und Mauerüberreſten des alten Suan (Syene). Hier liegt im Nile die Dſcheſiret el Sag, d. i. Blumen-Inſel, bekannter unter dem Namen Elephantine, mit den Trümmern einer Stadt und den Ruinen zweier Tempel. Ganz neu iſt die Entdeckung eines Tempels aus ptolemäiſcher Zeit bei Aſſuan; wir verdanken ſie dem trefflichen Mariette-Bey, der ſie Anfang des Jahres 1866 bei ſeinen Ausgrabungen gemacht hat.

Neun Stunden weiter liegt auf dem rechten Ufer Ombu bei dem Kum (Berg) Ombu. Es iſt ein armſeliges Dorf, in deſſen Nähe ſich aber die Ueberreſte eines großen und eines kleinen Tempels der alten Stadt Ombo befinden, beide aus feinſtem Sandſtein. Der größere iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß er durch eine dicke Mauer, welche ihn ſeiner ganzen Länge nach durchzieht, in zwei ſymmetriſche Hälften getheilt iſt. Nichts Aehnliches kommt in dem Nilthale mehr vor. — Wir kommen an den erſten Engpaß, Hadſchar Silſilis, wo die alten berühmten Steinbrüche von Silili ſind (ſ. Seite 15 und 115). Auf dem linken Ufer liegen intereſſante in die Felſen gehauene Grotten und Kapellen mit merkwürdigen Hieroglyphen-Tafeln.

In dieſem Engpaſſe wird die Fahrt oft durch heftige, von Norden kommende Windſtöße aufgehalten; hat man ihn hinter ſich, dann geht es munter voran, bis links bei dem Dorfe Edfu die mächtigen Pylonen des alten Tempels von Atbo gleich Kirchthürmen gen Himmel ragen (Seite 15). — Die Fellah nennen den Tempel Kalla, d. h. Citadelle, weil er die ganze Gegend beherrſcht. Hier giebt es viel zu thun für Den, der Säulen, Wandgemälde und dergleichen ſtudiren will! Früher war es ſehr beſchwerlich, in das Innere dieſes beinahe bis zur Decke mit Schutt gefüllten Tempels zu dringen; jetzt iſt er vollſtändig geräumt und ohne Mühe zugänglich. — Drei Stunden weiter liegt auf dem rechten Ufer El Kab. Hier finden wir außer intereſſanten Tempelreſten und ſehr ſchönen Felsgrotten noch zwei Umwallungen, welche ohne Zweifel in alter Zeit als Feſtungswerke zum Schutze gedient haben. Die vier Seiten der einen ſind zuſammen etwa 8000 Fuß lang; die Höhe der Mauer beträgt 27, die Dicke 35 Fuß. In dieſer einen Umwallung hätte allein eine Stadt von mehr als 10,000 Menſchen ſtehen können. Der Weg dahin vom Fluſſe aus iſt ſehr beſchwerlich und eine volle Stunde lang, lohnt ſich aber doch durch die lehrreichen und noch ſehr gut erhaltenen Wandgemälde in den Felſengräbern, welche unter Anderem verſchiedene ländliche Arbeiten darſtellen, ſowie eine Geſellſchaft, bei welcher der Beſitzer des Grabes mit ſeiner Gemahlin auf einem prachtvollen Sopha ſitzt, an welches ein Affe gebunden iſt. — An dem Querthale nach dem Rothen Meere vorbei, gelangen wir nach Esne, — auf dem linken Ufer, — dem Sna der alten Aegypter. Hier ſteht noch, und zwar mitten in der Stadt, ein zwar ſehr zerſtörter, aber doch überaus prächtiger Tempel mit Säulen, 33 Fuß hoch und

5 Fuß dick. Mehr als 45,000 Quadratfuß der Tempelwände sind mit erhabenen Bildern und Hieroglyphen bedeckt. — Eine Stunde nördlich davon findet sich noch ein kleinerer Tempel. — Die Griechen gaben der Stadt Sna nach ihrer Weise einen griechischen Namen und nannten sie Latopolis. Gegenüber, am östlichen Ufer, lag Contra-Latopolis, Contralato. Die Trümmer eines kleinen Tempels, welcher durch Feuer zerstört zu sein scheint, erinnern an Kambyses, der bei seinen Verwüstungen auch dieses Element zu Hülfe nahm. — Wieder links finden wir bei Armont oder Erment (an der Stelle des ehemaligen Hermenthis) einen Tempel, an welchem noch ein großes, mit Quadersteinen ausgemauertes Bassin zu sehen ist. Der Tempel mit diesem Weiher, der an jeder Seite 80 Fuß mißt, ist mit einem großen Mauerwall umschlossen, wie wir deren zwei bei El Kab gesehen haben. Neben dem Tempel liegt eine christliche Kirche. Sie ist aus Trümmern der alten verschwundenen Stadt aufgebaut. Die aufeinandergesetzten Steine zeigen bunt durcheinander gewürfelte Bilder und Hieroglyphen in den verschiedensten Richtungen. Auf dem einen Steine stehen die Köpfe der Figuren nach oben, auf dem andern nach unten, auf dem dritten nach der Seite, — der Baumeister hat die Steine geschichtet, wie es gerade der Zufall gewollt hat. Und diese aus Trümmern errichtete Kirche ist jetzt noch weit mehr zertrümmert, als der daneben stehende alte Tempel! — Von dem Dache des Tempels aus kann man in der Ferne die Ueberreste der alten Hauptstadt Tape (Theben) erblicken. An der Stelle der ehemaligen großen Königsstadt liegen jetzt nicht weniger als neun Dörfer; links, vom Süden anfangend: El Akalteh, Abu-Hamud, El Bairat, Medinet-Abu und am nördlichen Ende Gurnah; rechts Luxor (ein ansehnlicher Ort mit etwa 3000 Einwohnern), Kafr, Karnak und Med-a-Mud.

Welcher Reichthum von Denkmälern! Bei El Akalteh ein 6000 Fuß langer und 3000 Fuß breiter ummauerter Platz zu Wettrennen. Anderthalb Stunden braucht man, um nur ein einziges Mal um die Mauer zu gehen! — Bei Medinet (d. h. Stadt) Abu stehen noch zwei Stockwerke eines Riesenpalastes. Welche Menge von Trümmern rund umher! Ueberall zerbrochene Säulen, Sphinxe, Kolosse, Obelisken! Da stehen auch noch (nordöstlich von Abu) die 60 Fuß hohen sogenannten Memnons-Bildsäulen, Statuen des Königs Amenhotep III. (siehe Seite 78 bis 82). Weiterhin ein gigantischer Prachtbau, das Grabmal des Königs Rhamses II., Os-ma-n-Ptah (des Vielgeliebten des Ptah), von uns Osymandias genannt. Dann kommt das sogenannte Rhamesseum oder Memnonium, ein Palast des Königs Rhamses, dessen zertrümmertes granitenes Standbild, 35 Fuß hoch, umgestürzt noch in dem vorderen Hofe liegt. Von Schulter zu Schulter mißt die Statue 21 Fuß. Sie ist so kolossal, daß man erst in einiger Entfernung ihre Gestalt zu erkennen vermag. Ganz im Norden bei Gurnah wieder ein Palast und herrliche Galerien, Zimmer und Säle in den Fels gehauen! Gegenüber auf dem östlichen Ufer der kolossale Tempel bei Karnak (s. S. 90 bis 92).

Aus den Tempelruinen von Karnak.

Von da führt eine Allee von ein Tausend sechs Hundert Sphinxen eine halbe Stunde weit nach Luxor.

Drüben in den westlichen Bergen, 300 bis 400 Fuß hoch, mit vorspringenden, terrassenförmigen Anhöhen, sieht man unzählige Löcher. Es sind Eingänge zu den Gräbern. Südwestlich von Gurnah zieht sich eine Felsschlucht in die libyschen Berge, welche zu den Königsgräbern führt; das ist das Thal Biban-el-Moluk (Seite 122). —

Es ist nicht möglich, hier die einzelnen Denkmäler zu beschreiben; eine trockene Aufzählung aber wäre völlig werthlos; wir beschränken uns also auf folgende Fingerzeige: Auch der Nichtgelehrte braucht mindestens drei oder vier Tage, die Trümmer der alten Königsstadt zu besehen, — einen für die Paläste auf der Westseite des Nil, — einen für die Königsgräber und die in dem benachbarten Assasif-Thale gelegenen Gräber (aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. stammend), von welchen eines 862 Fuß in den Felsen hineingetrieben ist, — einen dritten für Luxor und Karnak, also die Ostseite des Flusses, und endlich einen vierten, um die Trümmer des Riesenpalastes von Karnak genauer und mehr in's Einzelne gehend zu betrachten. Es ist rathsam, zur Besichtigung der Alterthümer einen Führer mitzunehmen, um keine Zeit durch zweckloses Hin- und Herlaufen zu verlieren; er erhält 10 Piaster für den Tag. Ein Pferd kostet ebenfalls 10, ein Reitesel 5 Piaster für dieselbe Zeit. Speise und Trank, also auch Wasser, muß man sich für den ganzen Tag mitnehmen; denn unterwegs ist auf Nichts zu hoffen. Jedenfalls betrachte man den Tempel von Karnak zuletzt, denn er ist das Merkwürdigste und Herrlichste, was uns von dem alten Theben übrig geblieben ist, und gegen ihn sieht alles Andere klein aus. Ganz neuerdings, Oktober 1867, ist auch zu Luxor ein Gasthof für Europäer durch einen Kopten eingerichtet. Kost und Wohnung werden für den Tag mit 10 Schilling (6 Gulden rh.) berechnet.

Etwa 15 bis 20 Stunden weiter nach Norden liegen die Trümmer des alten Tenthori in und bei dem heutigen Dorfe Denderah. Die Ueberreste der zerstörten Stadt bedecken einen Raum von einer halben Stunde in die Länge und einer Viertelstunde Breite. Ein großer und ein kleiner Tempel sind die letzten größeren Denkmäler von Bedeutung. (Eine Frontansicht des ersteren siehe Seite 20.) Die Säulen sind 60 Fuß hoch und haben 25 Fuß Umfang; der Saal mit den sechsmal vier Säulen ist allein 100 Fuß lang und 70 Fuß breit; an ihn schließen sich nach hinten noch verschiedene Tempelgemächer und zuletzt das Allerheiligste. — Was jetzt noch folgt (— die Pyramiden abgerechnet —), ist nicht mehr viel. In dem mittleren und nördlichen Aegypten haben die Feinde Alles zu gründlich zerstört. Acht bis neun Meilen weiter zweigt sich links der große Kanal ab (Seite 24), welchen die Araber Bahr Jusef nennen.

Bei Dschirdscheh finden wir noch die Trümmer eines Palastes und eines Tempels der alten Stadt Abydus, von den Arabern jetzt „Arabat, el Matfun," die Begrabene, genannt. Die Palastruine ist namentlich wegen

eines in Stein gehauenen Gewölbes merkwürdig. Auch viele Gräber in der Nähe sind jetzt geöffnet. — Das Dorf Achmunein liegt auf den Trümmern des alten Schmun (Hermopolis magna), hier steht auch noch ein Tempel, der aber, da er aus Kalkstein aufgeführt worden, sehr zerfallen ist. Jedoch geben selbst diese Reste noch ein lebendiges Bild ehemaliger Größe und Herrlichkeit.

Die letzten bemerkenswerthen Reste altägyptischer Kunst sind die Felsengräber von Benihassan. Das Dorf selbst ist vor vierzig Jahren wegen steter Räuberei seiner Bewohner zerstört worden; etwas stromaufwärts davon liegen, eine halbe Stunde weit vom Ostufer des Flusses entfernt, die berühmten Gräber, welche namentlich wegen der in ihnen enthaltenen Wandgemälde für uns von der größten Wichtigkeit sind. (Die Ansicht eines Grabeinganges s. S. 119.)

Abermals steigen wir aus bei Benisueff und wandern an der Seite des Kanales hin, der uns zu dem Bahr Jusef führt. Noch ein Stückchen weiter nördlich geht von diesem ein anderer Kanal westlich durch das Gebirge und geleitet uns in das Thal El Fayum (siehe Seite 24 bis 27 und die Karte Seite 25). An dem Dorfe El Lahun vorbei, kommen wir zu den Trümmerhaufen der ersten Pyramide, des Labyrinthes und der zweiten Pyramide. Am höchsten Punkte des Thales liegt an der Stelle des alten Piom jetzt Medinet el Fayum. Der See, welcher lange nicht mehr die frühere Größe hat, heißt Birket el Kerun. — Zehn Stunden nördlicher kommt die Region der Pyramiden. Bei Mitraheni verlassen wir unser Boot, besteigen ein paar kräftige Esel und reiten zur Stufenpyramide bei Sakkarah, wenn wir nicht vorziehen, direkt nach Kairo zurückzukehren und die nähere Umgebung der Stadt bei einem besonderen Ausfluge zu besuchen.

Wer nicht die Zeit oder das Geld zu einer Nilfahrt aufzuwenden vermag, kann von Kairo aus in zwei oder drei Tagen des Merkwürdigen schon genug sehen. Ein Besuch der „großen Pyramiden von Dschiseh" kann recht gut in zehn Stunden gemacht werden (siehe Seite 95 bis 108); will man zugleich die Pyramide von Sakkarah besuchen, so muß man sich gehörig mit Lebensmitteln versehen, — wobei Wasser nicht zu vergessen! — und mit einer guten, wollenen Decke, — denn man bringt alsdann die Nacht in einem der offenen Gräber zu und wandert am Morgen des zweiten Tages den nächsten Weg nach Sakkarah.

An der Südseite der dritten Pyramide stehen noch drei kleine Pyramiden, welche wahrscheinlich erst der Kern zu größeren sind, aber nie ausgebaut wurden; dagegen finden sich an der Ostseite der zweiten und dritten Pyramide die Ueberreste zweier Tempel. Gräber und Gruben, geebnete Pfade, Mauertrümmer und dergleichen sind noch nach allen Seiten hin zu sehen; was den Reisenden aber besonders anzieht, ist die große Sphinx, östlich von der mittleren Pyramide (siehe S. 75 bis 77). Sie ist jetzt wieder vollständig bloß gelegt, und man kann mit einer Leiter auf ihren Rücken steigen. Von der Sphinx aus führt eine gepflasterte Bahn nach einer Mauer, welche die Umfassung

eines Hofes gewesen zu sein scheint, in dessen Mitte die Sphinx gelegen. Durch ein Thor in der Mauer kommt man in einen Tempel und von da auf schief abwärts gehenden Pfaden in verschiedene Gänge und Gemächer, die mit Alabaster oder Granit geplattet sind. In diesem Tempel entdeckte Mariette einen Schacht, welcher ganz verschüttet war; als er ihn aber ausräumte, fand er darin Statuen des Königs Schafra, deren bereits Seite 319 gedacht ist. Vielleicht war Schafra auch der Erbauer des Tempels.

Hinter der Sphinx sind große in Pylonen-Form aufgebaute Gräber; unten am Fuße der Felsen sind von Osten her andere Gräber in den Stein gebrochen. Hier ist der Ort zum Uebernachten. — Am Rande der Wüste hin reitet man sodann folgenden Tages an Abusir und seinen Pyramiden vorbei nach Sakkarah, wo wir aber die berühmte, aus sieben Stufen bestehende, oben abgerundete Pyramide besuchen. Eigentlich sind es Stufen mit Brustwehren, welche wie Schalen um einen Kern liegen. In den innern hohlen Raum ist sehr schwer zu gelangen; es sind verschiedene Kammern, von welchen einige mit grün, schwarz und blauer Porzellan-Mosaik ausgelegt sind, in welche man sich jedoch nur mit Hülfe eines Seiles hinablassen kann. Man hält diese Pyramide für das älteste Baudenkmal und setzt sie in das vierte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung.

Etwas südlicher liegt die unvollendete Pyramide, welche die Araber Mustabat el Faraun, Thron des Pharao, nennen, von schönem Muschelkalk aufgeführt. Die Zahl der Pyramiden, welche von Dschiseh bis nach Fayum hin liegen, beträgt zwischen 60 und 70; die meisten haben jedoch nur für den Gelehrten ein Interesse. Dagegen ist das Serapeum, welches wir bereits früher beschrieben und in Abbildungen dargestellt haben (s. S. 17, 30 und 31), höchst merkwürdig. Es liegt nicht fern von der großen Stufenpyramide und ist jetzt leicht und ohne Beschwerde zugänglich. Und ferner sind sehr beachtenswerth die vielen Gräber, welche hier in Pylonen-Form aufgebaut sind. Die Thüre ist eng, die Zahl der Gemächer verschieden; jedes Mal findet sich aber ganz hinten ein ungefähr 70 Fuß tiefer Schacht, welcher unten in einen wagrechten Gang mündet. Dieser führt in ein kleines Gemach, in dessen Mitte endlich der Steinsarg steht. Auch diese Gräber stammen aus der frühesten Zeit und ihre Wandbilder stellen meist landwirthschaftliches Leben dar. Bemerkenswerth ist, daß sich als Hausthiere zwar Hunde, Esel, Ochsen, Affen, Gänse, Enten, Tauben u. s. w., ja sogar Störche, Kraniche und Antilopen abgebildet und aufgezählt finden, nirgends aber Schafe und Pferde.

Wir steigen hinab von der Höhe nach der Stätte des alten Memphis. Wo sonst lange, belebte Straßen mit hohen Häusern standen, herrliche Paläste und Tempel, Obelisken und Bildsäulen, da sieht man jetzt Getreidefelder, Baumwollen-Pflanzungen und einen Palmenwald. Wo sonst das laute, lebendige Treiben an dem Hafen und auf den Marktplätzen, da ist es jetzt stille, feierlich stille und kein menschliches Wesen begegnet uns; nur hier und da steht auf einem kleinen Thürmchen mitten im Felde ein armer Fellahknabe als

Vogelscheuche, um die ungebetenen Gäste von den Maisähren zu verjagen. An die alte Zeit erinnert hier und da ein kleiner Mauerüberrest und — die umgestürzte, 42 Fuß hohe Bildsäule des Königs Rhamses Mai-Amun. Sie wurde vor etwa fünfzehn Jahren von Caviglia entdeckt, ausgegraben, stürzte aber in die durch die Ausgrabung entstandene Grube, und da liegt sie jetzt noch, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, unter den Palmen des Dörfchens Mitraheuni.

Die Sultansgräber bei Kairo.

In und um Kairo selbst sind die Citadelle, die Gräber der Mameluken-Könige (Sultansgräber genannt), und der Nilmesser auf der Insel Roda die Haupt-Sehenswürdigkeiten. Die genannten Gräber, welche auch fälschlich mit dem Namen Kalifengräber bezeichnet werden, liegen eine halbe Stunde nordöstlich vor der Stadt und sind wol eines Besuches werth. Sie sind mit kleinen Moscheen verbunden, mit Kuppeldächern gedeckt, haben meist wunderschöne Portale und zeigen überall die kunstvollste Arbeit. Das prächtigste von allen ist das Grab des Sultans El Aschraf, welcher im Jahre 1496 n. Chr. G. starb. Aber noch tausendmal interessanter als alle diese Gebäude ist das orientalische Leben und Treiben auf den Straßen, in den Bazars und in den Kaffeehäusern, ein wieder erwachtes Mährchen der Tausend und einen Nacht. —

Wer die Ueberreste der einst so berühmten Stadt On oder Heliopolis besuchen will, reitet nach dem Dorfe Matarieh, drei Stunden von Kairo; dort sieht man in einem Garten einen 68 Fuß hohen Obelisk stehen, — das ist Alles, was heute noch von jener großen und angesehenen Stadt übrig ist; alles Andere haben die Araber zerstört.

Bis jetzt hat nur Eines der Zerstörungswuth der Menschen getrotzt, — das sind die himmelanstrebenden Pyramiden. Sie stehen noch hoch und erhaben in ihrer Majestät; allem Eifer und aller Mühe spottend, schauen sie stolz auf die sie umgebende Trümmerwelt nieder. Darum sagen die heutigen Bewohner des Nilthales auch mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Bewunderung: „Alles fürchtet sich vor der Zeit, aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

Zwar sind auch an ihnen die Folgen der Zerstörung schon sichtbar genug; zwar ist ihre frühere seltsame und erhabene Schönheit dahin; aber sie sind doch noch! Und wenn noch tausend Jahre um sind, und das letzte Mäuerlein der alten Tempel ist zertrümmert, und die letzte Säule ist zerschlagen; wenn keine Tempelhalle und kein Obelisk, keine Sphinx und kein Osiri-Bild mehr zu sehen ist; wenn unsere Nachkommen alle diese Wunder nur noch in unseren Kupferwerken erschauen können: dann werden die Pyramiden noch stehen und dem Wanderer, welcher dorthin pilgert, sagen: „Ja, du bist im alten Kemi! Das ist heiliger Boden, auf dem du stehst, und hier sind wir noch, wir, die ägyptischen Pyramiden!" — Durch Menschen werden die Pyramiden nie zerstört werden; aber den Einwirkungen der Zeit können sie nicht widerstehen. Viertausend Jahre haben sie gestanden, sie können noch viertausend Jahre stehen; aber fallen müssen sie doch endlich, wie alles Entstandene. Wenn sich eines der alten Felsengräber öffnete und langsam, feierlichen Schrittes träte ein ehrwürdiger Priester Kemi's daraus hervor, der würde in seiner Weise sprechen: „Alles Gewordene vergeht. Der alte Gott Sebek (die unendliche Zeit) lebt noch, und Nichts ist, das seiner Macht widerstände! Tausend mal tausend Jahre sind vor ihm nur ein Augenblick; Alles, was geschaffen ist, vernichtet er, Alles muß fallen vor ihm, das Entstandene muß vergehen, — ewig sind nur Sebek und Pascht, Nef und Net, die Unerschaffenen; ewig ist nur Amun, der Viereinige." — Er ist und bleibt, wenn Sebek längst den Spruch vergessen gemacht:

„Alles fürchtet sich vor der Zeit;
aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

Ende des Buches.

BIBLIOTECA CENTRALE
REC 819621

S 19.621

Digitized by Google

Inhalt von

Otto Spamer's Illustrirter Jugend- und Hausbibliothek. III. Serie.

Erster und zweiter Band.

Hellas.

Das Land und Volk der alten Griechen. Von Dr. Wilhelm Wägner. Zwei Bände. Mit acht Tonbildern nach Zeichnungen von H. Leutemann u. A. und 270 in den Text gedruckten Abbildungen nebst einer Karte des alten Griechenlands. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis jedes Bandes: Eleg. geheftet 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rhein. In reich vergoldetem engl. Einband 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rhein.

Mit diesem Prachtbuch, welchem sich das nachstehend aufgeführte Geschichtswerk „Rom" anschließt, ist eine Reihe auf's Sorgfältigste ausgestatteter Geschichtswerke begonnen worden, welche dem Bedürfniß des höheren Schulunterrichts, wie ihn unsere Jugend in Gymnasien und verwandten Unterrichtsanstalten genießt, entsprechen. Unser Hellas gilt als ein musterhaftes Buch und kann daher in seiner neuen Gestalt Erziehern und Eltern als willkommene Gabe an ihre Pfleglinge, empfohlen werden.

Dritter, vierter und fünfter Band.

Rom.

Entstehung, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der alten Römer. Von Dr. Wilhelm Wägner. Drei Bände. Mit zahlreichen Tonbildern nach Zeichnungen von H. Leutemann u. A., sowie 370 Text-Abbild. und mehreren Karten. Preis des Bandes: Eleg. geh. 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh. In reich verziertem Einb. 1⅚ Thlr. = 3 Fl. 18 Kr. rh.

Siebenter und achter Band.

Das alte Mexiko

und die Eroberung Neuspaniens durch Ferdinand Cortez. Nach W. Prescott, B. Diaz u. A. bearbeitet von Th. Armin. Mit 6 Tonbildern, 125 in den Text gedruckten Abbildgn., Karten ꝛc. Nach Zeichnungen von E. Döpler, H. Leutemann, O. Mothes u. A. Preis eleg. geh. 1⅔ Thlr. = 3 Fl. rh. In eleg. engl. Einb. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh.

Das heutige Mexiko.

Land und Volk unter Spaniens Herrschaft, sowie nach erlangter Selbständigkeit. Unter Benutzung der zuverlässigsten und neuesten Quellen herausgegeben von Th. Armin. Mit 6 Tonbildern und 150 Text-Abbildungen. Preis eleg. geh. 1⅔ Thlr. = 3 Fl. rh. In eleg. engl. Einb. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh.

Hier liegt ein für Jung und Alt außerordentlich fesselndes Werk vor, welches heute, wo uns Mexiko so nahe gerückt ist, die Aufmerksamkeit eines jeden Gebildeten verdient. Zahlreiche meisterhafte Illustrationen schmücken diese zeitgemäßen, in hohem Grade interessanten Bände.

Neunter Band.

Die Göttersagen und Kultusformen

der Hellenen, Römer, Aegypter und Indier. Von Dr. Hermann Göll. Mit mehreren Tonbildern und 150 Text-Illustrationen. Preis geh. 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rhein. In engl. Einband 1⅝ Thlr. = 3 Fl. 18 Kr. rhein.

Der auf dem Gebiete des Alterthums wohlbekannte Verfasser liefert in seinem Werke weit mehr als eine Sammlung phantastischer Mythenbilder und verwebt mit kundiger Hand die Götterwelt in ihrem lebensvollen Zusammenhange mit dem gesammten Kulturleben der Völker.

Vaterländisches Ehrenbuch.

Schilderung der wichtigsten Ereignisse aus der Zeit der Befreiungskriege. In Bildern aus den Jahren 1813 bis 1815. Herausgegeben von Dr. E. Grosse und F. Otto. Zweite, gänzlich umgearb. Auflage. 25 Bogen mit 17 Tonbildern, 160 in den Text gedruckten Abbildgn., sowie einer Karte des Schlachtfeldes von Leipzig. Eleg. geh. Preis 1⅔ Thlr. = 3 Fl. In elegantem Einb. mit Deckelvergoldung 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh. In höchst prachtvollem Einb. mit Goldschnitt 2⅓ Thlr. = 4 Fl. 12 Kr. rh.

Dieses glänzend ausgestattete Werk führt in fünf Gruppen die Hauptmomente jener ewig denkwürdigen Tage in lebendigen Charakteristiken vor Augen, indem es uns zugleich die Lebensbilder jener Helden entrollt, deren Wort und Arm dazu beigetragen, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen. Der Inhalt trägt eine dem Gegenstande angemessene frische, echt-patriotische Färbung und gewinnt durch zahlreiche, künstlerisch ausgeführte Illustrationen an Interesse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Erschienen ist und zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Die Welt der Jugend.

Neue Folge von Otto Spamer's Illustrirter Haus- und Jugendbibliothek.

In Sammlungen von je vier bis sechs Heften oder Bändchen und zwar:
Ausgabe I: In eleg. broschirten Heften, zum Preise von 7½ Sgr. = 27 Kr. rh. pro Heft.
Ausgabe II: In eleg. gebundenen Bändchen zum Preise von 10 Sgr. = 36 Kr. rh.
Ausgabe III: In abgeschlossener Sammlung vereinigt,
gebildet durch je 4—6 Bändchen, welchen ein Inhalts-Verzeichniß beigegeben ist.

Die drei **ersten** Sammlungen sind einzeln zu beziehen unter dem **Separat**-Titel:

Lesestunden.

Schönste Festgabe für die reifere Jugend.

Mit 230 Text-Illustrationen,
sieben Bunt- und Tonbildern, einem Spielplane,
zwei neuen Liedern ꝛc.

Geheftet: 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh.
In reichverziertem Einb. nebst Mappe zu den Beilagen und dem Spielplane 2⅙ Thlr. = 3 Fl. 54 Kr. rh.

Feierabende.

Schönste Festgabe für die reifere Jugend.

Mit 140 Text-Abbildungen,
sechs Bunt- und Tonbildern, einem Titelbilde,
sowie einem neuen Liede ꝛc.

Geheftet: 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh.
In reich verziertem Einb. 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh.

Lohn des Fleißes.

Schönste Festgabe für die reifere Jugend.

Mit mehr als 100 Text-Illustrationen, vier Bunt- u. Tonbildern ꝛc.

Geheftet 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh. In reich verziertem Einband 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh.

Mit Beiträgen von
Th. Armin, Major **K. G. v. Berneck**, Dr. **H. Birnbaum**, **E. H. v. Dedenroth**, **E. Diethoff**, Prorektor Dr. **H. Göll**, **K. R. Göpner**, Dr. **Ed. Grosse**, Dr. **W. Hamm**, Dir. **Hübner-Trams**, **H. Jäger**, **Eduard Kauffer**, Dr. **H. Kleinsteuber**, Dr. **G. Kletke**, **R. Kühne**, **W. Lackowitz**, Dr. **Max Lange**, **M. O. Mohl**, Gebr. **Karl u. Adolf Müller**, **Franz Otto**, Dr. **K. Pilz**, Kapellmeister **G. Schmidt**, **R. Springer**, **H. E. Stötzner**, Hofkapellmeister **W. Taubert**, **W. Werner**.

Illustrirt durch zahlreiche Text-Abbildungen, Ton- und Buntbilder.
Nach Zeichnungen von **A. Bech**, **L. Burger**, **E. Kirchhoff**, **F. C. Klimsch**, **H. König**, **Rob. Kretschmer**, **H. Leutemann**, **A. Rausthal**, **H. Schereuberg**, **A. Toller** u. A.
Nebst Karten, Musikbeilagen, Zeichenvorlagen, Spielplanen u. s. w.

Die **„Welt der Jugend"** richtet sich vornehmlich an das Alter von 12 Jahren und darüber, ohne sich jedoch dem Verständniß des früheren Knabenalters ganz zu entziehen oder das Interesse der erwachsenen Familienglieder auszuschließen. Im Anschluß an die bedeutendsten Vorgänge der Gegenwart wird die Redaktion dieses wahrhaft prächtig ausgestatteten Jugend- und Familienbuches auch fernerhin bemüht sein, durch ansprechende und gediegene, Geist und Gemüth hebende Bilder das Verständniß und das Interesse der Jugend an der Entwickelung des Lebens in Haus, Natur, Staat und Welt zu fördern. — Es handelt sich bei diesem Unternehmen nicht um ein planloses Aneinanderreihen der verschiedenartigsten Themata. Die in sich abgeschlossenen Bände sollen die wesentlichsten Erscheinungen des zurückgelegten Zeitabschnitts widerspiegeln, sie liefern unserer Jugend das interessanteste Stück Zeitgeschichte und bleiben von dauerndem Werthe.

Außerdem enthalten diese Sammlungen noch in den „Erholungsstunden" unterhaltende Aufsätze in Briefform über die Pflege des Hausgartens und über physikalische Experimente, sodann verschiedene Artikel unter den Rubriken „Weltwunder" und „Kuriositäten"; ferner magische und mathematische Scherze und Aufgaben, physikalische und sonstige Kurzweil, Räthsel und Sprachscherze, Einfälle, neue Spiele und Belustigungen im Freien wie im Zimmer. Endlich bringt ein „Geschichtskalender", „Erinnerungstage vaterländischer Großthaten, Geburts- und Sterbetage berühmter Menschen".

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig.

Digitized by Google